1588
.305
v. 3

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BESPRECHUNGEN ÜBER DIE ERSTEN BEIDEN BÄNDE: DAS ALTE UND DAS NEUE SYSTEM AM SCHLUSS DIESES BUCHES. DEN UMSCHLAG ZEICHNETE ALFRED ROTHER, BERLIN. DEN DRUCK BESORGTE DIE E. GUNDLACH AKT.-GES., BIELEFELD.

ERSTES BIS DRITTES TAUSEND

COPYRIGHT 1920 BY OESTERHELD & CO. / BERLIN

Digitized by Google

KÖPFE DER GEGENWART

DRITTE FOLGE
DAS ALTE UND DAS NEUE SYSTEM

VON

JOHANNES FISCHART
(ERICH DOMBROWSKI)

1 · 9 · 2 · 0

OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN W.

Digitized by Google

1588
305
V3

Digitized by Google

Zum Geleit

Noch ist in Deutschland alles im Fluß. Die revolutionäre Entwicklung des Reiches ist, im weiteren Sinne des Wortes, noch keineswegs abgeschlossen. Täglich türmen sich neue Schwierigkeiten vor den Willen des Volkes, den Wiederaufbau der Nation, nach ihrem jähen Zusammenbruch, zu gestalten. Der Horizont ist dunkel. Immer neue Menschen tauchen auf, um auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete die Führung zu übernehmen. Menschen und wieder Menschen. Aber Führer, Köpfe? Auch dieses Buch, das nun schon der dritte Band einer Galerie deutscher Porträts ist, versucht die Antwort auf die Frage zu geben.

Eine Anwort?

Johannes Fischart.

Berlin, im Dezember 1920.

166488

Digitized by Google

Digitized by Google

INHALTS-ÜBERSICHT

Seite

Reinhardt 9
Spahn 20
Riesser 31
Henke 42
Geyer 54
Parvus 71
Kapp 80
Legien 119
Schiffer 133
Koch 143
Spengler 154
Haußmann 161
Wiemer 171
Heinze 178
Zetkin 185
Simons 191
Mosse 201
Bernstein 212
Beseler 221
Stinnes 247
Däumig 257
Einstein 262

Digitized by Google

Digitized by Google

Max Reinhardt

Die letzten glühenden Lampengirlanden des Rundbaues verglimmen. Neue, winzige Fünkchen funkeln, eins nach dem andern, auf und klettern scheinbar höher und höher. Ein tiefblauer Sternenhimmel strahlt und glitzert auf die drei-, viertausend Menschen herab, die in dem Zirkusraum Max Reinhardts, in diesem hingezauberten phantastisch-maurischen Palast, in diesem riesigen Amphitheater stumm und regungslos sitzen und staunen. Dumpfe Gongschläge erschallen. Schwere Musik tönt irgendwo aus der Höhe herab. Ein weißer Lichtstrahl fällt plötzlich auf die Orchestra, griechisch: den runden Tanzplatz des Chors, mit der Thymele, dem Opferaltar, in der Mitte. Der troische Krieg, die schreckliche, zehn Jahre währende Schlacht, ist zu Ende. Agamemnon soll heimkehren. Die Chöre tauchen gespenstig, rechts und links, aus dem Dunkel hervor und ziehen in würdigem Zuge auf: die Tragödie des Atridengeschlechts rollt sich, immer gewaltiger werdend, ab. Die Feuerzeichen leuchten auf: Troja ist gefallen. Agamemnon kommt jetzt zurück. Noch sieht er nicht, was inzwischen daheim geschehen. Noch ahnt er nicht das Geschick, das so vielen heimkehrenden Kriegern ward. Nur in den schaukelnden Rhythmen der Chöre dämmert nach und nach so etwas wie eine düstere Ahnung von dem drohen-

Digitized by Google

den Unheil auf, bis Kassandra, die Seherin, die letzten Schleier von der unmittelbar werdenden Zukunft reißt. Und dann fällt Agamemnon auch schon, als er, erwartend, wieder ins Haus getreten war, von der Hand seiner treulosen Gattin. Mord erzeugt wieder Mord. Der Sohn, Orestes, wird der Rächer seines Vaters. Die Eumeniden stürzen sich, nach Vergeltung lechzend, auf ihn. Die antike Sage erzählt, die Wirkung dieser Szene sei bei der ersten Aufführung der Oresteia in Athen so furchtbar gewesen, daß Kinder tot hinsanken und Weiber vor der Zeit gebaren. Orestes, dem Wahnsinn nahe, wird entführt. Die Götter im Himmel nehmen sich seiner an. Die Chöre sprechen. Und von ihnen pflanzt sich, geflügelt, das Wort zu den tausenden von Menschen fort, die Kopf an Kopf in den Reihen sitzen. Alles wird eins. Es ist nicht mehr Theater. Es ist ein Geben und Nehmen, ein geistig-seelisches Hin und Her, ein Ineinanderwachsen, ein großes gemeinsames Erleben.

Goethe machte die Weimarer Bühne, wenigstens zeitweise, zu einem Tempel (aus dem er schließlich selbst flüchten mußte). Wagner schuf sich Bayreuth. Diese Häuser hatten sie, gleichsam, um ihr Werk herumgebaut, um den letzten, den höchsten Ausdruck für das, gestaltend, zu finden, was ihr dichterisches Genie geschaffen hatte. Reinhardt ist der große Seher, der nach allen Seiten hin schauend, nach immer neuen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten sucht, um in gleich genialischem Aufriß den Menschen die Werke der großen

Digitized by Google

Genien ins Herz hineinzustellen, auf daß sie ihnen unvergeßlich bleiben. Nietzsche schreibt einmal, in seiner vulkanischen Auseinandersetzung mit Richard Wagner, von ihm: Er wurde Musiker, er wurde Dichter, weil der Tyrann in ihm, sein Schauspielergenie, ihn dazu zwang. Das ist's auch bei Reinhardt. Die meisten Menschen werden gelebt: Die Herde. Er aber lebt das Leben einmal, zweimal, dreimal an einem Tage. Die Gegenwart mit ihren vorüberflatternden Ereignissen wirft ihm den Ball hin zu seinen sprungbereit wartenden Ideen. Die Orestie holt er hervor aus der Vergessenheit verstaubter Bücher, als der Weltkrieg beendet, als tausendfach sich das Los des heimkehrenden Kriegers wiederholt, das der griechische Dichter vor fast zweieinhalb Jahrtausenden mit blutgen Lettern gezeichnet hat. Goethes „Stella" haucht er, in einer feingeistig gegliederten Darstellung, auf die Bühne hin, als die politische und soziale Revolution (wie auch früher stets) gleichzeitig eine erotische nach sich zieht. Büchners „Dantons Tod", dieser mit wenigen Strichen wild und zerrissen hingeworfenen dramatischen Studie, bläst er den Lebensodem ein, als sich mitten im Kriege bereits die ersten Revolutionszeichen am fernen Horizont zeigen. Lenzens „Soldaten", das urwüchsige Sturm- und Drangdrama, schleudert er auf die Bretter, als der Krieg immer deutlicher das Treiben einer Soldateska, hüben wie drüben, gewahr werden läßt. Den reinen Naturalismus der Hinterhaustragik und des sozialen Elends überwindet er, vor fünfzehn

Digitized by Google

Jahren, durch eine Aufführung des Shakespeare-schen „Sommernachtstraum", und als, vor dem Kriege, die deutsche Menschheit nach neuen religiösen Zielen verlangend die Hände reckt, greift er in den Schatz der mittelalterlichen Mysterienspiele und holt sich das Spiel „Jeder-mann" und „Das Mirakel" von der Nonne und der heiligen Jungfrau heraus. Immer und immer wieder ist es das Menschliche, das er, in all dem bunten Wirrwarr der Zeiterscheinungen, hoch und heilig wie den Gral emporhebt über die All-täglichkeit und ihn den Zuschauer bald von dieser, bald von jener Seite betrachten läßt, um ihn in die Seelen hineinleuchten zu lassen.

Viele Menschen sah und beschrieb ich. Große und kleine. Meist Politiker. Träger bestimmter Ideen oder Handlungen. Treffer und vorbei-gelungene Exemplare. Was suchte ich in Rein-hardt? Den Regisseur? Das wäre mir zu wenig. Regisseure gibt es Tausende. An jedem Theater einen, zwei, drei. Früher waren es (und zum Teil noch heute) ältere Schauspieler, die die Regie, alternierend, nebenbei mitmachten. Von den Großen der Vergangenheit, wie Immermann, Laube, Dingelstedt, Wagner, will ich absehen. Otto Brahm war nach den Tastversuchen L'Arron-ges der erste, der nach vielen Jahren der Fläche, nach einem neuen Stil suchte und ihn, im naturali-stischen Theaterspiel, fand. Ein geistig fein vibrierender Künstler, der in kleiner und kleinster Mosaikarbeit sich verzehrte, dem Hauptmann und Ibsen in Deutschland alles verdanken. Rein-

Digitized by Google

hardt steht auf den Schultern Brahms, bei dem er als Schauspieler viel gelernt und gesehen hatte. Aber wo Brahm nur einen Weg geradeaus sah, da erblickte Reinhardt eine Wegbiegung, von der zahlreiche Straßen, Gassen und Fußpfade nach allen Seiten hin ausstrahlten, und die doch stets, ganz hinten, im verschwimmenden Glast, zu einem und demselben Ziele führten: zu dem Kunstwerk als Seelenkult.

Nur Schauspieler zu sein, nur nachzuschöpfen, nur ein Glied in einem Ganzen zu sein, war ihm zu wenig. Er wollte mehr, er wollte selbst schaffen, selbst aufbauen, selbst herrschen, selbst führen. Ein Mensch von ungewöhnlicher Energie, von Tatendrang, von Ideenreichtum und von Gesichtern. Ein Mensch mit einer Sprachgewalt und Sprachtechnik und blitzschnellen Darstellungsgabe, wie sie nur wenigen Mimen eignen ist. Aber vor allem doch ein Pädagoge: der Lehrmeister einer ganzen Schauspielepoche. Von Brahm löste er sich los und begründete das intime Theater „Schall und Rauch" dicht an der Kreuzung der Friedrichstraße und der Linden. Was Brahm am Lessingtheater fast zu einer Tradition ausgebildet hatte, die Abwicklung eines Bühnenspiels, wie man ein feines, mit Diamanten besticktes Uhrgehäuse diskret ticken hört, das führte Reinhardt in seinem kleinen Theater, noch um eine Nuance inniger, fort. Der Gedanke der Kammerspiele, wie ihn August Strindberg seinem „Fräulein Julie" vorangeschickt hatte, schien hier allmählich Wirklichkeit zu werden. Vom „Schall und Rauch" ging's

Digitized by Google

hinüber zum „Neuen Theater" am Schiffbauer-damm, in die unmittelbare Nähe des Zirkus Schumann, der ihm anderthalb Jahrzehnte später das Theater der Dreitausend geben sollte. Hier, im Neuen Theater, fand er am 31. Januar 1905 das erlösende Wort, das ihn der Masse und den Zünftigen mit einem Schlage als den großen Bühnenrevolutionär erscheinen ließ. Ich entsinne mich noch, wie wir als junge Menschen förmlich berauscht waren, als wir den „Sommernachts-traum" wie einen Märchenzauber genossen, dem wir uns nicht entziehen konnten. Das ist überhaupt das Größte an der Reinhardtschen Kunst: die gewaltige Suggestion, vor der der Zuschauer un-bedingt kapituliert. Nietzsche: Das erste, was seine Kunst uns anbietet, ist ein Vergrößerungsglas: man sieht hinein, man traut seinen Augen nicht, — alles wird groß selbst — Reinhardt wird groß. ...

Max Reinhardt hat, wie er einmal selbst erzählte, seine Jugend auf der Galerie der Burg, des Wiener Hofburgtheaters, verlebt. Damals, als die ganz Großen dort über die Bretter gingen: Lewinsky, Baumeister, die Wolter. Bei einem Wiener Regisseur nahm er den ersten dramatischen Unterricht und tauchte dann irgendwo als kleiner Schauspieler in der Provinz unter. Hier entdeckte ihn Otto Brahm zufällig auf einer Sommerreise; sah und engagierte ihn, ließ ihn aber zunächst in Salzburg, um ihn dort noch weiter ausbilden zu lassen. Dann trat er in der ersten Hälfte der neunziger Jahre unter ihm im Berliner Lessing-theater auf. Ein stiller tiefernster Mensch. Väter-

Digitized by Google

rollen waren sein Fach. In Hauptmanns „Michael Kramer" fiel er als Vater der Kritik allgemein auf. Die fertige, in sich abgeschlossene Leistung eines verhältnismäßig noch sehr jungen Menschen: Grauer Bart, graue Locken, Lewinskys Statur. Suggestion seiner Sprache und seines Spiels. Wer ist dieser Reinhardt?

Jahre vergehen im Trott täglicher Darstellung. Ein kleiner Kreis Gleichgesinnter gruppiert sich um ihn. Eine gemütliche Kneipe. Humor und Satire herrschen hier: die Parodie. Aus den Gelegenheitsspielen dieser Abende kristallisiert sich allmählich der Gedanke heraus, mit diesen Parodien im Berliner Künstlerhause vor ein kleines, auserlesenes Publikum zu treten. Wie nennen wir das Ding? fragen sie am Rundtisch. „Ach was, Name ist Schall und Rauch!" erwidert einer lachend. Reinhardt greift das Wort auf: Schall und Rauch. Ein kleines intimes Theater in einem Hotel Unter den Linden entsteht. Kaum zwei-, dreihundert Menschen haben darin Platz. Alles ist in einem nivellierenden, gedämpften Grau gehalten. Der Rahmen der Bühne ist antik-griechisch. Geistreiche Parodien, Witz und Scherz prasseln auf die Zuschauer nieder. Das Unternehmen, das einer Zufallslaune entsprang, wächst. Das Kleine Theater entsteht. Ernste, stille Kleinkunst zieht in das Haus ein. Reinhardt löst sich von Otto Brahm langsam los und macht sich selbständig. Strindbergs Kammerspiele, Gorkis „Nachtasyl" und die nordischen Dichter der weißen Nächte und der stillen Stuben kommen zu Wort.

Digitized by Google

Ein Schritt weiter. Das Neue Theater am Schiffbauerdamm wird sein eigen. Reinhardt holt aus und greift in den Schatz der Shakespeare-schen Dichtung. „Der Sommernachtstraum" kommt, wie bereits gesagt, heraus, und über Nacht ist er der neue große Stern am Himmel der deutschen Schauspielkunst. Der Sommernachtstraum ein Schwelgen in Musik, in Farben, Antithesen, Drolerien, in einer bunten Welt der übermütigsten Traumspieler. Und hier geht es dann, von Erfolg zu Erfolg getragen, weiter und immer weiter. Immer neue Möglichkeiten werden in feinster künstlerische Witterung und Intuition, in unermüdlicher Filigranarbeit entdeckt. Alles macht er sich untertan: die Menschen, als schauspielerische Individuen und als Massen, die Töne, die Geräusche, die Lichter in schnell wechselnder Wirkung, die Farben. Ein Genie des Fleißes und der Phantasie. Hauptmann und Schiller, Goethe und Shakespeare, Molière und Sophokles, Wedekind und Anzengruber, Strindberg und Schönherr, alle werden sie nach neuen künstlerischen Expressionen abgestattet. Ein Wühlen in Stoff und in Menschen. . .

„Bitte, recht vorsichtig, hier sind noch ein paar Stufen zu überwinden. Aber dann sind wir gleich oben."

Ein Diener führt mich an einem Vormittag langsam durch die dunklen Gänge in den amphitheatralisch gebauten Zuschauerraum.

„Von hier aus werden Sie's am besten sehen können."

Digitized by Google

„Danke."

Ich muß mich durch die Schleier der Dämmerung hindurch erst langsam orientieren. Von hinten, wo der gewaltige Zuschauerraum ist, dringt Stimmengewirr ans Ohr. Links im Zuschauerraum, dicht vor der Arena, ist das Pult des Spielleiters aufgebaut. Eine grünlich überdachte elektrische Birne belichtet ein Gesicht, das voll und rund, beinahe viereckig ist. Glattrasiert. Weißlicher Teint. Dichtes schwarzes Haupthaar hoch gekämmt. Stahlgraue Augen mit einem selbstsicheren, festen Blick. Mittelgroße, fast gedrungene Gestalt. Auffallend die Ruhe dieses Menschen. Wie eine dorische Säule. Sie steht und darum steht sie. Ein Feldherr in seinem Reich. Dieser Mann da ein explodierender, vibrierender, phantastisch langender Künstler? Alles andere, scheinbar, als das.

„Anfangen!" herrscht seine Stimme breit und schneidend über den Raum.

Die Schauspieler gruppieren sich. Der Scheinwerfer fängt an das Licht zu spielen und auf eine bestimmte Stelle zu konzentrieren. „Julius Cäsar" wird gegeben.

Die Massenszene des ersten Aktes, da das römische Volk den Cäsar sehen will, beginnt.

Zuerst scheint alles ein heilloses Durcheinander zu sein. Aber mit ein paar befehlenden Worten bringt Reinhardt Richtung und Ziel in diese Menschen. Und diese paar hundert Männer und Frauen, die eben noch wie Ameisen hilflos durcheinander liefen, verschmelzen nach und nach

Digitized by Google

zu einem Haufen, der wie ein einzelner auf die feinsten Vibrationen reagiert, der vor Freude taumelt, vom Leid erfaßt und von anklagend revolutionären Gedanken gepeitscht und vorwärtsgetrieben wird. Das Drama Cäsar ist, vice versa, die Tragödie des Putsches, die kurz vorher das nachrevolutionäre Deutschland in seinen Grundfesten zu erschüttern drohte.

Reinhardt beherrscht als Spielleiter die Szene souverän. Nicht die Masse, nicht die Einzelkräfte spielen, sondern er. Mit drei, vier Worten fährt er dazwischen, spricht den Satz vor, und der Schauspieler wird suggestiv in Reinhardts Gleis geschoben. Da gibt's kein Explodieren, sondern nur eine Unterordnung unter einen großen Willen.

Die Jüngsten der deutschen Dichtung wollen ihn überwinden oder schon überwunden haben. Was kann er uns noch geben? Dem „jungen Deutschland" hat er die Bühne des deutschen Theaters für regelmäßige Matinee-Aufführungen vor geladenem Publikum zur Verfügung gestellt. Zeigt, was ihr könnt. Zahlreiche Versuche werden gemacht, der Ertrag aber ist nur schmächtig. Und dennoch wollen sie über ihn, der wie ein Jungbrunnen immer neue künstlerische Quellen hervorsprudelt, hinweg. Seine Kunst greife schon ans Kino.

Ist's zutreffend? Vielleicht mitunter. Aber seine Ausdrucksmöglichkeiten sind so zahlreich, so vielfältig und so stark, daß er hin und wieder vielleicht über die Peripherie des künstlerisch Zulässigen hinausstrebt. Aber das spräche doch

Digitized by Google

nur für seine gewaltig brennende Leidenschaft, die nach stets neuen Ufern zu rudern strebt. „Rüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß!"

Sein Haus am Kupfergraben, das frühere Magnussche Palais, ist ein Schmuckkästchen. In einem entzückend alten Rahmen ist hier unermüdlich viel Kleinkunst zusammengetragen. Der Musiksaal vereinigt im Winter häufig eine geistvolle Gesellschaft zu stillen Kammermusikabenden. Im Sommer verweilt er meist auf seinem Schloß in Salzburg. Aber die künstlerische Unruhe gestattet ihm auch hier nicht auszuruhen. Neue Ideen tauchen auf und reifen. Pläne werden geschmiedet, und wenn der Herbst naht, kehrt er künstlerisch voll beladen nach Berlin zurück, um sich zu entladen, um neu zu schaffen und zu wirken.

Digitized by Google

Peter Spahn

Am zwölften Verhandlungstage wird der Fall Berger weiter besprochen. Der Landgerichtsdirektor Baumbach, ein Mann in den besten Jahren, räkelt sich, etwas erschöpft, auf seinem Stuhl. Immer neue Zeugen ziehen auf. Immer neue Fälle werden behandelt. Helfferich, der frühere Vizekanzler zu Bethmann Hollwegs, zu Michaelis' Zeiten, der Angeklagte ist längst der Ankläger geworden. Der eigentliche Beschuldigte ist Mathias Erzberger, der vielgewandte Reichsfinanzminister, der seinen politischen Antipoden wegen schwerster Beleidigungen auf Kabinettsbeschluß hatte verklagen müssen. Nicht ein Suchen nach Recht ists, sondern ein Kampf ums Recht. Der größte politische und doch kleinlichste Prozeß Deutschlands spielte sich im ersten Viertel des Jahres 1920 im Schwurgerichtssaale des Moabiter Kriminalgebäudes ab. Helfferich scharrte allerhand Kleinkram zusammen, um Erzberger daraus Korruption, Verquickung politischer mit geschäftlicher Tätigkeit als Abgeordneter, um ihm in der nun schon Jahre zurückliegenden Steuerpolitik, in dem Kampf um die Friedensresolution und gegen den unbeschränkten Unterseebootskrieg Unwahrhaftigkeiten nachzuweisen. Wenn ein Zeuge nach dem anderen aufmarschiert, macht sich Helfferich

Digitized by Google

immerfort Notizen, mit flinker Hand über das Papier fahrend, und, ehe sichs der Zeuge versieht, springt der Angeklagte, wie ein Stehaufmännchen, puterrot, auf, um auf ihn Fragen und wieder Fragen niederprasseln zu lassen, um ihm, wenn er nicht so will, wie er, rasch eine Schlinge um den Hals zu werfen. Sein Anwalt, der neben ihm auf der Anklagebank in schwarzer Robe sitzt, ein junger beweglicher Herr, Doktor Alsberg, eilt hinzu und hilft am Lasso mitziehen, damit der Zeuge ja nicht entwische. Erzberger, der merkwürdig zurückhaltend in diesem Prozeß ist, da er unter dem Eide spricht, greift ein. Jetzt liegen sich Helfferich und Erzberger in den Haaren. Helfferich, der Sittenrichter, der Abraham a Santa Clara, der Generalinquisitor, der Reichsoberlehrer, der, allem Irdischen entrückt, wie der heilige Ambrosius in der Wüste nur Gott und seinen Geboten gelebt hat.

(Als Privatdozent fing er bescheiden an. Legationsrat im Auswärtigen Amt war die nächste Stufe. Millionär wurde er als Direktor der Anatolischen Bahnen und der Deutschen Bank. Also gesättigt, endigte er schließlich als Staatssekretär, klammerte sich, als man ihn los werden wollte, mit hundert Händen an sein Amt und blieb, nach dem Zusammenbruch des alten Systems, an dem er nicht den geringsten Anteil hat, der große Moraltrompeter von Säckingen. Ein Mensch, der, entthront und enttäuscht, sich nach einem Objekt der Vergeltung umsah und es in Erzberger entdeckte. Ein Zahlenmensch, der nur eine Leiden-

Digitized by Google

schaft hatte: Haß. Sein Vater sagte einmal von ihm, er hätte kein Gemüt und kein Herz.)

Erzberger, der mit der Naivität des Emporkömmlings alle Geschäfte mitgenommen hatte, die am Wege lagen, Bagatellen, um sich eine materielle Basis für seine Politik, für seine politische Energie und Willensbetätigung zu schaffen, stand ihm hier nun schon den zwölften Tag gegenüber.

Die Atmosphäre war höchst gespannt. An dem langen grünen Richtertisch saßen sie, ernst und entschlossen da: die Männer der Justiz. Unten zu beiden Seiten das Gefolge des Angeklagten und des Nebenklägers, und im Hintergrunde ein zahlreiches Publikum, das den Vorgängen im Saale wie einer nervenprickelnden Theatervorstellung folgte. Jetzt wird der Zentrumsabgeordnete Peter Spahn aufgerufen. Atemlose Stille. Ein früherer preußischer Justizminister betritt den Raum. Eine schlanke, aber wacklige Gestalt. Ein Mann von Jahren. Grauweißer Spitzbart, nicht sonderlich gepflegt. Rote Kolbennase. Zwei hinter golden eingefaßten Brillengläsern listig hin- und herrutschende Augen. Strähniges, nach hinten gelegtes Haar auf der hell dämmernden Glatze. Die Beine schieben sich vor. Der schiefe Turm von Pisa fängt an zu gehen. Der Zeuge steht an dem runden Tischchen vor dem Richtergestühl und schwört. Da er schwerhörig ist, muß er noch weiter nach vorn treten. Noch weiter. Da er selbst leiser wie ein Zephirwindchen lispelt, biegen sie alle im Saale die Ohrmuscheln vor.

Digitized by Google

Jetzt fliegen die Pupillen ganz unmerklich zu Erzberger hin. Einen ganz kleinen Moment nur: Da steht er, der mich in der Fraktion bekämpft, der mich nicht nur einmal politisch bloßgestellt hat. Soll ich, obwohl er mein Parteifreund ist, Rücksicht nehmen?

Ich habe nur die reine Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen.

Spahn zeugt wider Erzberger. Der hatte, Abgeordneter, als Schiedsrichter seiner Zeit in einem Konflikt des Kaiserlichen Kanalamts mit der Baufirma Berger fungiert und war dann in den Aufsichtsrat der Firma gewählt worden. Er, als Jurist, erklärt Spahn, flüsternd, müsse es als nicht angängig bezeichnen, daß ein Mitglied der Budgetkommission wie Erzberger als Schiedsrichter gegen den Fiskus tätig sei. Er habe auch mit anderen Parlamentariern über diese Frage gesprochen, zum Beispiel mit dem nationalliberalen Abgeordneten Bassermann, und der habe ihm seine Auffassung als richtig bestätigt. Erzberger springt erregt auf: „Bassermann ist ja selbst in den Jahren 1910/11 als Schiedsrichter für die Gesellschaft Nordwest-Kamerun gegen den Fiskus wegen der Konzessionskündigung tätig gewesen".

Spahn zuckt die Achseln: „Ich habe Bassermann nur gefragt, weil er ein alter Parlamentarier war und weil er einer anderen Partei angehörte".

Helfferich lächelte. Er hatte wieder einmal einen richtigen Zeugen geladen. Das war ein Dolchstoß in die Seite Erzbergers. An dessen

Digitized by Google

geistigem Auge huschten, wie einem Ertrinkenden, filmartig die Vorgänge vom Jahre 1906 vorüber, als Spahn, der Fraktionschef, ihn bei der von ihm aufgedeckten Kolonialaffäre als Fraktionsredner im Reichstage fallen ließ, als die Fraktion Spahn hinterher desavouierte, als Fürst Bülow plötzlich die rote Mappe mit dem Auflösungsdekret für den Reichstag hervorholte; als nach dem schrecklichen Wahlkampf der konservativ-liberale Block zustande kam und als es jäh für eine Zeitlang mit Spahns Herrlichkeit zu Ende war.

„Ich danke Exzellenz", der Vorsitzende verbeugte sich, und Spahn trottete ab. Der Prozeß wendet sich von nun an zusehends zu ungunsten Erzbergers.

Die öffentliche Meinung sagte sich: Wenn ein führender Fraktionskollege von ihm und zudem ehemaliger Justizminister so ostentativ wider ihn zeugt, dann muß doch wirklich sein letztes politisches Stündlein geschlagen haben.

Aber noch zweimal trat Peter Spahn in demselben Prozeß gegen ihn auf, um ihn anzuklagen. Als Helfferich die ersten (indirekten, Kapital schonenden) Steuern, anno 1916, eingebracht hatte, habe sich Erzberger, sagte er, gegen die Einbringung neuer Steuern während des Krieges ausgesprochen und habe erzählt, daß der Reichskanzler selbst ihm erklärt habe, er lege auf die Durchführung der Steuervorlage keinen Wert. Auf diese Nachricht sei er sofort zu Doktor Helfferich gegangen und habe ihm berichtet, was er soeben gehört habe . . .

Digitized by Google

Windthorst, der einstige Chef und Mitbegründer des Zentrums, der katholische Gottesmann, der Zeitlebens mit Bismarck auf Tod und Leben gerungen hatte, meinte einmal im Reichstage, am elften Mai 1889: „Wenn jemand im Begriff ist, seine Finger zu verbrennen, schiebt man das Licht ein klein wenig weiter". Spahn hatte das Licht noch ein klein wenig näher gerückt.

Nach Spahn kam eine andere Zentrumsleuchte an die Reihe: Giesberts, der ehemalige Arbeitersekretär und jetzige Reichspostminister: „Exzellenz Spahn leidet an starker Gedächtnisschwäche . . ."

Der Anwalt Erzbergers, Justizrat von Gordon, unterstreicht das, und nun bittet Spahn noch einmal ums Wort. Der Vorsitzende nickt zustimmend mit dem Kopf.

Spahn: „Ich bin hier als eine Art Trottel behandelt worden, und dagegen muß ich mich wehren. Die Sachen, um die es sich hier handelt, liegen vor meinem Schlaganfall. Ich kann versichern, daß ich nicht an Gedächtnisschwäche gelitten habe . . ."

So geht das Turnier tage-, wochenlang fort. Zu guter Letzt liegt Erzberger doch auf der Strecke. Helfferich bekommt, weil nicht alle seine beleidigenden Behauptungen bis auf das I-Tüpfelchen zu erweisen waren, ein paar Hundert Mark Geldstrafe. Erzberger aber muß sein Amt quittieren und sich von der politischen Bühne zurückziehen. Das Rededuell zwischen Rabbi und Mönch war beendet . . .

Mit einer Diebslaterne hatte der Prozeß in

Digitized by Google

die dunklen Schächte des Zentrums geleuchtet. Auch Spahn war dabei grell belichtet worden.

Mein Gott, seine politische Vergangenheit verliert sich ins Sagenhafte. Geboren wurde er zu einer Zeit, als es unter Friedrich Wilhelm dem Vierten im Volke zu gären begann. 1846. Zwei Jahre vor der ersten Revolution. In dem Städtchen Winkel am Rhein, nahe bei Rüdesheim, kam er zur Welt. Aber rheinische Fröhlichkeit und Sinnesfreude war ihm fremd. Schon als schreiender Bub an der Mutterbrust war er berechnender und abwägender Jurist. Der Vater schickte ihn, nachdem er das Gymnasium in Hadamar, in dem Schlosse der einstigen Linie Nassau-Hadamar, besucht hatte, auf die Universitäten Würzburg, Tübingen, Berlin und Marburg, damit er hier die Rechte und das Rechte studiere. Und als das Studium vollendet war, klomm er auf der juristischen Leiter langsam von einer Sprosse zur anderen, wurde Referendar, Assessor, Richter. 1884 entsandte ihn Braunsberg, der katholisch-ermländische Wahlkreis, in den Reichstag, damals, als Windthorst die unbestrittene Führung der Partei in der Hand hatte. „Wer ins Zentrum tritt", hatte der in jenen Jahren aufreibender Auseinandersetzungen mit dem eisernen Kanzler einmal gesagt, „der muß auf die Vorteile dieser Welt verzichten. Über unserem Beratungszimmer sollte stehen: Hier hört das Hoffen, also auch das Streben auf".

Spahn nahm diese Warnung nicht so ernst. Nach Bismarck kam Wilhelm der Zweite, nach Windthorst trat Lieber als Zentrumstenor vor

Digitized by Google

die Rampe. Die Zeiten änderten sich allmählich. Die letzten Reste der Kulturkampfgesetzgebung wurden nach und nach abgebaut. Die Regierung brauchte, um sich eine sichere parlamentarische Mehrheit im Reichstage zu schaffen, das Zentrum, und das ließ sich seine Zustimmung zu den großen Militär- und Flottenvorlagen politisch abkaufen. Do ut des. Spahn wurde unter dem neuen Kurse Oberlandesgerichtsrat, wurde Kammergerichtsrat, wurde ein hervorragendes Mitglied der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches, wurde dritter Vorsitzender der Zentrumsfraktion, wurde zweiter Vizepräsident des Reichstages, und eine Reihe juristischer Schriften entsprangen seiner Feder. Meistens Probleme, die das bürgerliche Gesetzbuch aufrollten. Verwandtschaft und Vormundschaft, Eherecht und so weiter.

In die Politik war Spahn durch die Kirche gekommen. Die Geistlichen, die in ihm einen geschickten Vertreter sahen, schoben ihn in die politisch-parlamentarische Arena hinein. Er war ein Liebl ng des Breslauer Fürstbischofs Kopp. Daher auch seine intime Freundschaft mit dem Justitiar Kopps, dem Landtagsabgeordneten Doktor Porsch, die gemeinsam eine rechtsgerichtete Politik trieben und den Zentrumskarren lange Jahre in diesem Gleise hielten.

Nach Liebers Tod, 1902, rückte er weiter auf. Groeber, der Demokrat, Hertling und er, die beiden Vertreter der Rechten, bildeten das Triumvirat der Zentrumsfraktion. Sein Einfluß wuchs

Digitized by Google

von Tag zu Tag. Wenn Peter Spahn seinen blank gebügelten Zylinderhut aufstülpte, wußte man Bescheid. Dann ging er hin ins Reichskanzlerpalais, um mit dem Fürsten Bülow ein politisches Geschäft abzuschließen. Kleine Geschäfte, große Geschäfte, allerhand sehr feine Geschäfte: Kirche und Schule, Schule und Kirche, immer dasselbe Lied.

Trotz seiner reichen Beziehungen, trotz seines diplomatischen Geschicks war er aber in der Fraktion nicht sonderlich beliebt. Mehrere Male holte er sich denn auch Schlappen. Einmal im Falle Erzberger, ein andermal, als er partout seinen Sohn Martin Spahn, den Historiker, den er über manche Widerstände hinweg auf einen Lehrstuhl der Straßburger Universität bugsiert hatte, zum Reichstage kandidieren lassen wollte. Der Wahlkreis, den er seinem Sohne zugedacht hatte, reagierte aber nicht und wollte einen einheimischen Kandidaten. Trotzdem kam das junge Spähnchen in einer Nachwahl in den Reichstag des schwarz-blauen Blocks von 1912, als sein Herr Vater wiederum die Würde eines zweiten Vizepräsidenten bekleidete, verschwand dann aber, nach etwa einem Jahr, und wurde nicht wieder gewählt.

1905, in der fruchtbringendsten Ära des Zentrums, wurde Spahn zum Oberlandesgerichts-Präsidenten befördert. Sieben Jahre später wurde er aus Versehen gar zum ersten Präsidenten des Reichstages gewählt, blieb auf diesem hohen Stuhle aber nur einen einzigen Tag, kam also nicht

Digitized by Google

in die Lage, hier Hämorrhoiden anzusetzen. Die neue Mehrheit der Linken, die von den National-liberalen über die Fortschrittliche Volkspartei bis zur Sozialdemokratie reichte, stürzte ihn jählings und setzte den alten Kaempf, den Fortschrittler und Handelsherrn, an seine Stelle.

Spahn war mehrere Jahre in die zweite, dritte Parkettreihe der Politik gerückt. Erst als Hertling sich als bayerischer Ministerpräsident vom Reichs-tage zurückgezogen hatte, als der Krieg ausbrach, trat er als Sprecher, als Flüsterer und Lispeler der Fraktion wieder mehr hervor. Seine Etats-reden über Auslands- und Innenpolitik waren wohltemperierte Manuskript-Vorlesungen. Die Abgeordneten scharten sich jedesmal um die Rednertribüne, um den dozierenden Alten im schwarzen Bratenrock überhaupt verstehen zu können, die Berichterstatter auf den Tribünen rangen verzweifelt die Hände, weil sie nur jedes fünfte Wort erfassen konnten, und seine Politik war nicht weich, nicht hart, nicht warm, nicht kalt, war ein Ja und ein Nein zugleich, ein Wenn und ein Aber — doch zu guter Letzt stramm kaiser-lich-königlich-preußisch-deutsch. Er machte alles mit im Kriege, bis Erzberger im Juli 1917 jenen Vorstoß mit der Friedensresolution vornahm, die dem Reichskanzler den Kopf kostete und Herrn Spahn den Atem ausgehen ließ.

Seitdem war Spahn, also der rechte Flügel des Zentrums, kaltgestellt. Die Ära Erzberger begann. Der interfraktionelle Ausschuß der drei Parteien, des Zentrums, des Fortschritts und der Sozial-

Digitized by Google

demokraten, entstand. Nicht Spahn, sondern Herr von Payer, der Fortschrittler, wurde der Sprecher der Koalition. Aber man gab ihm bald eine lindernde Salbe. Als man schüchtern die ersten Ansätze zu einer Parlamentisierung Preußen-Deutschlands machte, überreichte man ihm das Portefeuille des preußischen Justizministers. Erst die Novemberrevolution rollte ihn erbarmungslos von diesem Ministersessel hinab. Vor den anrückenden Revolutionären war er aus den Amtsräumen in den Garten geflüchtet, um zitternd sein Leben zu sichern. Aber sein Leben war in Wirklichkeit nicht in Gefahr gewesen. Zu einer Reformtätigkeit war er in dem einen Jahre seiner Ministertätigkeit nicht gekommen. Er hatte zu viel aufzuarbeiten gehabt.

Er schien politisch erledigt, war mittlerweile auch fünfundsiebenzig Jahre alt geworden. Aber siehe da: In der Nationalversammlung tauchte er von neuem auf. Täglich nahm er, pünktlich zur Stunde, sein Essen im Hotel Chemnitius, der Zentrumsburg in Weimar, ein und beteiligte sich mit starkem Interesse an der Verfassungsdebatte.

Und nun ist er, der mehrmals Entthronte und Wiederauferstandene, der sich politisch längst selbst überlebt hat, als Schwurzeuge gegen Erzberger aufgetreten, um auch seinerseits ein Spähnchen Holz auf den Scheiterhaufen zu legen, auf dem Erzberger verbrannt werden sollte.

Hoch schlagen die Flammen über Erzberger zusammen.

Digitized by Google

Jakob Riesser

Der Rundbau der Frankfurter Paulskirche war überfüllt. Auf der von gelblichen Säulen getragenen Tribüne staute sich eine andächtig lauschende Zuschauerschar. Unten ein Parkett von Männern. Die feinsten Köpfe Deutschlands waren hier versammelt. Schwarze, behäbig gebauschte Röcke, dunkle um die vorne offenen Kragen gewürgte Halstücher. Ein Kopf immer charakteristischer noch als der andere. Bartkoteletten. An den Schläfen ins Gesicht gekämmtes Haar. Scharf geschnittene Züge. Das geistige Deutschland stritt hier, in heftigen Redekämpfen, um den konstitutionellen Neubau des Reiches. Vorne, gleich wenn man durch den Vorraum, den der schlicht quadratisch gebaute Glockenturm gestattet, in den Saal hereintrat, saßen die Mitglieder des Reichskabinetts. Ihnen gegenüber, in weitem Abstande, zwischen zwei Säulen geklemmt, das Rednerpult mit dem Tisch des Präsidenten dahinter. Drei Standarten wie ein Baldachin darüber. Das Reichswappen, der Adler, auf einem Stoffvorhang bildete die Rückwand.

Die Verhandlungen der ersten deutschen Nationalversammlung hatten bereits ihren Höhepunkt überschritten. In Österreich, und bald auch in Preußen regte sich von neuem die Reaktion. Am elften März 1849 war der Reichstag in Kremsier

Digitized by Google

aufgelöst worden, und der österreichische Kaiser hatte seinem Lande kurzerhand eine Verfassung oktroyiert. In der Frankfurter Paulskirche wurde um die Kaiserfrage gekämpft. Welcker, der bis dahin immer die Unteilbarkeit Großdeutschlands verfochten hatte, trat nun zuerst gegen Österreich auf. Am zwölften März begründete er einen Antrag, die zweite Lesung der Verfassung, die nach Gagerns Vorschlag Deutschland ohne Österreich konstituierte, aber einen völkerrechtlichen Bund mit Österreich vorsah, jetzt anzunehmen und sie, ohne auf Einzelheiten noch einmal einzugehen, in einer einzigen Abstimmung zu genehmigen. Die Kaiserwürde solle dem König von Preußen übertragen und eine Deputation abgesandt werden, um dem Monarchen die Ernennung anzuzeigen. Der Kaiser von Österreich als Fürst der deutsch-österreichischen Lande und die sämtlichen Brüderstämme in diesen Landen, seien, einzeln und vereint, zum Beitritt in den deutschen Bundesstaat und seine Verfassung einzuladen und aufzufordern, großherzig und patriotisch mit diesen Beschlüssen übereinzustimmen und ihre Verwirklichung nach Kräften zu fördern. Der Antrag wirkte wie ein Stein, der in einen Ameisenhaufen geworfen wird. Es war ein praktischer Ausweg aus dem Gewirr der widerstreitenden Meinungen, die nicht zur Klärung kommen wollten. Der Antrag wurde dem Verfassungsausschuß übergeben Der empfahl ihn unbedingt. Im Plenum gab es eine großartige Debatte. Die besten Redner traten auf. Alle die Hauptfragen, das Verhalten zu Österreich,

Digitized by Google

zu Preußen, das Reichsoberhaupt wurden in blendender Rede und Widerrede beleuchtet. Simson präsidierte. Und nun rief er den Abgeordneten Doktor Gabriel Rießer als Berichterstatter des Ausschusses zur Schlußrede auf. Rießer hielt die berühmt gewordene Kaiserrede, für den Antrag Welcker eintretend. Stundenlang sprach er, alles was in der sechstägigen Debatte vorgebracht war, zusammenfassend und ordnend. „Mit der schärfsten Dialektik beleuchtete er alle Einwände", schreibt der Chronist, „und doch verletzte er niemand, legte mit der liebenswürdigsten Courtoisie jedem die ehrenwertesten Motive unter und hielt sich nur an die Sache." Auf den Tribünen erhoben sie sich von den Plätzen, um den Mann, der da unten mit hinreißendem Pathos sprach, besser sehen zu können. Sie rufen ihm begeistert zu. Beifallsstürme entstehen. Im Parkett stehen sie, hingerissen, ebenfalls auf und eilen an das Rednerpult. Als Rießer die Rednertribüne verließ, stürzte Heinrich von Gagern, der Reichsministerpräsident, ihm in den Arm, und alle Freunde drängten sich zu ihm heran, um ihm Glück zu wünschen. Einer schrieb, förmlich berauscht, nach Hause, an Klarheit der Gedanken, Schönheit des Ausdrucks und Schwung der Empfindung sei noch nichts Ähnliches gehört worden; diese Rede sei nicht nur unbedingt die beste dieser Debatte, sondern wohl die beste, die bisher in der Paulskirche überhaupt gesprochen worden wäre. Alle Zuhörer seien bis ins tiefste Mark erschüttert, viele bis zu Tränen gerührt gewesen.

Digitized by Google

Der ganze Ertrag einer zehnmonatigen parlamentarischen Arbeit schien durch diese Rede gesichert. Schien — für den ersten Augenblick. Als es aber zur Abstimmung kam, wurde der Welckersche Antrag mit 283 gegen 252 Stimmen verworfen. So fest waren in den Klubs die Ansichten der einzelnen Abgeordneten bestimmt worden, daß selbst die höchste Beredsamkeit keine einzige Stimme mehr erobern konnte. Man war also nicht einen Schritt weiter gekommen. Immerhin, am 27. März wurde die Verfassung für das deutsche Reich vollendet. Die Wahl des deutschen Kaisers folgte in der nächsten Versammlung und fiel auf Friedrich Wilhelm den Vierten von Preußen. Der Deputation von dreiunddreißig Abgeordneten, die nach Berlin entsandt wurde, gehörte auch Rießer an. Über Cöln, Hannover, Braunschweig, Magdeburg ging die Fahrt. In Hannover sagte er, nichts Gutes ahnend, zu einem Bekannten, der ihn am Bahnhof sprach: „Ich fürchte, wir werden in den April geschickt". Am zweiten April trafen sie in Berlin ein. Am Tage darauf fand, mittags zwölf Uhr, der feierliche Empfang der Deputation im Rittersaale des Königlichen Schlosses statt. Simson hielt, als Präsident, die Ansprache. Der König dankte, betrachtete aber die freie Zustimmung der Fürsten und freien Städte als unerläßlich: Ihnen kommt es zu, die Reichsverfassung zu prüfen und von dem Ergebnis dieser Prüfung wird es abhängen, ob ihm Rechte zuerkannt werden würden, die ihn in den Stand setzten, mit starker Hand die Geschicke des Vaterlandes zu leiten.

Digitized by Google

Das war eine und doch keine Antwort. Die Einladung zur Königlichen Tafel in Charlottenburg war peinlich. Den Bemühungen des geistreich plaudernden Monarchen gelang es nicht, der Unterhaltung eine heitere Note zu geben. Die Stimmung blieb frostig. Die Rückreise der Deputation nach Frankfurt war unsäglich traurig. Das Schicksal der Nationalversammlung war besiegelt. Bereits am fünften April berief die österreichische Regierung die Abgeordneten ihres Landes ab. In den nichtdeutschen Teilen des Reiches begannen die Massen sich zu erheben, um für die Durchführung der Reichsverfassung zu kämpfen. Die Auflösung war nicht mehr aufzuhalten. Die preußischen Grenadiere begannen zu marschieren.

Gabriel Rießer kehrte im Mai resigniert nach Hamburg, seiner Heimat, zurück. Die Familie Rießer soll sich, wie man sich an der Elbe erzählte, von dem bekannten jüdischen Geschlecht Katzenellenbogen herleiten, das früher seinen Wohnsitz in Krotoschin (Posen) hatte. Unter den Mitgliedern der Familie befand sich vor Jahrhunderten ein Mann, der, als auf einem polnischen Reichstage die Königswahl nicht zustande kam, eine Nacht König von Polen war. Rießer selbst entstammte einer Gelehrtenfamilie. Sein Großvater väterlicherseits war Rabbiner zu Ottingen in Bayern gewesen. Dessen Sohn Lazarus Jakob nahm später von der Ebene, in der sein Geburtsort lag, dem Ries, den Beinamen Rießer an.

Gabriel Rießer studierte die Rechtswissenschaften und trat in die öffentliche Arena, um die

Digitized by Google

zunehmende Rechtlosigkeit der Juden in den Jahren der Restauration mutig, mit offenem Visier, zu bekämpfen. Seine erste Schrift wirkte alarmierend. Mit einem Male war die Judenfrage in Deutschland wieder aufgerollt. Sein Pathos ist echt: „All unser Wille, alle unsere Kräfte sollen auf das eine Ziel, die Erringung der uns schmählich vorenthaltenen Menschen- und Bürgerrechte gerichtet sein, ohne sie durch eine Lüge zu erkaufen". Nicht genug konnte er vor der Abkehr von der Väterreligion warnen, um sich im sozialen und beruflichen Leben Vorteile zu erringen. „Wer mir", schreit er in einer Schrift gegen Doktor Paulus auf, „den Anspruch auf mein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet mir das Recht auf meine Gedanken und Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich atme; darum muß ich mich gegen ihn wehren, wie gegen einen Mörder".

1863 starb er, ein siebenundfünfzigjähriger, als Mitglied des Obergerichts in Hamburg. Als Junggeselle war er durchs Leben gegangen. Ein Vorkämpfer für Recht und für Freiheit: „Der Rechtsanwalt der deutschen Juden". Kein Radikaler. In der Nationalversammlung hatte er anfangs der Partei des Württemberger Hofes zugehört, die ungefähr dem linken Zentrum entsprach. Als Grundlage der beabsichtigten deutschen Verfassung bezeichnete er die Souveränität des Volkes. Wenige Monate später orientierte er sich bereits ein wenig nach rechts. Er ging, im Oktober 1848, zur Gesellschaft des Augsburger Hofes über, die in ihrem

Digitized by Google

Programm vor allem die Notwendigkeit hervorhob, unter den gegenwärtigen Umständen die Zentralgewalt in der Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung kräftig zu unterstützen, ohne indessen den aus der Revolution hergeleiteten freiheitlichen Prinzipien entgegenzutreten.

Also: Fortschrittlich-nationalliberal.

*

Als Gabriel starb, war sein Neffe Jakob noch nicht zehn Jahre alt und ging, als Frankfurter Kind, häufig an dem rötlichen Ziegelbau der Paulskirche vorbei. Hier hatte sein großer Onkel sich Lorbeeren geholt. Würde das Leben ihn auch nach oben führen? Nachdem er das Gymnasium absolviert hat, schicken ihn die Eltern auf die Universitäten in Heidelberg, Leipzig und Göttingen, damit er die Rechte studiere. Jahre der Studentenromantik an den Lehrstätten, die einen ausgesprochen deutschnationalen Charakter (nicht im parteipolitischen Sinne) hatten. In Heidelberg lehrte Heinrich von Treitschke und in Göttingen Paul de Lagarde ein pathetisches Deutschtum. Das färbte auf die junge Generation ab. Auch Rießer ist, ein bißchen, davon infiziert worden. (Als Einjährig-Freiwilliger brachte er es nachher zum Hauptmann der Landwehr.)

Zunächst machte er die beiden ersten Stufen der juristischen Laufbahn durch. Er wurde Referendar, dann Assessor und ließ sich schließlich, 1880, als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder.

Digitized by Google

Acht Jahre lang schlug er sich als Verteidiger und Anwalt vor dem Gericht herum. Ein kluger Redner, ein geschickter Jurist, ein gewandter Geschäftsmann. Er versteht sein Metier wie nur einer. Die Handelswelt wird auf ihn aufmerksam. Die Bank für Handel und Industrie (die Darmstädter Bank) beruft ihn in ihren Vorstand. Er siedelt nach Berlin über. Sein Aufstieg beginnt. Achtzehn Jahre bleibt er in dieser Position, in der er mit Bernhard Dernburg nicht immer gut auskommt, wird zum Geheimen Justizrat ernannt und wendet sich, materiell gesättigt, handels- und finanzwissenschaftlichen Aufgaben zu. Er wird ordentlicher Honorarprofessor an der Berliner Universität. Eine Menge von Schriften entstehen. Das Handels-, das Aktienrecht, das Depot-, das Börsengesetz prüft er kritisch. Als der politische Himmel sich verdüstert, arbeitet er an kriegsfinanziellen Büchern. Unter anderem stellt er, vorausschauend, das Programm für einen wirtschaftlichen Generalstab auf. Während des Krieges geht die Schriftstellerei munter fort. Allerhand Spezialfragen werden behandelt. In zahllosen Kommissionen, Organisationen und Körperschaften sitzt er drin. Wer nennt die Namen alle! Rießer hat das Bedürfnis, sich überall zu zeigen und, handelnd, in die Debatte einzugreifen. Politisch: nationalliberal mit einem Seitenblick zur fortschrittlichen Linken. 1903 wird er in den Zentralvorstand der nationalliberalen Partei berufen, tritt aber nach außen hin politisch kaum hervor. Berufliche Hemmungen halten ihn davon ab.

Digitized by Google

Erst 1909 schlägt seine große Stunde. Der konservativ-liberale Block war über die „große" Reichsfinanzreform zerbrochen. Die blau-schwarze Mehrheit hatte, Erzberger Arm in Arm mit Herrn von Heydebrand, die Nachlaßsteuer brüsk abgelehnt und dem deutschen Volke lauter Verkehrs- und Konsumsteuern in Höhe von einer halben Milliarde Mark aufgebrummt. Die Nationalliberalen wandten sich nach links. Rießer rief Handel, Gewerbe und Industrie zum offenen Kampf gegen die Agrarier und ihren schwarzen Heerbann auf. Im Hansabunde sollte eine Zentralorganisation zur Abwehr der wirtschaftlichen Reaktion geschaffen werden. In einer Riesenversammlung, die an einem heißen Sommertage im Zirkus Busch stattfand, wurde das Kind aus der Taufe gehoben. Rießer hielt seine „Kaiserrede". Alles klatschte ihm begeistert Beifall: Die Kaufleute, die Industriellen, die Handwerker, die Angestellten. Er hatte das erlösende Wort gefunden: Wir können heute die nicht mehr brauchen, die Angst vor der eigenen Courage haben.

Der Hansabund hatte in den ersten Monaten der Erregung allgemeinen Zulauf. Seine Wanderprediger wurden landauf und landab geschickt. Rießer hatte sich eine gewaltige Plattform geschaffen. Allmählich aber regte sich der Widerspruch gegen die allzu lärmende Propaganda. Die Rechte schuf einen „Reichsdeutschen Mittelstandsverband". Die Großindustrie, die Jahrzehnte lang mit den Großagrariern die einträglichen Schutzzollgeschäfte gemacht hatte, sehnte

Digitized by Google

sich nach der bewährten ehelichen Gemeinschaft zurück und begann den Hansabund von innen heraus zu sabotieren. Rießer versuchte sich anfänglich dagegen zu stemmen. Die ersten Austritte kamen. Rießer gab schließlich nach. Der Hansabund hatte seinen ersten Riß bekommen und verlor nun zusehends, trotz aller Galvanisierungsversuche, seine Position. Die Massen zogen sich von ihm zurück. Die Offiziere blieben, mit gebrochenem Rückgrat, zurück. Wie eine bunte Jahrmarktsblase war er nach kurzer Aufblähung wieder zusammengebrochen und fortan zu einem Scheindasein verurteilt.

In den Reichstag kam Rießer erst während des Krieges. 1916. In einer badischen Nachwahl ging er, ohne eigentlichen Wahlkampf, siegend durchs Ziel. Wirtschaftliche Fragen waren sein Gebiet. Ein Heldentenor war er nicht. Ein paar Mal spitzte er sich, bei den häufigen Regierungsrevirements im Reiche und in Preußen, auf einen Ministersessel. Aber jedesmal ging der süße Kelch an ihm vorüber. Er fand keinen Anschluß, obwohl er sich innerhalb der nationalliberalen Partei, der Zeitströmung folgend, mehr und mehr nach links entwickelte.

Nach der Revolution glaubte jeder, als der linke Flügel seiner Partei mit fliegenden Fahnen zur demokratischen Partei überging, daß nun auch er die letzte Konsequenz aus seiner politischen Haltung ziehen würde. Aber er verpaßte auch diesmal den Anschluß und blieb bei dem Torso der nationalliberalen Partei, der sich fortan Deutsche

Digitized by Google

Volkspartei nannte und aus den Wahlen mit etwas mehr als zwanzig Mandaten hervorging. Rießers Rolle in der Nationalversammlung war noch bescheidener als im alten Reichstage. Bei den Wahlen für den ersten Reichstag nach der Revolution ging er im Kampfe wider die Demokraten zusammen mit der Reaktion durch dick und dünn.

Ein feiner Gelehrtenkopf. Von weitem Goethe. Die hohe Stirn, die gerade Nase, das glatt rasierte Gesicht, das nach hinten fließende Haar, alles sehr interessant. Ein hochgebildeter Mensch. Aber bei allem Eifer, aller explodierenden Energie, kein zäher Charakter. Ein Schwankender auf einem schmalen Brett.

Sein Onkel war, in seinem starren Rechtsgefühl, aus anderem Holz geschnitzt. Jakob hatte zu lange als Geschäftsmann Konzessionen machen müssen. Das Leben war ihm schließlich stets ein Kompromiß. Er hatte, wenn es wirklich darauf ankam, selbst Angst vor der eigenen Courage gehabt. Rießer mit dem inneren Riß. . . .

Digitized by Google

Und als die vier Verstoßenen und Enterbten, müde und verzweifelt, aus dem dunklen Walde traten, sahen sie plötzlich in der Ferne ein Lichtlein blinken. Das muß Bremen sein! Nun fingen ihre Beine, neubelebt, ganz von selbst an zu laufen, und nach einer Weile standen sie richtig vor dem ersten Haus. Was war zu tun? Gottverfluchte Räuber wohnten drinnen und speisten an einer vollbesetzten Tafel. Da sprang kurz entschlossen der Wau=wau auf den Rücken des I=a, die Miau machte die dritte Etage und der Kikiriki beschloß, oben drauf, diese seltsame Stellage. So, aufeinandergestellt, standen sie an dem unteren und oberen Fenster des Hauses und begannen, auf einen Schlag, eine fürchterliche Serenade. Die Räuber erschraken bis in den Tod und stoben nach allen Seiten auseinander, und nun konnten die vier sich gütlich tun in dem verlassenen Hause und nach Herzenslust musizieren.

*

Die revolutionäre Welle, die von Kiel ausging, hatte im November neunzehnhundertachtzehn bald auch Bremen erreicht. Am Mittwoch, dem sechsten, war es so weit. Hamburg und Lübeck waren gefallen, und das Generalkommando des neunten

Digitized by Google

Armeekorps in Altona war von den Aufständischen besetzt worden. Ein paar beherzte Matrosen kamen nach Bremen, um auch hier die Sache zu „drehen". Es gelingt. Die Arbeiter machen, streikend, mit. Demonstrationszüge entstehen. Die Gefangenen werden gewaltsam befreit, und der Senat und die Bürgerschaft, das Parlament, werden bedrängt. Ein Arbeiter- und Soldatenrat entsteht. Henke, Mitglied des Reichstages und der Bürgerschaft, tritt an die Spitze der revolutionären Bewegung. Die Ereignisse überstürzen sich. Drinnen und draußen. Der Senat arbeitet rasch eine demokratische Wahlrechtsvorlage aus. Zu spät. Am fünfzehnten November übernimmt der Arbeiter- und Soldatenrat die gesamten Regierungsgeschäfte. Auf dem Rathause wird die rote Fahne aufgezogen. Henke hält eine flammende Rede zu der tausendköpfigen Menge auf dem Marktplatz: „Die Verwaltungstätigkeit wird nicht darunter leiden. Die Maschine läuft, aber Lokomotivführer ist der Arbeiter- und Soldatenrat, der Vertreter des gesamten Volkes. Die Demokratie hat gesiegt und soll weiter siegen. Das ist der Sinn dieser neuen Einrichtung, die alles in allem nur ein Provisorium ist". Nach diesen Worten bestieg Alfred Henke den glitzernden Thron Bremens, umgeben von seinen drei Paladinen: Ecks, Knief und Jörn.

Eck war eben erst als Landwehrmann eingekleidet worden. Mit hundert anderen Leuten sollte er am sechsten November in die Etappe. Aber er wollte nicht. Er war einfach vor die Front

Digitized by Google

getreten und hatte dem Oberst erklärt: „Ich mache nicht mit". Daraufhin war er verhaftet, dann aber, als er sich völlig ruhig verhielt und sich angeblich eines Besseren besonnen hatte, wieder freigelassen worden. Nun begab er sich zum Bahnhof, beschwatzte die Soldaten, und im Nu ward ein Zug gebildet, der sich drohend zur Kaserne wälzte. Der Stein war ins Rollen gekommen. Eck wurde Vorsitzender des Soldatenrats.

Johannes Knief war früher Volksschullehrer in Bremen gewesen und dann in die Redaktion der erzradikalen „Bremer Bürgerzeitung" getreten. Sehr bald wurde er, der eben erst aus dem Auslande zurückgekehrt war, das Haupt der Kommunisten. Jörn endlich stammte aus Hamburg, auch ein Lehrer, und war der Sohn eines nationalliberalen Paukers.

Diese G. m. b. H. fing nun, mit kleinem und großem Gefolge, in Bremen zu herrschen an. Die Bürgerlichen hatten ihnen das Feld geräumt. Der bürgerliche „Räuber" (denn nach Proudhon ist Eigentum Diebstahl) hatte ihnen sein Haus überlassen.

Zuerst war Henke, wenn auch Sozialist, so doch immerhin im Nebenberuf Demokrat, wie wir sahen. Das dauerte aber nur ein paar Tage, und die ganze Geschichte und besonders die Gesinnung Henkes kamen ins Rutschen. In einer Volksversammlung, die am achtzehnten November im Kasino stattfand, versuchte er bereits das Steuer ein bißchen nach der bolschewistischen Seite hin

Digitized by Google

zu drehen. Er erzählte von phantastischen Geld- und Lebensmittelunterstützungen, die Lenin für das deutsche Proletariat bereithalte, und forderte hier, zum ersten Male, die Bewaffnung der Arbeiter. Johannes Knief unterstützte ihn. Tags darauf unternimmt Henke einen neuen Vorstoß, bringt einen Antrag ein, der sich gegen die Einberufung einer Nationalversammlung erklärt, fällt damit aber beim Arbeiter- und Soldatenrat zunächst glatt ab. Die Garnison murrt. Dieser wachsende Radikalismus gefällt ihr nicht. Mit großer Mehrheit stellt sie sich hinter die Reichsregierung. Auch die Mehrheitssozialisten begehren auf. Jetzt springt Knief in die Bresche und organisiert im Handumdrehen einen großen Werbefeldzug für den Kommunismus. Versammlungen und wieder Versammlungen. Überall dieselbe Resolution: „Keine Nationalversammlung, Bewaffnung des Proletariats, Entwaffnung der Bourgoisie, für den Bolschewismus". Auf dem Domhof stauen sich die zusammengetrommelten erregten Arbeitermassen. Im Bürgerschaftssaal tagt der Arbeiter- und Soldatenrat. Unten ein dauerndes unzufriedenes „Rhabarber", oben eine nervöse Auseinandersetzung zwischen Knief und Henke. Die Soldaten drohen, „wenn es so weiter geht", sich geschlossen aus der Ratssitzung zu entfernen. Der Kampf dreht sich um die Nationalversammlung. Eine Delegation der unten harrenden Arbeiterschaft tritt in den Saal. Stockhinger, einer von der Delegation, verlangt das Ergebnis der Abstimmung über die Nationalversammlung

Digitized by Google

zu erfahren: „Ihr habt nur zu tun, was die Arbeiterschaft von euch verlangt". Henke wegwerfend: „Die Masse ist ein ganz unbestimmter Begriff". Die Gegner der Nationalversammlung erleiden eine Niederlage. Henke wird von allen Seiten attackiert. Denn es wird bekannt, daß, mit einem Male, Henke selbst gegen die Vereitelung der Nationalversammlung gestimmt habe.

Aber er windet sich rasch durch die peinliche Situation durch. Die stürmischen Verhandlungen nehmen ihren Fortgang. Der Terror setzt ein. Die meisten Mehrheitssozialisten entfernen sich, und gegen nur geringen Widerspruch wird die Bewaffnung des Proletariats beschlossen. Inzwischen waren dem Arbeiter- und Soldatenrat die Verwaltungsarbeiten im Bremer Rathause über den Kopf gewachsen. Man sah sich gezwungen, eine Anleihe aufzunehmen, denn das Geld in den Kassen fing an zu versickern. Henke selbst war es, der Senatsstürzer, der nun unsicher wurde und im Aktionsausschuß für die Wiedereinsetzung von Senat und Bürgerschaft eintrat. Aber Henke fiel damit bei seinen Getreuen ab. Im Gegenteil, je haltloser man sich fühlte, denn auch das Bürgertum begann sich wieder zu regen, um so straffer wurden die Zügel gespannt. Massenverhaftungen folgten. Zeitungsverbote. Entwaffnung der aus dem Felde heimkehrenden Regimenter, die auf den Kasernenhöfen von Arbeitslosen umzingelt wurden.

Und die Geschichte rutschte weiter. Am 21. Dezember erklärte Knief in einer Arbeitslosen-

Digitized by Google

versammlung, während Henke in den leeren Kassenschrank starrte: „Heute handelt es sich darum, die Finanzkraft des Staates möglichst stark anzuspannen. In die Brüche gegangen ist das alte Finanzsystem ja doch schon. Das Bürgertum mag dann auch sehen, wie es damit fertig wird. Stellt die Forderungen so unbescheiden wie möglich". Am zehnten Januar 1919 konnte man zum letzten Schlage ausholen. Die kommunistische Räterepublik sollte verwirklicht werden. Henke war es bei diesem Ansinnen der Kommunisten nicht ganz behaglich zu Mute. Aber er ließ sich schieben. Zwischen den Unabhängigen Sozialdemokraten und den Kommunisten gab es fortwährend Reibereien. Auch zwischen Arbeitern und einem Teil der Soldaten, die sich nicht entwaffnen lassen wollten, kam es zu Schießereien. Straßenkämpfe entstanden. Resultat: vier Tote und zwölf Verwundete. Schließlich einigte man sich dahin, daß die Waffen in Depots gebracht, von Arbeitern und Soldaten gemeinsam bewacht und daß unlautere Elemente ausgeschieden werden sollten. Dazwischen immer neue Streiks. Jörn versuchte am 20. Januar auf eigene Faust einen Putsch. Er ließ kurzerhand durch eine Handvoll Getreuer die Kasernen, die öffentlichen Gebäude und die Reichsbank besetzen. Von der Kaserne begab sich Jörn über die Börse ins Rathaus, war zwei Stunden lang „ungekrönter König" in Bremen und stempelte alle Scheine als Präsident. Einen seiner kommunistischen Genossen ernannte er zum Stadtkommandanten. Das erste, was er sonst tat,

Digitized by Google

war die ganz sinnlose Verkündung eines Generalstreiks. Dieser Generalunsinn fiel ins Wasser. Jörn hatte damit in Bremen abgewirtschaftet, „verzog" nach Wilhelmshaven, inszenierte dort einen Spartakistenstreich und rief dadurch heftige Straßenkämpfe hervor. Ehe er sichs aber versah, hatte ihn der Arm der Gerechtigkeit erwischt und steckte ihn ins Loch.

Die vollständig verfahrene Finanzlage brachte die unabhängig-kommunistische Regierung in die größte Verlegenheit. In der Vollsitzung des Arbeiter- und Soldatenrats vom 20. Januar, am Abend des Jörnschen Putsches, mußte man zugeben, daß übermorgen kein Geld mehr in der Kasse sein würde und daß man dann die Arbeiter nicht mehr entlohnen könnte. Bis zum 23. Januar müßten 41 Millionen Mark gestellt werden und bis zum ersten März weitere 15 Millionen. Wenn, führte der Arbeiterrat Hagedorn aus, heute abend nicht der Beschluß für eine Bremische Volksvertretung gefaßt würde, dann würde die Nahrungsmittelzufuhr abgeschnitten werden, und es würden bald Berliner Truppen in Bremen sein. Die Banken übten gleichfalls einen starken Druck aus. Kein Mensch wußte ein noch aus. Auch Henke nicht.

Da traf am 30. Januar ein Telegramm aus Berlin ein, wonach die Reichsregierung sich genötigt gesehen habe, zur Wiederherstellung geordneter Zustände in Bremen eine Truppenabteilung dorthin zu entsenden. Die mehrheitssozialistische Revolutionsregierung in Berlin mit Fritz Ebert an der Spitze habe sich dazu entschließen müssen,

Digitized by Google

da Bremen zum Haupteinfuhrhafen für die amerikanischen Lebensmittelsendungen bestimmt war.

*

Die politische Entwicklung Henkes ist eine lange Geschichte gefallener oder brutal beiseite geschleuderter Opfer. Der Hauptkampfplatz war von jeher die Bremische Parteiorganisation der Sozialdemokraten. Der Zigarrenarbeiter Henke brachte es durch zähe Arbeit zum Redakteur der „Bremer Bürgerzeitung", die unter seinem Einfluß sehr bald das radikalste Blatt der Partei wurde. Schon frühzeitig schuf er sich in Bremen einen Trupp zuverlässiger Getreuer unter der Werftarbeiterschaft, die jede Parteizusammenkunft und auch jede öffentliche Versammlung, die von den Sozialdemokraten veranstaltet wurde, völlig unbestritten beherrschte. Ebert, der in der Zeit des nach oben drängenden Henke im Bremer Parlament saß, mußte vor ihm weichen, ging nach Berlin und durfte sich an der Weser später nicht mehr blicken lassen. Der „ewige" Kandidat für die Bremer Reichstagswahlen, der ruhige, gemessene, fast ehrwürdige Schmalfeldt, wurde von der Gefolgschaft Henkes vor den Wahlen 1912 endgültig zum alten Eisen geworfen. Henke kandidierte, trotz seiner damaligen Unbeliebtheit bei der Mehrzahl der Bremer Arbeiterschaft, gegen den bisherigen fortschrittlichen Abgeordneten Hormann und wurde gewählt. Der Wahlkampf vollzog sich in jenen Tagen so, daß ständig die Parole ausgegeben wurde: Ihr wählt nicht

Digitized by Google

Henke, sondern ihr wählt den Vertreter der Sozialdemokraten — zufällig heißt er Henke. In den Versammlungen las er seine Reden mit peinlichem Pathos vor. Im Reichstage tat ers nachher ebenso, und böse Zungen versichern, daß er einmal auch gleich das im voraus in seinem Manuskript verzeichnete „Sehr richtig" zum größten Gaudium des Hauses mitvorgelesen habe. Rosa Luxemburg wurde von ihm verehrt. Auf den Parteitagen wurde sie ihm nur noch von dem geistig weit über ihm stehenden Rühle streitig gemacht. Rühle, Liebknecht und Henke bildeten auch die erste kleine Oppositionsgruppe abseits der sozialdemokratischen Mehrheit und später auch jenseits der Unabhängigen. In der Agitation und auf der Parlamentstribüne ist er ein skrupelloser Demagoge, der die Ehre und die Interessen anderer mit Füßen tritt, aber sich, rein äußerlich-rhetorisch, eines gemessenen Tones zu befleißigen sucht, weil er sich eben an das Manuskript hält.

*

Die Bremer Bürgerschaft schöpfte neue Hoffnung, als die „weiße" Garde, als die ersten Truppenzüge im Anrollen waren. Die Radikalen erkannten die Gefahr. Das kommunistische Organ schrieb, um die amerikanischen Lebensmittelimporte als vollständig unnötig hinzustellen: „Durchaus nicht zweifelhaft, sondern ganz bestimmt, ist die Nahrungshilfe für das deutsche Proletariat durch Rußland, wenn eine Verbrüderung der deutschen und der russischen Revolutionäre stattfindet. Durch

Digitized by Google

den engsten Zusammenschluß des revolutionären Deutschland mit Rußland wird die Nahrungsmittelfürsorge am besten gelöst werden." Bluff.

Gegen sechs Uhr abends wurde am Donnerstag, 30. Januar, aus den Sirenen der Weserwerft Alarm geblasen. Ein bewaffneter Matrose lief durch die Lindenhofstraße und sammelte die Arbeiter zusammen. Die ersten Vorbereitungen zum Widerstande wurden getroffen. Trotzdem begab sich Henke mit drei anderen Mitgliedern des Volkskommissariats zum Quartier der „weißen Garde", der Division Gerstenberg. Die geforderte Ablieferung der Waffen durch die Arbeiterschaft lehnten sie indessen ab, und die ersten Verhandlungen zerschlugen sich. Der Hamburger Soldatenrat griff vermittelnd ein und erzielte einen „Waffenstillstand". Die Situation spitzte sich zu, und Henke wurde besorgt. Er, der geschworene Gegner jeder Einigung, klammerte sich plötzlich an die Mehrheitssozialisten an und bat sie, gemeinsam mit den Unabhängigen und Kommunisten zu handeln. Man suchte, nachdem die Truppen bereits die Stadt umzingelt hatten, krampfhaft nach einem Kompromiß: man wolle die Waffen abliefern, aber das Militär müsse dann auch auf einen Einmarsch in die Stadt verzichten. Aber die Berliner Regierung verlangte mehr, forderte die Bildung einer neuen Regierung in Bremen auf Grund des Stimmenverhältnisses bei den Nationalversammlungswahlen. Aber es kam, trotz neuer Verhandlungen, zu keiner Einigung. Am vierten Februar begann der Kampf. Von fern her hörte

Digitized by Google

man in den frühesten Morgenstunden heftiges Maschinengewehrfeuer. Sehr bald trat auch Artillerie in Tätigkeit. Gefechte überall. Barrikaden wurden zusammengeschossen. Etwa um 5½ Uhr erzwang sich das Freiwilligenkorps Caspari den Übergang über die große Weserbrücke. Gleichzeitig kamen die Regierungstruppen auf dem Marktplatz an. Eine Stunde später war der Kern der Stadt gesäubert. Die Domglocken läuteten. Die Bremer Truppen in den Kasernen erklärten sich neutral.

Henke hatte sich gedrückt. Die Ausgaben der Räteregierung in der Zeit vom 10. Januar bis zum 4. Februar hatten, soweit sie nicht budgetmäßig vorher von Senat und Bürgerschaft bewilligt waren, die Höhe von 364 000 Mark erreicht.

*

Bald darauf tauchte Henke, gleich als wäre nichts geschehen, in der Nationalversammlung zu Weimar auf und hüllte sich in die Toga des sittlich entrüsteten Anklägers wider die bürgerliche Gesellschaft. Als Hugo Haase, der kluge Taktiker der Unabhängigen, das Opfer eines Attentats wurde, stellte man Henke zusammen mit dem alten Geyer an die Spitze der Fraktion. Die Ungeistigen hatten über die Intellektuellen der Partei gesiegt, und kein Wunder, daß man auf dem Dezemberparteitage zu Leipzig endgültig dem demokratischen Prinzip Valet sagte und sich für die Diktatur des Proletariats wider den Parla-

Digitized by Google

mentarismus entschied. Man hatte den Weg nach Moskau gefunden, auf dem es dann später noch einige Hürden zu überwinden galt.

*

Von den vier Bremer Stadtmusikanten war nur einer der Gegenwehr der „kapitalistischen Räuber" entgangen: Henke, da er als Abgeordneter immun war. Das Märchen freilich erzählts uns anders.

Digitized by Google

Friedrich Geyer

Der dreizehnte Januar 1920. Ein schwarzer Tag. Im Reiche, als Auftakt, allerhand Einzelstreiks. Im Westen sind die Eisenbahner ausständig. In Berlin soll zu einem großen Schlage ausgeholt werden. Die zweite Beratung des vielumstrittenen Betriebsräte-Gesetzes steht zur Debatte. Die Demokratie hat, fast bis zur Selbstverleugnung, die weitestgehenden Konzessionen gemacht, um die Massen zu beruhigen. Tut nichts. Die Radikalen wollen mehr. Wollen aufs Ganze. Wollen die revolutionären Betriebsräte, wollen die Rätediktatur. Wollen den Umsturz. Die Sitzung der Nationalversammlung ist auf drei Uhr nachmittags angesetzt. Zu derselben Zeit sind die Arbeitermassen von den Unabhängigen Sozialdemokraten und Kommunisten zu Riesenkundgebungen vor dem Reichstagsgebäude aufgeboten. Wehr- und waffenlos. Nur die Wucht der Massen soll auf das Parlament wirken. Wenigstens wollen es so die offiziellen Führer. Aber bringt man erst sechzig-, siebzig-, achtzigtausend Menschen auf die Beine, läßt sie ohne Ordner, ohne bestimmte Parole — dann kann jeder Zufall, jede Unachtsamkeit eines Einzelnen das Pulverfaß zur Explosion bringen.

Schon um die Mittagsstunde zogen die ersten Demonstranten vor dem Reichstagsgebäude auf.

Digitized by Google

Meistens Arbeiter. Kleine und große Züge kamen anmarschiert. Viele Frauen und Kinder befanden sich darunter. Eine Unmenge Schilder wurden mitgeführt: „Nieder mit dem Betriebsrätegesetz!" — „Wir sind im Bilde: Kuhhandel!" — „Wir wollen revolutionäre Betriebsräte!" — „Wir verlangen die Sozialisierung!" — „Fort mit dem Kapitalismus!" Rote Fahnen wurden, aber nur spärlich, entrollt. Gegen drei Uhr nachmittags waren, nach ungefährer Schätzung, an achtzigtausend Menschen rings um das Haus versammelt. Das Aufgebot der grünen Sicherheitswehr war, gegenüber den vielen Tausenden, nicht eben groß. Die Eingänge waren besetzt. Kleinere Trupps, aus sechs bis zehn Mann bestehend, streiften herum. Das Publikum konnte ohne weiteres passieren. Im Gebäude selbst waren mehrere Maschinengewehre untergebracht. Vor dem Portal III in der Sommerstraße standen drei Lastautomobile für alle Fälle bereit.

Die größten Menschenmassen hatten sich auf dem Königsplatz gestaut. Zahlreiche Redner hielten hier, von der großen Rampe des Reichstages herab, fortwährend Ansprachen, die von der Menge mit Hüteschwenken und allerhand Rufen begleitet wurden. Die Sicherheitswehr verhielt sich dabei völlig passiv.

Unterdessen ging es im Hause selbst überaus lebhaft zu. Die Abgeordneten waren sehr zahlreich zur Stelle. In der Wandelhalle bildeten sich überall Gruppen, die die Lage besprachen. Punkt ¼4 Uhr ertönte das Klingelzeichen. Die Sitzung

Digitized by Google

begann. Im Plenarsaal herrschte die größte Spannung. Die Zuschauertribünen waren voll besetzt. Ursprünglich hatte der Direktor des Reichstages keine Zuschauerkarten für diesen Tag ausgeben wollen, hatte es dann aber doch getan. Nun saßen da aber lauter Leute, Männer im Arbeitskittel und in verschlissener feldgrauer Uniform, die sich bald, in der übergroßen Mehrzahl, als Parteigänger der Unabhängigen Sozialdemokratie und der Kommunisten entpuppten, und warfen, durch immer neue Zwischenrufe, „Pfeile der Sehnsucht nach dem anderen Ufer" unten im Plenarsaale.

Die Ouvertüre setzt sofort mit einem Protestmotiv ein. Geyer fordert in einem Antrage zur Geschäftsordnung die Entfernung der Sicherheitswehr aus dem Hause. Henke unterstützt ihn. Der neue Geist der Unabhängigen Sozialdemokratie regt sich, nachdem Haase, der kluge Taktiker, die Augen für immer geschlossen hat, der Geist der spartakistischen Revolution in Bremen und Leipzig. Der Präsident wehrt die Anwürfe mit gemessenen Worten ab: Nicht er, sondern die Regierung habe die Sicherung des Hauses veranlaßt. Auf der Zuschauertribüne wird es lebendig. Die ersten Pfuirufe hageln herunter. Auf der Ministerbank sitzen sie alle wie Perlen auf eine Schnur gezogen, die Herren Schiffer, Erzberger, Müller, Koch, Giesberts und so weiter. Keiner fehlt. Nur zwei sind nicht zur Stelle: der Reichskanzler Bauer und der Reichswehrminister Noske. (Von den Unabhängigen hat sich dringender Ge-

Digitized by Google

schäfte halber Oskar Cohn) entschuldigt. Als es zur Abstimmung kommt, bleiben die Unabhängigen in einer hoffnungslosen Minderheit. Unruhe, Lärm, Krach. Aber nichts weiter.

Die zweite Lesung des vielumstrittenen Gesetzentwurfes über die Betriebsräte fängt an. Der demokratische Abgeordnete Schneider erhält als Berichterstatter das Wort.

Während die Zuschauer den Vorgängen im Plenarsaale mit lebhafter Anteilnahme folgten, tauchte plötzlich in dem Mittelstück der Tribüne ein Mann in Zivil, in braunem Anzuge, auf, der der Linken mit erhobener Hand zuwinkte. Dann verschwand er wieder. Ein flüchtiger Begrüßungsgruß? Oder mehr? Ich begab mich sofort in die oberen Räume des Reichstagsgebäudes, um mir von dort aus die Menschenmassen auf dem Königsplatz anzusehen. Hier gab es nun ein seltsames Schauspiel. Während die Redner von der Rampe zu der Menge sprachen, gerieten die Massen allmählich in Bewegung und fingen an, nach vorne zu drängen. Dabei wurden die einzeln oder zu zwei oder drei patrouillierenden Sicherheitsleute isoliert, von der Menge umzingelt und rücksichtslos entwaffnet. Von hinten wurden ihnen die Gewehre entrissen und meist sofort kurz und klein geschlagen Einzelne Sicherheitsleute wurden dabei auf die Erde geworfen und schwer mißhandelt. Die Situation spitzte sich mehr und mehr zu. Es war nur noch eine Frage von Minuten, wann die Menge das Haus gestürmt haben würde. Die Sicherheitswehr verhielt sich auch jetzt noch immer passiv.

Digitized by Google

Einige Leute, die keinen Ausweg mehr vor der heranwogenden Menge wußten, warfen die Gewehre fort und flüchteten. Inzwischen hatte irgend einer aus der Menge zwei oder drei Schüsse auf das Haus selbst abgegeben. Eine Kugel traf einen Wachtmeister am Kopfe. Nun mußte die Sicherheitswehr handeln. Von der Sommerstraße her wollte ein Trupp den bedrängten Kameraden am Königsplatz zu Hilfe eilen. Sie formierten rasch die Maschinengewehre, um sich einen Durchgang zu bahnen. Aber die Menge wollte nicht weichen. Einige Männer sprangen vor, versuchten den Sicherheitsbeamten an die Brust zu springen und sie so der Waffen zu berauben. Es gab kein Halt mehr. Die ersten Kugeln gingen los. Einem wurde sofort die obere Kopfhaut fortgerissen. Eine entsetzliche Blutlache vor dem Portal II, der eigentlichen Zugangspforte zum Plenarsaal, bildete sich. Die übrigen Schüsse gingen über die Köpfe der Nächststehenden hinweg und platzten mitten in die Menge hinein. Wie vom Wirbelwind wurden die Menschen an dieser Stelle auseinandergejagt. Eine Anzahl Toter und Verletzter blieb liegen. Die Massen gerieten in Bewegung und fluteten vom Reichstage weg. Unter schrecklichen Opfern war der Angriff auf die Nationalversammlung abgeschlagen worden.

Es war mittlerweile ¾4 Uhr geworden. Des Hauses hatte sich eine unbeschreibliche Erregung bemächtigt. Der Abgeordnete Schneider erstattete noch seinen Bericht. In diesem Augenblick stürmte eine Gruppe unabhängiger Sozialdemokraten,

Digitized by Google

voran Henke und Frau Zietz, in größter Aufregung in den Saal und rief: „Draußen wird geschossen!" Das war das Stichwort zu einem ungeheuren Tumult. Alles schreit und gestikuliert, im Saale und auf der Tribüne, durcheinander. Der Präsident ist diesem Chaos gegenüber ohnmächtig. Die Galerie rast. Von der Journalistentribüne versucht ein fremder junger Mann in Feldgrau mit kreischender Stimme eine Ansprache zu halten: „Meine Herren, es ist mit Gewehrkugeln geschossen worden . . ." Weiter kommt er nicht. Der Präsident verläßt resigniert seinen Sitz. Die Verhandlungen sind unterbrochen.

Nach einer kleinen halben Stunde, nachdem Tote in die unteren Räume des Hauses geschafft worden sind und Verwundete verbunden werden, nimmt der Präsident Fehrenbach die Verhandlungen wieder auf: Ausdrücke tiefen Bedauerns über die blutigen Ereignisse. Aber er mahnt gleichzeitig, die Ruhe zu bewahren und die Sitzung fortzusetzen. Die Schuldfrage läßt er unerörtert. Die äußerste Linke rebelliert von neuem. Das Haus muß sofort auseinandergehen: „Das sind wir den Opfern schuldig." Henke und Geyer sagen es einmal und noch einmal. Aber der Präsident will nicht und gibt dem Abgeordneten Schneider das Wort zur Fortsetzung seines Referats.

Und nun tritt etwas ganz Unerwartetes ein. Schneider will in seinem Referat fortfahren. Die Unabhängigen springen von ihren Sitzen auf und inszenieren einen Höllenlärm. „Schluß, Schluß!" Das sind die einzigen Worte, die man aus dem

Digitized by Google

Gewirr artikulierter und unartikulierter Laute vernehmen kann. Sie toben und lärmen, schlagen mit den Akten auf die Pultdeckel, stampfen mit den Füßen, und oben auf der Tribüne akkompagniert der Chorus. Eine wilde Kakophonie. Verräter, Schufte, Skandal, Roheit — das waren einige der lieblichen Worte, die von oben herab auf das Parkett der Abgeordneten niederprasselten. Dazwischen fielen auch Worte wie: „Wo ist Scheidemann?" — „Das will eine sozialistische Regierung sein!"

Der Abgeordnete Schneider sprach unterdessen unverzagt weiter. Die Mitglieder der Mehrheitsparteien drängten sich um das Rednerpult. Die Stenographen hatten sich von ihren Plätzen erhoben und versuchten, stehend, in dem tosenden Orkan die Worte Schneiders aufzufangen. Vergebens. Man sah nur die Bewegung seiner Hände. Der Präsident schaut alledem gelassen zu. Einmal, glaubte er, müsse sich dieses Ungewitter der Radikalen doch legen. Er erteilte wohl Ordnungsrufe, griff auch zur Glocke — aber der Kampf gegen die Instinkte war fruchtlos.

Diese Szene dauerte etwa fünfzehn Minuten. Schließlich reißt dem Präsidenten die Geduld. „Eine Frage richte ich an Sie: Entspricht Ihr Benehmen der Achtung vor den Toten?" Weitere Schlußrufe der Unabhängigen sind das Echo. Nun ruft er die Abgeordneten Geyer, Düwell und Laukant zum dritten Male zur Ordnung und fordert sie, entsprechend dem Paragraphen 60 der Geschäftsordnung, auf, den Saal zu verlassen. Aber

Digitized by Google

die drei kehren sich nicht daran. Eine peinliche Situation. Der Lärm steigert sich bis ins Groteske.

Herr Fehrenbach zuckt die Achseln und vertagt die Sitzung um eine Viertelstunde. Werden die drei es wagen, den Saal wieder zu betreten? Und wenn es der Fall sein sollte, was dann?

Die drei wagen es. Als der Präsident um fünf Uhr fünf Minuten die Verhandlungen wieder eröffnet, sind Geyer, Düwell und Laukant auf ihren Plätzen, gleich als wäre nichts geschehen. Der Präsident stellt fest, daß nicht nur Verletzungen, wie er ursprünglich angenommen hatte, sondern auch so und soviel Todesfälle vorgekommen seien, und daher möchte er die Beratungen abbrechen und auf den nächsten Tag vormittag zehn Uhr vertagen.

*

Der vierzehnte Januar.

Vor dem Reichstagsgebäude ist es heute zu Beginn der Sitzung völlig ruhig. Zahlreiche Sicherheitspatrouillen halten in weitem Umkreise die Zugangsstraßen frei. Zu irgendwelchen Ansammlungen kommt es nicht. Die erhitzten Gemüter haben sich abgekühlt. Der inzwischen verhängte Ausnahmezustand übt bereits seine Wirkung aus.

Im Hause selbst ist es um die zehnte Vormittagsstunde kaum weniger lebhaft als am Nachmittag des vergangenen Tages. Die Abgeordneten aller Parteien sind wiederum zahlreich erschienen. Auf der langen Ministerbank ist kaum ein Platz frei. Nur Erzberger fehlt. Dagegen ist der Reichskanzler erschienen. Auch Noske, der Reichs-

Digitized by Google

wehrminister, ist anwesend. Die Verhandlungen nehmen gleich zu Anfang einen bewegten Verlauf. Die Unabhängigen Sozialdemokraten haben allerdings ihre prinzipielle Radau-Obstruktion aufgegeben und verhalten sich, zunächst wenigstens, ruhig. Der Reichskanzler Bauer eröffnet die Debatte über das Betriebsrätegesetz, das auch heute allein auf die Tagesordnung gesetzt wurde, mit einer schweren Anklage gegen die äußerste Linke. Die gestrigen Angriffe auf die Demokratie und den Parlamentarismus, sagte er, hätten in der Volksgeschichte nicht ihresgleichen. Der traurige Ruhm, diese Untat begangen zu haben, falle auf die Unabhängigen. Gleich diese einleitenden Worte ließen die Geyer, Henke und Genossen wild aufbegehren. Es begann auf der äußersten Linken ein wüster Tumult. Allen voran Frau Zietz, die wie eine quietschende und knarrende Klarinette unaufhörlich dazwischen blies. Der Präsident klingelte. Der Präsident bat. Der Präsident zuckte die Achseln. Der Präsident donnerte wie ein schnauzender Feldwebel schließlich mit dem ganzen Aufwand seiner Stimme die Unabhängigen an. Das half. Es trat ein wenig Ruhe ein, und der Reichskanzler konnte in seiner Rede, die er aus einem Manuskript vorlas, fortfahren. Eindeutig und ohne alle Einschränkung schob er die Schuld an den blutigen Vorgängen allein den Unabhängigen und Kommunisten zu und erklärte, daß, nachdem die Unabhängigen auf ihrem letzten Parteitag theoretisch den Parlamentarismus abgelehnt hätten, sie jetzt diese Stellung-

Digitized by Google

nahme praktisch zu verwirklichen versucht hätten. Wieder und wieder gab es Lärmszenen. Der Reichskanzler sprach ein paar Worte, und sofort setzte ganz links (an der Wand) ein tobender Lärm ein: Geyers wilde Jagd. Frau Zietz wie eine Furie auf dem Besenstiel hinterdrein. Dieses Schauspiel wiederholte sich ungefähr alle zwei bis drei Minuten Der Kanzler sprach sich, diesem wüsten Ansturm gegenüber, in eine zunehmende Erregung hinein, schlug mehrere Male mit der Faust auf den Tisch, gedachte ehrend der Sicherheitswehr, die das Haus vor einer Szene bewahrt hätte, die einer Bartholomäusnacht gleichgekommen wäre, und er betonte, unter dem Beifall fast des ganzen Hauses, daß die Nation in der Notwehr handle, wenn sie den neuen revolutionären Versuchen mit den schärfsten Mitteln entgegentrete.

Nun, nachdem er unter Zischen der äußersten Linken geendet hatte, gab es ein merkwürdiges Intermezzo. Der Berichterstatter für das Betriebsrätegesetz, der demokratische Abgeordnete Schneider, sollte in dem gestern unterbrochenen Referat fortfahren. Da setzte von neuem die Lärmobstruktion der Unabhängigen ein. Frau Zietz schrie, tobte, raste, kreischte, fluchte. Der Präsident versuchte, sie anfangs niederzuklingeln. Vergebens. Die anderen Unabhängigen fielen in den schauerlichen Chor der Rache bellend ein. Die Büchse der Pandora schien geöffnet. Die Instinkte waren losgelassen. Der Abgeordnete Schneider sprach und sprach. Aber kein Mensch verstand ihn. Man sah ihn nur gestikulieren. Währenddessen sprang

Digitized by Google

Geyer zum Präsidenten und tuschelte mit ihm. Henke trat hinzu. Man suchte nach einem Ausgleich. Endlich war er gefunden. Schneider war mit seinem Referat zu Ende. Geyer und Henke gossen ganze Kannen von Öl auf die Theaterwogen der äußersten Linken, und allmählich verstummten sie alle. Auch — o Wunder! — Frau Luise Zietz. Der Präsident aber bat das Haus, während, zur Abwechselung, die Rechte knurrte, in die Generaldebatte über das Gesetz einzutreten, aber den Unabhängigen zuerst das Wort zu einer Antwort auf die Kanzlerrede zu geben. Der Regierungsblock stimmte, gegen den Widerspruch der Rechtsparteien, dem zu.

Henke stand am Rednerpult. Der Intellekt in der Negation. Die geistig armselige Rede eines Parteisekretärs kleinsten Formats. Er machte nicht einmal einen Rechtfertigungsversuch, sondern bestritt nur, ohne auch nur einen einzigen Gegengrund vorzubringen, daß die Unabhängigen die Schuld an den Blutopfern hätten. Die Darstellung des Reichskanzlers sei lügenhaft gewesen. Noch sei es nicht Zeit zu einem abschließenden Urteil. Das letzte Wort habe die Geschichte zu sprechen und dergleichen Allgemeinheiten mehr. Und dann ging er nach dem Agitationsschema für Parteifunktionäre zum Angriff vor. Das Recht auf Demonstrationen lasse sich die Arbeiterschaft nicht verkümmern. Das sei aufs engste verbunden mit dem Gedanken der Demokratie. (Dabei möchte man daran erinnern, daß in dem Lande der demokratischen Tradition, in England, gesetzlich jede

Digitized by Google

Demonstration im Umkreise von einer — englischen — Meile vor dem Parlament verboten ist.)

Und zum Schlusse holte er aus der linken Hosentasche die große revolutionäre Phrase hervor, fluchte: „Sieg oder Tod!" und begab sich ins Parkett zu den Seinen. Wolfgang Heine, der sich als preußischer Minister des Innern und Chef der Sicherheitspolizei zum Wort gemeldet hatte, führte die Debatte und schlug das große Schuldkonto der Unabhängigen auf. Er stellte, immer unter Angabe eingehender Beweise, fest, daß die Sicherheitswehr eine fast übermenschliche Geduld bewiesen hätte, ehe sie zur Abwehr geschossen habe, daß der erste Schuß von einem Matrosen aus der Menge auf den Reichstag abgegeben sei, und daß der Abgeordnete Zubeil und Frau Zietz es gewesen seien, die vom Portal II aus die Menge aufgepeitscht hätten: „Das Reichstagsgebäude gehört dem Volke, nicht der Sicherheitswehr. Ihr wißt, was ihr zu tun habt!" Das sei das Signal für das Vordringen der Masse gewesen. Als es beinahe zu spät gewesen wäre, hätte die Sicherheitswehr erst von der Waffe Gebrauch gemacht. Es habe sich um Sekunden gehandelt. Natürlich gab es auch während der Heineschen Rede immer neue Sturmszenen.

Als der Präsident Fehrenbach dem Abgeordneten Henke darauf wiederum das Wort zur Entgegnung gibt, verläßt die Rechte, zum Zeichen des Protestes, geschlossen den Saal. Henke weiß auch dieses Mal etwas wirklich Positives nicht zu sagen. Rasch hat er seine wenigen Sätze heruntergehaspelt. Und jetzt — jetzt endlich kann die eigentliche Beratung

Digitized by Google

des Betriebsrätegesetzes beginnen. Der Mehrheitssozialist Bender (Magdeburg) eröffnet den Reigen der Redner. Man spricht zur Sache. Das Paragraphengewirr legt sich bleiern auf die Gemüter. Es ist Zeit zum Ausruhen.

Das Betriebsrätegesetz wird in zweiter und dritter Lesung verabschiedet.

*

Friedrich Geyer, der bei diesen turbulenten und blutigen Vorgängen vor der hell beleuchteten Rampe der Öffentlichkeit sich wie ein Hysteriker gebärdet, war nach dem Tode Hugo Haases zusammen mit Henke Chef der Fraktion geworden und hatte dem Steuer gleich einen ganz kräftigen Ruck weiter nach links gegeben, sodaß die Unabhängigen Sozialdemokraten sich Schulter an Schulter mit den Kommunisten berührten. (Erst später bekam, nicht zuletzt infolge der unglücklichen Januar-Ereignisse, der rechte Flügel der Partei, der Kreis um Hilferding, Wurm und Cohn für eine Zeit Oberwasser.) Geyer ist Zeit seines Lebens nichts mehr als ein winziger Parteiagitator und Demagoge gewesen. Von Geist keine Spur. Phrase und Schema — das sind die Sprossen, auf denen er in der Partei hochgekommen ist. Sachsen ist seine engere Heimat. Großenhain ist seine Vaterstadt, wo er am zwölften März 1858 das Licht der Welt erblickte. Dort, in Berggießhübel und in Pirna besuchte er die Volks- und die Bürgerschule. Er wurde Zigarrenarbeiter, konnte sich aber mit vierunddreißig Jahren selbständig machen. Geriet in die Arbeiterbewegung. Immer mitten

Digitized by Google

drinnen, wo es am radikalsten zuging. Setze einem Geier eine Brille auf und klebe ihm einen breiten Backenbart an, und du hast sein Antlitz modelliert. Niedrige Stirn. Kleine, schmal geritzte Augenöffnungen, zusammengekniffene Gesichtszüge. Langweilige, öde, niedrig lehrhafte Sprechweise. Seht: Das ist er.

Achtzehnhundertneunzig ging er, nebenher, zum Journalismus über. Redakteur oder Mitarbeiter des „Wächters", der „Leipziger Volkszeitung" und des „Tabak-Arbeiters". Auch hier: Phrase und Schere. Schere und Phrase. 1886, schon unter Bismarck, kam er in den Reichstag. Der Wahlkreis Schneeberg, einer der erzgebirgischen Hungerbezirke entsandte ihn dahin. Bis 1918, bis zur November-Revolution, wirkte er hier ununterbrochen, bis auf das Zwischenspiel des Kartellreichstages 1887/90. Einer von den Vielen, Allzuvielen. Niemals ist er, durch Rede oder Tat, sonderlich hervorgetreten. War eine Zeitlang auch Mitglied der zweiten sächsischen Kammer. Hier dieselbe farblose Physiognomie. Als im März 1916 die Radikalen sich im Reichstage von der Mehrheit der sozialdemokratischen Fraktion schieden, weil sie die Kriegspolitik des vierten August 1914 nicht länger mitmachen wollten, war er einer der achtzehn, die unter Führung Haases die „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft" begründeten und sich von der Gesamtpartei lossagten. Die Wogen der Revolution warfen ihn hoch, und im Rate der sächsischen Volksbeauftragten wurde ihm das Finanzportefeuille zuteil. Dieses Zwischen-

Digitized by Google

spiel dauerte von November bis Januar. Dann schieden sich, wie im Reiche so auch in Sachsen, die Geister der Mehrheitssozialisten und Unabhängigen, nach wenigen Wochen des Zusammengehens während der Revolution, wieder. Geyer spielte fortan in Leipzig, wo er seine Zigarrenfabrik hatte, zusammen mit seinem noch radikaleren Sprößling Doktor Kurt Geyer eine führende Rolle. Eine Weile gab es in Sachsen so etwas wie eine Dynastie Geyer, da auch die Damen der Familie tätigsten Anteil an der praktischen Politik nahmen.

Anfang März 1919 sollte der im Januar mißlungene Putsch zur „Wiederherstellung der Revolution", das heißt zur Aufrichtung der Rätediktatur wiederholt werden. In Berlin gabs Straßenkämpfe. In Rheinland-Westfalen war Generalstreik, und in ganz Mitteldeutschland tobten im Ausstand und Aufstand die radikalen Massen. Die Nationalversammlung in Weimar und damit die Demokratie sollten geschlagen werden. Auch in Leipzig war der Generalstreik proklamiert worden. Am vierten März beschloß der Leipziger Arbeiter- und Soldatenrat, in dem Geyer Vater und Sohn die Führung hatten, die Guthaben, die die Stadt bei den Banken liegen hatte, zu beschlagnahmen. Friedrich Geyer und der Stadtverordnete Scheib, gleichfalls Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates, begaben sich daraufhin zur Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt, weil dort die Stadt das größte Guthaben hatte. Der anwesende Direktor Doktor Schoen aber weigerte sich. Die Unterschriften des Arbeiter- und Soldatenrates auf dem

vorgelegten Schriftstück könne er nicht anerkennen. Im übrigen sei die Bank geschlossen, weil gestreikt werde. Nur wenn der Oberbürgermeister eine Anweisung gebe, könne er das Depot der Stadt herausgeben. Nun ging Friedrich Geyer mit Lehmann, Scheib und Krug zum Amtszimmer des Oberbürgermeisters Doktor Rothe. In ihrer Begleitung befanden sich diesmal vier Soldaten mit Gewehren. Acht Matrosen kamen später noch hinzu. Die Verhandlungen führte Geyer: die Kommission brauche eine Vollmacht zur Beschlagnahme der städtischen Gelder. Der Oberbürgermeister verhielt sich ablehnend. Geyer: „Wenn Sie nicht unterschreiben, habe ich einen Haftbefehl, von dem ich Gebrauch machen werde." Der Oberbürgermeister blieb bei seiner Weigerung: „Wozu wollen Sie denn die Gelder überhaupt haben?"

Geyer: „Zu Unterstützungen und Löhnen."

Der Oberbürgermeister: „Und?"

Geyer: „Auf weitere Einzelheiten lasse ich mich nicht ein."

Kurz, Doktor Rothe stellte die Anweisung nicht aus. Geyer und seine Genossen zogen sich für einen Augenblick zurück. Geyer erklärte schließlich: „Kinders, uns genügen einstweilen auch vierhunderttausend Mark".

Der Oberbürgermeister wurde von neuem gestellt. Man drängte. Man drohte. Die Soldaten wurden ungeduldig. Zu guter Letzt gab Doktor Rothe unter diesem Zwange die Unterschrift zur Auszahlung der verlangten Gelder.

In der Hauptsache befriedigten die Geyer und

Digitized by Google

Genossen damit die Eisenbahner, die nicht länger streiken wollten. Dabei unterschlug einer der Eisenbahner-Funktionäre, Heinrich Heins, im Handumdrehen hunderttausend Mark. Das übrige Geld ging für Löhne und Unterstützungen auf. Von der Leipziger Strafkammer erhielten Scheib und Krug später vier Monate Gefängnis wegen gemeinschaftlicher Nötigung. Herrn Geyer, der als Abgeordneter der Nationalversammlung durch seine Immunität geschützt war, erreichte der Arm der Gerechtigkeit nicht. Immerhin stellte das Gericht in seinem Urteil fest, daß Friedrich Geyer sich der Erpressung schuldig gemacht habe.

Aber der eigentliche Regisseur war Doktor Kurt Geyer gewesen, der alles inszeniert und die Rollen verteilt hatte.

Digitized by Google

Parvus

Geschäftig flutete die Masse, Männer, Weiber, Kinder in bunten Lappen an ihm vorüber. Das Goldene Horn leuchtete in glitzerndem Blau. Die Schiffe wimmelten bis zum fernen Horizont. Die weißen Flächen des Häusermeers und die blanken, schlanken Minaretts der Moscheen blendeten in der strahlenden Sonne das trunkene Auge. Er hielt einen Augenblick inne, trat auf der riesigen Brücke, die Stambul und Galata verbindet, an die Brüstung und starrte ins Wasser. Ein gedrungener, massiger Kerl. Ein strähniger Bart. Robuste Kraft und beweglicher Geist in einem vereint. Ein Russe. Er müsse, sagte einmal ein Politiker sarkastisch übertreibend von ihm, in einem wüsten Pogrom zur Welt gekommen sein, als so ein breitschultriger, forscher russischer Offizier, ein Russo-Asiate, in dem allgemeinen Bluttaumel sich erst noch eines schönen, schlanken Mädchens in draufgängerischer Zärtlichkeit annahm. Sieht er wirklich so aus, als ob er in einer verbotenen, wilden Heckenecke gezeugt sei? Ein Mensch mit unstillbaren Urtrieben (und doch klugen Geistes voll). Nun saß er, nach einem wilden Nomadenleben, schon vier Jahre in Konstantinopel und sandte, für billiges Zeilenhonorar, Berichte und Artikel der sozialistischen Presse in Deutschland. Was kam dabei

Digitized by Google

heraus? Du lieber Himmel: addierte Pfennige! Er war Sozialist und hatte sein Leben an seine Ideen gesetzt. Aber Macht, Einfluß, kurz dieses Etwas — das hatte er nicht. Und er wollte, er mußte es haben. Vom Himmel die schimmernden Sterne reißen — dazu fühlte er sich berufen. Aber er konnte dem Sozialismus und der Sozialismus konnte nur ihm dienen, wenn er Geld, Geld in Haufen, Geld in Bergen besaß. Er mußte reich werden, mußte raffen und zusammenscharren, wenn er den Weg nach oben finden wollte. Dann wollte er geben, streuen, dann wollte er wirken, leben und leben lassen, dann wollte er ein Ludwig der Vierzehnte des Sozialismus sein.

Mein Gott, wenn er so nachdachte. Was hatte er denn bisher gehabt? Die Straße des Lebens, die in einem dunklen Winkel des Kiewer Ghettos begonnen hatte, war steinig und holprig, aber das Panorama zu beiden Seiten war immerhin flimmernd bunt gewesen. Und sein nimmer rastendes Gehirn hatte unaufhörlich Funken gesprüht. Zuerst hatte es sich in die russisch-revolutionäre Bewegung gebohrt. Hei, wie die Schergen bald hinter ihm her waren! Der Boden, die weite Ebene Mütterchen Rußlands, wurde ihm zu heiß unter den Füßen. Rasch einen falschen Paß besorgt und fort in die gastfreie Schweiz. Er war ja noch so jung, die ganze Welt, auch des Wissens, stand ihm noch offen. Hinein ins Studium: Volkswirtschaft, Agrarpolitik, Philosophie. In Basel hört er Karl Bücher. Es ist in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre. (In Deutschland schwang Bismarck uner-

Digitized by Google

bittlich die Kosakenknute über die verfemte Sozialdemokratie.) Danach kommt Doktor Helphand nach Süddeutschland.

In Stuttgart läßt er sich zunächst nieder. Die jungwilhelminische Ära hob mit klingendem Spiel und Paukenschlag an. Er schickt Aufsätze an Tageszeitungen und Zeitschriften. Parvus wird sein Schriftstellername. Man wird auf ihn aufmerksam. Größere literarisch-wissenschaftliche Arbeiten entstehen. Der Weg zum Erfolge weist die Sozialdemokratie auf das Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen. Das schreibt er immer wieder. Man hört auf ihn. Parvus ist unendlich fleißig. Schreibt vom Morgengrauen bis in die tiefe Nacht hinein. Dann wird er von Bruno Schönlank an die „Leipziger Volkszeitung" berufen. In einem Jahre verschafft er dem Blatte einen besonderen Ruf. Auch künstlerischen Fragen wendet er sein Interesse zu. Schönlank ist entzückt von ihm, gerät aber bald mit ihm aneinander, als er gemeinsam mit Vollmar ein Agrarprogramm ausarbeitet, das Parvus in der „Leipziger Volkszeitung" selbst in einer Reihe von Artikeln als reformistisch in die Hölle verdammte. Schließlich wurde Schönlank dieses Treiben zu bunt, und Parvus ging, 1894, an die „Sächsische Arbeiterzeitung". Eines Tages schreitet die königlich sächsische Polizei ein. Zur Zeit der Zuchthausvorlage. Er wird als lästiger Ausländer ausgewiesen aus Sachsen. Auch in Preußen. Wohin er sich wendet, ist seines Bleibens nicht. Die anderen Bundesstaaten versperren ihm ebenfalls den Weg.

Digitized by Google

Nirgends findet er Ruhe und Rast. Heimlich läßt er, aus irgendeinem Versteck heraus, eine Leitartikelkorrespondenz für die Arbeiterpresse erscheinen. Jahre elendester Übergangszeit. Seine Seele drohte zu verkümmern. Da riß er sich mit einem Ruck aus der engen Umgebung heraus, legte sich einen falschen Namen zu, besorgte sich falsche Pässe und machte sich, heidi, mit dem Münchener Arzt, Dr. Lehmann, zu einer tollkühnen Reise durch Rußland auf. Mütterchen Rußland nahm den Verbannten wieder in ihre Arme auf. Und er atmete tief und er atmete lang den Odem der heimatlichen schwarzen Erde ein. Wenn die zaristischen Knechte ihn gehascht hätten, die Peter-Pauls-Festung wäre ihm sicher gewesen. Aber sie kamen nicht auf seine Spur. Er sah das Vaterland jetzt mit den forschenden Augen des Wissenschaftlers an. Das Agrarische fesselte ihn besonders. Und es entstand das (wissenschaftlich ausgezeichnete) Werk „Das hungernde Rußland" als Frucht jener Hetzjagd durch das Land zwischen Weichsel und Wolga.

In München ruhte er, nach dem russischen Abenteuer, wieder aus. Hier fand er für kurze Zeit ein Asyl. Einen „Verlag russischer Autoren" rief er ins Leben. Gorki führt er in Deutschland ein. Selbst eine Gorkische Landstreichergestalt. Ein Ausgestoßener. Max Reinhardt wies er auf das „Nachtasyl" hin. Die russische Literaturwelle drang in die deutsche Kunst ein. Aber nur kurze Zeit hielts ihn in München. Der Verlag machte pleite. 1905 brach in Rußland die erste große Revo-

Digitized by Google

lution aus, und da sollte er, fern an der Isar, die Hände in den Schoß legen und feiern? Was bedeutete ihm die bürgerliche Existenz, die er sich eben erst mühsam geschaffen hatte, gegenüber der großen Aufgabe, die seiner in der Heimat harrte? Die Russen, die seine Schriften liebten, riefen ihn, und er ging hin. Er wurde der Vater des Gedankens der Arbeiterräte und wurde in Petersburg der Begründer des ersten Arbeiterrates in Rußland. Eine neue Epoche der revolutionären Entwicklung brach an.

Aber der Fehlschlag blieb nicht aus. Die Reaktion erstarkte wieder. Es kamen die blutigen Januarkämpfe in Moskau. Parvus wurde gefaßt. Die Peter-Paul-Festung türmte sich über ihm auf. Monate des Schmachtens vergingen. Monate des Ringens mit Gott und dem Teufel. Monate wissenschaftlicher Vertiefung. Dunkel ringsum. Und dann begann der Prozeß. Parvus wurde zur Verschickung nach Sibirien verurteilt, Leon Trotzky mit ihm. In die unwirtlichsten Gegenden sollte er aus der Gesellschaft gestoßen werden. Sollte. Aber das Schicksal hatte Erbarmen mit ihm. Während einer langen Kahnfahrt auf einem sibirischen Strom gelang es ihm zu entfliehen. Ein Kinodrama begann. Die Schergen hinter ihm her. Einer, zwei, drei. Zu Fuß, zu Roß. Schon hörte er die Peitsche hinter sich knallen. Aber sein Gott steckte ihn in eine Tarnkappe, und er entkam. Odysseeisch waren seine Irrfahrten. Wild seine Abenteuer. Er kam nach Petersburg, er kam nach Moskau, sah in der Abenddämmerung die Zwiebel-

Digitized by Google

türme des heiligen Kreml winken, warf ihnen einen flüchtigen, brünstigen Gruß zu und floh weiter nach Deutschland. Nun hatte er wieder deutschen Boden unter seinen wunden Füßen. In Dortmund fand er bei Konrad Haenisch, der dort Redakteur war, Unterschlupf. Als Peter Klein machte er sich politisch nützlich. Die „Hottentottenwahlen" waren im Gange: Bülows Kampf gegen Sozialdemokratie und Zentrum, um einen konservativ-liberalen Block zu stabilieren. Eine Studie über „Probleme der Kolonialpolitik" war die Folge jener parteipolitischen Auseinandersetzungen über die koloniale Frage.

Doch auch in Dortmund war ihm keine bleibende Statt bereitet. Das Nomadenleben, dieses elende Wandern von Ort zu Ort ohne Zukunftsperspektive, begann von neuem, bis er schließlich, im September 1910, in Konstantinopel strandete. Und nun streckte er die Arme, um nach neuen Ufern zu steuern: So wie bisher durfte es nicht weitergehen. Geld, Geld und noch einmal Geld, ohne das war der Weg nach oben verbaut.

Der Krieg brach aus. Das große Würfelspiel hob an. Hei, wer da, der einzelne oder ganze Nationen, mit kühnem Ruck der Würfel Oberfläche auf dreimal sechs zwang! Auf den Versuch kommt's an. Her den Würfelbecher! Ein kurzes Besinnen, und dann die Würfel auf die Tischplatte geschmissen. Da ist's: dreimal sechs. Er hatte gewonnen. Gott, was konnte die Welt jetzt lustig, und schön, und herrlich, wer konnte, wer mußte ihm jetzt untertänig werden!

Digitized by Google

Die Würfel waren gefallen. Sein politisches und geschäftliches Wirken großen Stils begann. Dem Zarismus hatte Deutschland den Krieg angesagt. Der Zarismus war auch sein Feind, denn er hatte ihm die Heimat genommen. Alle wußten, alle sollten in diesem Feldzuge gegen das reaktionäre Rußland helfen. Der nächste Kampfgenosse war die Türkei. Er wühlte und arbeitete und setzte sich mit der deutschen Regierung und den Militärs in Verbindung. Er bekam, in diesem halboffiziösen Dunstkreis, mit einem Male wertvollste Verbindungen. Sein Ingenium sprühte jetzt Funken auch auf geschäftlichem Gebiet. Im Auftrage der Hohen Pforte führte er umfangreiche Lebensmittellieferungen für die Armee aus — und das Geld floß nun in immer reißenderen Strömen in seine Tasche. . .

Unbegrenzte Möglichkeiten lagen vor ihm. Jetzt konnte er sich ausleben. Faust zweiter Teil ins Triviale übersetzt. Rasch wechseln die Bilder, nachdem er sich dem Teufel Geld verschrieben. Er betreibt den Anschluß Bulgariens an Deutschland, Österreich und die Türkei. In Deutschland unterhält er (mit sehr erheblichen Zuschüssen) den Verlag für „Soziale Wissenschaften" und den Verlag der „Glocke", an der Haenisch, Lensch, Heilmann, Winnig, Plenge die hervorragendsten Mitarbeiter sind. Devise: Sozialimperialismus auf Filzpantoffeln. In Dänemark errichtet er ein Institut zur „Erforschung der sozialen Fragen des Krieges", eine Schiffsreederei- und Transportgesellschaft. In Finnland kauft er Papier für die

Digitized by Google

Herstellung einer Million antibolschewistischer Kalender. Mit dem Generalkommissär der dänischen Gewerkschaften arrangiert er deutsche Kohlenlieferungen im Austausch gegen Lebensmittel. Der Obersten Heeresleitung rät er, (erzählt man sich), Lenin, Zinowjew und Radek in plombierten Wagen durch Deutschland über Dänemark und Schweden nach Rußland zu schaffen, um das russische Heer durch den Bolschewismus zu erschlagen. Ludendorff leuchtet der Vorschlag ein. (Parvus bestritt mir gegenüber diese Tatsachen.) Immer verworrener werden seine Spuren. Dabei ein Leben großen Stils. Überall hat er sein Sanssouci: in Konstantinopel, in Kopenhagen, in Stockholm, in Berlin und in Wädenswil bei Zürich. Mit vollen Händen streut er das Geld aus. Nicht nur für sich, sondern, wie er es sich immer geträumt hatte, auch für die sozialistische Partei. Jeder, der kam und etwas von ihm haben wollte, ging mit so und so viel Tausenden, strahlend, von ihm. Friedmanns Antituberkulin soll praktisch erprobt werden, und die Mittel fehlen? Hier sind 70 000 Mark. Die Sozialdemokraten von Wädenswil brauchen Geld, um das Hotel zum Löwen anzukaufen. Hier sind 30 000 Francs Vorschuß. Zwei Beispiele von vielen. Wenn nur nicht die Redereien über die Gebrüder Sklarz gekommen wäre und auch ihn mit hineinverwickelt hätten. Mit einem Male sah er sich (bildlich gesprochen) mit den Herren Sklarz, Scheidemann, Ebert, Noske und den anderen sozialistischen Revolutionsexzellenzen in Badehosen abphoto-

Digitized by Google

graphiert und in dem großen Schaufenster der öffentlichen Meinung ausgestellt.

Aber, das Schicksal hat, in übermütiger Laune, so viel und so bunt mit ihm gespielt — warum sollte nicht auch dieser seltsame Spuk wieder verschwinden: Kommt her, Mädels, schenkt den Sekt ein, und, wißt ihr was, abends machen wir ein prächtiges Feuerwerk vor unserer Villa — und wenn sich die Wädenswiler Bauern auch noch so ärgern sollten. Schließlich: Wenn ich nur meine Millionen habe, habe ich auch die Macht und euch: Mädels!

Digitized by Google

Kapp

Die Kapps sind Revolutionäre. So oder so. Politiker mit heißem Temperament. Westfalen. Hartstirnige. Kämpfer für ein großes Deutschland. Wiederum: so oder so. Ritter der Freiheit? Hier stock ich schon: Friedrich Kapp, der Vater, war ein glühender Patriot des vormärzlichen liberalen Deutschlands, war in Hamm geboren und vierundzwanzig Jahre alt, als die erste deutsche Revolution, die Achtundvierziger-Erhebung ausbrach. Er natürlich mitten drinnen. Er, der damals Referendar am Oberlandesgericht seiner Vaterstadt war. Als die Reaktion, nach dem kurzen Freiheitsrausche, langsam wieder ihr Haupt erhob, griff sie, verlangend auch nach ihm. Amerika nahm den Fliehenden auf. Seine Braut, eine rheinische Generalstochter, blieb ihm treu, folgte ihm nach und ließ sich drüben, über dem großen Teich, mit ihm trauen. Ehe er in New-York strandete, hatte ihn das Flüchtlingsleben, zwei Jahre lang, nach Brüssel, nach Paris und nach Genf verschlagen, wo überall noch die revolutionäre Bewegung heftig nachzitterte. In Amerika ließ er sich als Advokat nieder und fing an politisch zu schriftstellern. Ihm griff die Sklavenfrage am meisten ans Herz. Ein Buch darüber entsteht. Ein weiteres über den einstigen Soldatenhandel deutscher

Digitized by Google

Fürsten nach Amerika. Menschenfreiheit, Menschenrechte! schreit er auf. „Die Sklavenfrage ist keine Negerfrage. Sie ist die ewige Streitfrage zwischen einer kleinen bevorrechteten Menschenklasse und der großen Masse der Nichtbevorrechteten, die ewige Streitfrage zwischen der Adelsherrschaft und der Volksherrschaft."

Kapp schlägt geistige Brücken von hüben nach drüben, schreibt über die deutsche Einwanderung nach Amerika und ist bald eine der geachtetsten deutschen Persönlichkeiten in der Union. Neben Schurz einer der geistig vornehmsten Repräsentanten des Deutschtums. Aber seine Heimat ist Amerika dennoch nicht und wird es niemals werden. Sein Vaterland bleibt Deutschland, und als Bismarck das einige große deuts he Reich achtzehnhunderteinundsiebzig schmiedete, hält es ihn nicht mehr. Er kehrt zurück und stürzt sich in den Strudel der Politik, um mitzuarbeiten und mitzubauen an dem Werke der deutschen Einheit. Die nationalliberale Partei nimmt ihn auf. Bamberger, Stauffenberg und Forckenbeck werden seine intimsten Freunde. Er macht Figur im Reichstage. Ein hochgewachsener, ruhiger Mensch mit einer gewissen liebenswürdigen Yankeesaloppheit. Witz und Satire stehen ihm im Gespräch und in der Rede zu Gebote. Ein Weltbürger. Ein Mann, der auf die Dinge herabsieht. Humanität und Demokratie: das war der Grundzug seines Wesens. Darum hielt es ihn auch nicht allzu lange in den Reihen der nationalliberalen Partei, die bald ihre entschieden liberale Grundlage zu verleugnen

Digitized by Google

begann und sich immer mehr und mehr Bismarcks innerpolitisch schwankendem Charakter verkaufte. Achtzehnhundertneunundsiebzig schloß er sich den Sezessionisten an, die, gegen Schutzzölle, fortan den liberal-demokratischen Gedanken im Kampf gegen eine reaktionäre Wirtschaftspolitik und gegen Ausnahmegesetze voranstellte. In der Tiergartenstraße 37 zu Berlin war sein Domizil, in dem „Conspirationsquartier", in dem außer ihm auch Theodor Barth, Heinrich Rickert und Georg von Siemens, die führenden Köpfe des Freisinns wohnten.

Achtzehnhundertvierundachtzig, am 27. Oktober, schloß er die Augen für immer. In seinem Nachlaß fand man den ersten Band einer Geschichte des deutschen Buchhandels im Manuskript fertig.

Ein edler, aufrechter, geistig lebendiger Demokrat war gestorben. Die Lücke, die er hinterließ, war nicht gering.

*

Wolfgang, sein Sohn, wurde in Amerika geboren. Als er studierte, war sein Vater, nationalliberal, noch Bismarck-Verehrer. Wolfgang ging im Bismarck-Kult ganz auf. Kein Wunder, daß er in das Göttinger Korps eintrat, dem einst auch der Eiserne Kanzler als Student angehört hatte. Ein strammer, stämmiger Bursch. Weit über Mittelmaß. Volle Visage. So und so viel Schmisse über der Backe. Blond. Draufgänger. Jurist wie sein Vater. Aber Feudaljurist: Keinen Tropfen demokratischen Öls auf dem Haupte. Korrekt in der

Digitized by Google

politischen Anschauung bis dort hinaus. Kurz, kommentmäßiger Referendar und Assessor. Wurde, als der Vater bereits gestorben war, 1886 als Hilfsarbeiter in das preußische Finanzministerium berufen. Vier Jahre später, unter Wilhelm dem Zweiten, erhielt er den Landrats- und Deichhauptmannsposten in Guben, dem schlesischen Kreise des „roten" Prinzen Schönaich-Carolath. Mit der schlappen Liberalität seines Vorgängers räumte er rasch auf und wurde so recht ein Landrat nach dem Herzen der Junker, der bei den Wahlen die Leute zu Paaren in das konservative Lager trieb. Neun Jahre ging das so. Dann berief man ihn, in Anerkennung seiner Verdienste, als Vortragenden Rat in das preußische Landwirtschaftsministerium. Der Weg nach oben schien frei. Sechs Jahre danach wählte ihn die ostpreußische Landschaft zum Generallandschaftsdirektor. Er war, nach Königsberg übersiedelnd, Chef einer Provinzialbehörde geworden. Ein neues, weites Feld der Betätigung lag vor ihm. Die zunehmende Verschuldung der Landwirtschaft war eines der wichtigsten innerpolitischen Probleme. Er packte zu, begründete eine Lebensversicherungsanstalt, die er seinem landwirtschaftlichen Creditinstitut angliederte, und begann so das Bauerntum und den Großgrundbesitz zu sanieren. Die Leute nahmen außer den landschaftlichen Hypothekenpfandbriefen eine Lebensversicherung auf, und wenn der Besitzer starb, hinterließ er seinen Erben den größten Teil seines Anwesens schuldenfrei. Diese Kombination machte in anderen Provinzen bald Schule.

Digitized by Google

Lange hörte man dann nichts mehr von ihm in der breiteren Öffentlichkeit. Der Krieg brach aus. Ostpreußen wurde zum Teil von den Russen schwer heimgesucht. Die politisch-patriotische Spannung war hier, auf diesem exponierten Posten, vielleicht größer als anderswo. Bethmann Hollweg, der Reichskanzler, wurde nicht müde, nach immer neuen Friedensmöglichkeiten auszuschauen und sich in seiner Politik mehr und mehr den Anschauungen der Linken anzupassen. Die Junker grollten. Die Konservativen begehrten auf. Die Bureaukratie murrte. Weil aber allgemeiner Burgfriede während des Krieges proklamiert war, entlud sich das Gewitter von rechts lange Zeit nicht. Es war nur ein unterdrücktes Rollen und Grollen. Von hinten herum wurde gegen den schlappen Reichskanzler gearbeitet. Im zweiten Vierteljahr 1916 erschienen zwei anonyme Streitschriften gegen den Kanzler. Junius alter (Freiherr von Liebig) warf Herrn von Bethmann Hollweg in einer wild aufreizenden Schrift vor, er habe das deutsche Volk durch seine Auslandspolitik unmittelbar an den Rand des Abgrundes geführt, er danke im Reichstage „noch heute seinem Schöpfer" für die von ihm befolgte Versöhnungspolitik und sehe mit scheinbarer Seelenruhe zu, wie das Volk mit Strömen von Blut das Reich vor dem Untergange rette. Die zweite vertraulich kursierende Schrift nannte sich „Die nationalen Kreise und der Reichskanzler" und stammte von Kapp:

„Der Krieg kann noch lange dauern: es liegt ein großer Unterschied zwischen den beiden Aufgaben,

Digitized by Google

„den Feind schlagen" und „den Feind zum Frieden zwingen". Das erste haben wir gekonnt, das zweite noch nicht. Wir leben zu sehr des irrigen Glaubens, daß der Feind ja geschlagen sei und deshalb um Frieden nachsuchen müsse. Alle Freunde Deutschlands müssen das möglichste tun, um diesen Irrtum auszurotten und im ganzen Volk die heilige Überzeugung von neuem anzufachen, daß mit allen Kräften weitergekämpft werden muß, bis der Feind Frieden zu schließen gezwungen ist. Deshalb muß die Regierung alle Kreise unseres Volkes, die von diesem Willen beseelt sind, um sich sammeln; sie muß alles vermeiden, was geeignet ist, in diesen Kreisen Mangel an Vertrauen und begründete Mißstimmung zu erregen.

Derjenige nun, der behauptet, daß der im Volke herrschende Mangel an Vertrauen zu der politischen Leitung eine plötzliche, ja, gar eine künstliche Erregung darstelle, oder daß sie im wesentlichen nur von einigen lauten Schreiern und einer verführten Gefolgschaft vertreten werde, ist entweder unbegreiflich ahnungslos über die Gemütsverfassung der weitesten, treuesten Volksschichten, oder er entstellt bewußt die Wahrheit. Wer solches der Allerhöchsten Stelle versichert und im Zusammenhange damit durchblicken läßt, daß ein großer Teil der Stimmung durch einzelne Unzufriedene nur „gemacht" sei, vereint in vollkommener Verkennung der Tatsachen den Geist, der in denjenigen Kreisen des Volkes lebt, die Kaiser und Reich bis zum letzten Blutstropfen ergeben sind. Es ist aber auch völlig falsch anzunehmen, daß es sich dabei lediglich um die in letzter Zeit im Vordergrunde stehende Frage des U-Bootkrieges allein handle. Durch die Frage des U-Bootkrieges ist nur zum hellen Ausdruck ge-

Digitized by Google

kommen, was die Herzen aller derer, die sich auf Gedeih und Verderb der Krone und dem Vaterlande verbunden fühlen, seit langem dunkel erfüllte: das Gefühl, daß die politische Leitung, wie schon vor dem Kriege und beim Kriegsausbruch, so auch im Kriege ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist und vor allem des politischen Instinktes offenbar entbehrt.

Der Reichskanzler beruft sich demgegenüber auf die unbedingt notwendige Einigkeit des Volkes, das in solcher Zeit voll Vertrauen hinter ihm stehen müsse. Die Parole „Einigkeit" fängt an bei uns dieselbe unglückliche Rolle zu spielen, wie einst im Jahre 1806 das nach Jena gefallene staatsverräterische Wort „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", das in der preußischen Geschichte eine unrühmliche Erinnerung ist. Die vom Reichskanzler geforderte „Einigkeit" bedeutet: schweigt, haltet Ruhe, glaubt und hoffet alles, aber verschließt eure Sorgen in dieser größten, schönsten und schwersten Stunde deutscher Geschichte in eurer Brust. Wartet geduldig ab, was herauskommt. Stört die Kreise der Regierung nicht. Ihre, nicht eure Sache ist es, die Geschichte des Vaterlandes zu bestimmen. Nur die Regierung allein verfügt über die nötige Einsicht und Übersicht dessen, was dem Vaterlande frommt. Auf den Feind würde es einen üblen Eindruck machen, wenn Uneinigkeit unter uns käme. Aber der Eindruck auf den Feind hängt nur ab von der Kraft der deutschen Hiebe, auch ein Kanzlerwechsel würde auf den Feind keineswegs den Eindruck der Schwäche machen; wenn überhaupt, so hätte der Abgang von Tirpitz diese Wirkung haben müssen, dessen Entlassung ja schon vor dem Kriege von England gefordert worden sein soll. Sondern das Entscheidende ist, ob die politische Leitung, die dem deutschen Schwert seine Aufgabe

Digitized by Google

stellen soll, auch über die dazu erforderliche Kraft und Entschlossenheit verfügt. Alle Einigkeit nützt nicht, wenn sich hinter dieser „Einigkeit" Furcht, Nachgiebigkeit und Schwäche verbergen.

Der Reichskanzler beansprucht Vertrauen. Hat er ein Recht darauf? Wir wollen nicht zu weit in die Vergangenheit zurückgehen. Aber es ist uns von Anfang an schwer gewesen, dieses Vertrauen zu haben, zu einem Reichskanzler, der bei Beginn des Krieges zu seiner völligen Überraschung dem Zusammenbruch des seine gesamte Politik beherrschenden, belastenden und behindernden Gedankens gegenüberstand, des Gedankens — auf unmöglicher papierner Grundlage — eine Verständigung mit England zu erzielen. Es wurde uns noch mehr erschwert, dies Vertrauen zu haben, als dem Reichskanzler bei Kriegsbeginn das unglückliche Wort vom Unrecht an Belgien entglitten ist, und als er hiermit in heute zugestandener Ahnungslosigkeit unter Preisgabe künftiger Entwicklungsmöglichkeiten in bezug auf das Schicksal Belgiens, sich der Entschließungsfreiheit beraubte. Es ist kein Unrecht an Belgien geschehen; Belgien hat sein Schicksal selbst verschuldet und verdient, wie bald nachher unsere Regierung selbst bewiesen hat. Auf die härteste Probe aber wurde unser Vertrauen gestellt, als an der Hand der unwidersprochen gebliebenen Zeugnisse der von der politischen Leitung benutzten Presse unabweisbar die Erkenntnis sich aufdrängte, daß, während doch zwischen unserem Todfeind England und uns gegenwärtig allein die Waffen reden sollten, jene bei Beginn des Krieges so elend zusammengebrochene Illusion einer Verständigung mit England in unserer Politik leider auch während des Krieges nach wie vor führend geblieben ist. Jeder kann einmal

Digitized by Google

fehlen, aber ein leitender Staatsmann, dem in schicksalsschwerer Zeit solche Fehler unterlaufen sind, dem es außerdem an einer klaren Erkenntnis der notwendigen Kriegsziele bis heute in so erschreckendem Maße gefehlt hat, der die politischen Ereignisse nicht führt, sondern bestimmt, sondern sich von Fall zu Fall durch den Zwang einer von seinem eigenen Willen unabhängigen Entwicklung lediglich zu Verlegenheits-Entschließungen drängen läßt, ein solcher Mann müßte, wenn er politisches Gefühl hätte, sich der Unzulänglichkeit seines staatsmännischen Könnens längst bewußt geworden sein, müßte sich selber sagen, daß er nicht der Mann ist, der mit dem geschlagenen Feinde über den Frieden beraten kann.

Bismarck hat die Autorität der deutschen Regierung auf dem Gebiet der auswärtigen Politik so unantastbar stabiliert, daß wir trotz alledem auch heute geneigt wären, der politischen Leitung alles Vergangene zu vergessen, ihr von vornherein die von ihr so gern beanspruchte größere Einsicht zuzugestehen und ihr auf den Wegen, die unrichtig erscheinen, vertrauensvoll zu folgen. Gern wäre der Deutsche auch bereit, sich in diesem großen Kriege unter Aufopferung eigener Lieblingsgedanken von einer Regierung führen zu lassen, die eigene große Ziele entschlossen verfolgt. Die Ereignisse der letzten Wochen machen das aber den nationalen Kreisen unmöglich. Sie finden ihre schlimmsten Befürchtungen mehr und mehr bestätigt." . . .

Am fünften Juni 1916 erschien der Reichskanzler ganz unvermutet im Reichstage, um mit den geheimen Widersachern gegen ihn persönlich und seine Politik abzurechnen. Ich sehe Herrn von Bethmann Hollweg noch heute vor mir, wie er, in

Digitized by Google

feldgrauer Generalsuniform, die Linke auf den Säbelknauf gestemmt, vor innerer Erregung zitternd das Wort von den „Piraten der öffentlichen Meinung", unter wüstem Lärm der Rechten, gegen die Kapp und Genossen schleudert: „Es ist bitter, sich gegen die Lügen der feindlichen Ausländer wehren zu müssen. Widerlich sind Schmähungen und Verleumdungen in der Heimat. Ich nehme den Kampf dagegen auf und werde ihn durchfechten."

Kapp schäumte vor Wut. Flugs setzte er eine Erklärung auf, die er der Presse zusenden ließ: Er wolle sich in einem Augenblicke Genugtuung verschaffen, in welchem dem Reichskanzler nicht mehr der Schutz des Krieges, seine Stellung und die Knebelung der Presse zur Seite ständen.

Als vierzehn Tage später die Wiederwahl Kapps als Generallandschaftsdirektor in Frage kam, lehnte die Regierung eine Bestätigung ab. Erst nach dem Rücktritt Bethmann Hollwegs öffnete ihm die Regierung wieder den Weg zu seinem früheren Amte.

Der Friedensschritt des Kaisers folgte, der unbeschränkte Unterseebootskrieg wurde, in raschem Szenenwechsel, erklärt. Mit der Kriegsstimmung Deutschlands ging es zusehends bergab. Die Friedensströmung wuchs und wuchs. Die drei größten Parteien des Reichstages: die Sozialdemokratie, die Fortschrittliche Volkspartei und das Zentrum fanden sich auf einer gemeinsamen Grundlage. Am 19. Juli 1917 kam die Friedensresolution, die sich für einen Verständigungsfrieden ohne Annexionen und Entschädigungen

Digitized by Google

aussprach, zustande. Deutschland stand am Scheidewege. Da begehrten die Annexionisten und Junker, die Militaristen und Kriegsverlängerer heftig auf und inszenierten einen gewaltigen Entrüstungsrummel. Ex oriente lux. In Königsberg traten einige dieser Männer, unter Führung von Kapp und Oberbürgermeister Körte, zusammen, um eine neutrale, über den Parteien stehende Deutsche Vaterlandspartei zu begründen, mit dem einen Ziele: den Krieg bis zum siegreichen Ende durchzuführen. Die Rechtspresse jubelte. Großadmiral von Tirpitz übernahm den Vorsitz, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg den Ehrenvorsitz, und nun wurden Millionen mobil gemacht, die Reklametrommel wurde gerührt, Versammlungen wurden landauf und landab veranstaltet. Ein neuer Kriegsrausch sollte durch die deutschen Lande gehen. . . . . .

Und dann kam, trotz allem, das bittere Ende. Eines Tages war die Deutsche Vaterlandspartei genau so spurlos verschwunden, wie sie plötzlich entstanden war.

Kapp verschwand wieder im Dunkel der Vergessenheit, nachdem er in einer ostpreußischen Nachwahl von den Konservativen in den Reichstag gewählt worden war. Aber er hatte, da bald die Revolution ausbrach, keine Zeit mehr, sich hier sonderlich hervorzutun. Für die Nationalversammlung wurde er, als schwer belasteter Politiker, nicht erst als Kandidat aufgestellt.

Anderthalb Jahre vergingen. Die Demokratie in dem neuen Deutschland fing an sich allmählich

Digitized by Google

zu befestigen. Arbeitslust kehrte wieder ein. Das Wirtschaftsleben hob sich. Die deutsche Valuta im Auslande stieg. Da wurde die Öffentlichkeit plötzlich am Freitag, 12. März 1920, durch die Mitteilung überrascht, daß gegen den Generallandschaftsdirektor Kapp und den Hauptmann Papst ein Haftbefehl ergangen sei, weil sie eine Gegenrevolution vorbereitet hätten. Noch am selben Tage wurde mittags eine Kabinettssitzung einberufen, in der der Reichswehrminister Noske der Gesamtregierung eingehende Mitteilungen über einen unmittelbar bevorstehenden Militärputsch machte. Am Tage vorher war der General von Lüttwitz beim Reichspräsidenten Ebert und beim Reichswehrminister gewesen, um ihnen in herausforderndster Form Vorhaltungen über den Regierungskurs zu machen. Lüttwitz erklärte, daß er das nicht mehr „mitmachen" wolle. Daraufhin wurde er ersucht, sein Entlassungsgesuch einzureichen. Lüttwitz begab sich indessen nach Döberitz und verständigte sich mit dem Chef der Marinebrigade Ehrhardt, zu der sich zahlreiche Baltikumtruppen gesellt hatten, und die im April aufgelöst werden sollte. Die Entlassung des Generals von Lüttwitz und die bevorstehende Auflösung der Brigade Ehrhardt hatten den unmittelbaren Anstoß zu der längst vorbereiteten Militärbewegung gegeben. In der Kabinettsitzung glaubte aber Noske versichern zu können, daß er dieser Bewegung Herr werden könne. Er teilte mit, daß er gegen die an dem Komplott Beteiligten, Generallandschaftsdirektor Dr. Kapp

Digitized by Google

(Königsberg), Major Pabst und Schriftsteller Fritz Grabowsky, bereits Schutzhaftbefehle angeordnet habe. Das Militär in Berlin sei in Alarmbereitschaft gesetzt worden, und er habe den Admiral von Trotha nach Döberitz zur Beruhigung der erhitzten Gemüter geschickt. Herr von Lüttwitz und seine Leute verlangten die Umbildung der Regierung durch Heranziehung von Fachministern. Im Kabinett wurde gleich darauf hingewiesen, daß diese Militärbewegung nicht bloß auf das Verlangen nach Fachministern zurückzuführen sein könne. Die Angelegenheit sei entweder nur aufgebauscht, oder es handele sich um mehr als um einen politisch unzufriedenen General und einen kleinen Kreis gleichgesinnter Männer.

Die Besprechungen des Admirals von Trotha in Döberitz dauerten bis in die späten Abendstunden. Etwa um zehn Uhr kehrte der Admiral nach Berlin zurück und erklärte in der Reichskanzlei, daß er durch seine Einwirkung eine gewisse Entspannung herbeigeführt habe. Wie sich nachher herausstellte, hatte Admiral von Trotha ein Doppelspiel getrieben. Während er die Regierung über den Ernst der Situation hinwegzutäuschen versuchte, hatte er sich bereits den Gegenrevolutionären verschrieben. Die Döberitzer Truppen erhielten nun nachts von ihren Offizieren den Befehl, zu einer Felddienstübung auszurücken. Erst gegen drei Uhr morgens wurde ihnen eröffnet, daß angeblich in Berlin große Unordnung herrsche, daß man infolgedessen dort einrücken, Ordnung schaffen und die Regierungsgebäude

Digitized by Google

besetzen müsse. Mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen zogen die Truppen in Groß-Berlin ein. Um vier Uhr morgens wurden die Minister, als die ersten Nachrichten darüber ins Zentrum Berlins gelangten, rasch aus ihren Betten geholt und zu einer Kabinettssitzung in die Reichskanzlei gerufen. Dort war inzwischen eine Abordnung der Döberitzer Gegenrevolutionäre mit einem sogenannten „Ultimatum", das um sieben Uhr morgens ablaufen sollte, eingetroffen. Das Ultimatum forderte Neubesetzung des Ministeriums mit einem General an der Spitze, alsbaldige Neuwahlen und Wahl des Präsidenten durch das Volk. Die Regierung sollte bis zu dieser Stunde durch einen Parlamentär an der Siegessäule Bescheid geben, ob sie die Forderungen der Militärputschisten annehmen wolle oder nicht. Die Nachtsitzung des Kabinetts verlief begreiflicherweise sehr stürmisch. Die befragten regierungstreuen Generale erklärten, daß die Sicherheitswehr in Berlin zu schwach sein würde, um einen erfolgreichen Widerstand zu leisten, besonders dann, wenn die Potsdamer Garnison zu den Rebellen stoßen sollte. Auch die Stimmung der eigentlichen Berliner Truppen sei ungewiß. Zwar würden sie nicht offen zu den Gegenrevolutionären übergehen, aber sie würden wahrscheinlich nicht gegen ihre Döberitzer Kameraden kämpfen. Nur General Reinhardt, der frühere preußische Kriegsminister, riet zu bewaffnetem Widerstand. Die militärische Lage war also ziemlich klar. Mit überwiegender Mehrheit be-

Digitized by Google

schloß das Kabinett, von einem bewaffnetem Widerstand abzusehen. Die Truppen sollten den Befehl erhalten, in die Kasernen zu gehen. Die Ansichten darüber, ob die Regierung in Berlin bleiben solle oder nicht, schwankten zunächst. Minister Schiffer, war dafür, daß der größte Teil des Kabinetts Berlin verlassen solle. Denn wenn man nicht zu kämpfen beabsichtige, sei es nicht angängig, daß die Regierung in Berlin bleiben, sich einfach verhaften und damit für erledigt erklären ließe. Notwendig aber sei es, daß einige Minister zurückblieben, um Berlin nicht völlig den Gegenrevolutionären in die Hände zu spielen. Auf diesen Vorschlag einigte man sich schließlich. In Berlin sollten die Minister Schiffer, Schlicke, Giesberts und Geßler aushalten. Tatsächlich aber blieben nur Schiffer, Schlicke und Schmidt, der, da er außerhalb Berlins wohnte, nicht an der Kabinettssitzung teilgenommen hatte. Um fünf Uhr morgens verließen der Reichspräsident Ebert, der Reichskanzler Bauer und die übrigen Minister, bis auf die drei, in Autos Berlin und schlugen die Richtung nach Dresden ein. Schiffer ging in seine Wohnung im Reichsjustizministerium.

Um ¾ sieben Uhr morgens kehrte er (am Sonnabend) in die Reichskanzlei zurück und besprach sich mit dem Unterstaatssekretär Albert. Inzwischen waren die Lüttwitz-Truppen in die Wilhelmstraße gekommen und besetzten die einzelnen Regierungsgebäude. Kapp und Genossen ließen sich in den oberen Zimmern des Reichs-

Digitized by Google

kanzlerpalais nieder und schickten einige Militärs zu Schiffer mit der Mitteilung: „Die Herren sind jetzt da! Gleich hinterher kam Herr von Falkenhausen, der frühere Unterstaatssekretär im preußischen Landwirtschaftsministerium, und erklärte dem Minister Schiffer, daß Dr. Kapp zu ihm herunterkommen werde und er ihn erwarten möchte. Kapp ließ aber einige Zeit auf sich warten, und so zogen es Schiffer und Albert vor, selbst zu ihm hinaufzugehen. Dem zuerst eintretenden Unterstaatssekretär Albert kam Kapp mit den Worten entgegen: „Ach, Sie kenne ich ja. Sie sind der frühere Unterstaatssekretär Albert!"

„Nein, antwortete dieser, „Sie irren, Herr Doktor, ich bin der jetzige Unterstaatssekretär Albert."

Auch den Minister Schiffer begrüßte Kapp wie einen Bekannten und sagte kurz und bündig: „Die Konsequenzen der Tatsachen sind nun zu ziehen." Schiffer protestierte dagegen und erwiderte, daß er seinen Posten als stellvertretender Reichskanzler nicht verlassen werde.

Kapp: „Dann wird man eben Gewalt anwenden.

Schiffer berief sich auf den Rechtsstandpunkt und erhob gegen die Möglichkeit einer Gewaltsanwendung der Regierung gegenüber heftigen Einspruch. Darauf lächelte der mitanwesende frühere Berliner Polizeipräsident, Herr von Jagow, zynisch und meinte: „Seit dem 9. November 1918 ist vom Recht überhaupt nicht mehr die Rede."

Schiffer: „Nun, die Geschichte wird entscheiden, ob die Revolution rechtsbildend gewesen

Digitized by Google

ist oder nicht. Jedenfalls weiche ich nur der Gewalt."

Kapp wurde unruhig und drängte: „Wir haben sehr wenig Zeit, ich trage für alles die Verantwortung."

Damit war die Unterredung beendet, und Schiffer begab sich wieder in seine Wohnung nach dem Reichsjustizministerium. Als er in die Voßstraße kam, sah er bereits mehrere Soldaten vor seinem Hause stehen. „Was machen Sie denn hier?" fragte er sie. „Wir wollen den Minister Schiffer verhaften", erwiderten sie, „aber der Vogel ist ausgeflogen, wir haben schon alle Räumlichkeiten, selbst das Schlafzimmer, nach ihm durchsucht." In diesem Augenblick öffnete der Pförtner die Tür und redete Schiffer als Minister an. Nunmehr wurde Schiffer als verhaftet erklärt. Es blieben einige Wachmannschaften und ein Offizier in seiner Wohnung, die ihm bei jedem Schritt und Tritt folgten. Der Minister erklärte dem Offizier schließlich, daß das doch ein ganz unmöglicher Zustand sei. Nun fragte ihn der Offizier, ob er ihm sein Ehrenwort geben wolle, das Haus nicht zu verlassen. Das verweigerte der Minister. Der Offizier ging daraufhin in das Reichskanzlerpalais, um sich neue Instruktionen zu holen, und kehrte schließlich mit dem Bescheide zurück, das der Haftbefehl aufgehoben sei.

Gleichzeitig mit dem Minister Schiffer wurde das gesamte preußische Staatsministerium und ferner der Pressechef des Reichskanzlers, Ministerialdirektor Rauscher, in Haft gesetzt. Auf die

Digitized by Google

Nachricht von der Inhaftierung des Eisenbahnministers Oeser drohten die Beamten des Eisenbahnministeriums mit sofortiger Stillegung des Eisenbahnbetriebes. Es entwickelte sich über diese Frage folgendes Zwiegespräch zwischen dem Minister Oeser und dem Herrn v. Jagow:

Oeser: „Entweder werden alle preußischen Minister freigelassen, oder ich bleibe auch in Haft."

Jagow: „Sind Sie bereit, Minister zu bleiben?"

Oeser: „Das ist eine politische Angelegenheit, die ich im Moment nicht entscheiden kann. Jedenfalls könnte ich nur im Einverständnis mit meinen Freunden bleiben. Ich muß mich mit ihnen erst in Verbindung setzen."

Jagow: „Sind Sie bereit, gegen den Generalstreik zu wirken?"

Oeser: „Das kann ich versprechen. Mit Rücksicht auf die Abstimmung in Schleswig, die deutsche Valuta und die Aufrechterhaltung der Ordnung müssen mindestens Lebensmittel und Kohle zugefahren werden."

Jagow: „In einer Stunde sind Sie frei."

Oeser wurde aber zunächst nicht freigelassen. Die Beamten forderten daher erneut dringend seine Freilassung. Erst abends nach sechs Uhr kam ein Offizier, der ihm mitteilte, er sei frei, die Verzögerung mit einem Mißverständnis erklärte und ihn zu Lüttwitz auf die Reichskanzlei begleitete. Sie machte den Eindruck einer Schieberbörse: Faule Gestalten schwammen hin und her.

Gleichzeitig mit dem Minister Oeser wurden

Digitized by Google

auch die sämtlichen preußischen Staatsminister und der Ministerialdirektor Rauscher aus der Haft entlassen. Die regierungstreuen Generale, u. a. Reinhardt, von Seeckt und Oldershausen, waren von ihren Posten zurückgetreten, nachdem die Reichsregierung den Entschluß gefaßt hatte, nicht zu kämpfen. General Reinhardt blieb auf Ehrenwort in seiner Wohnung.

Das erste, was die Kapp-Regierung tat, war die militärische Besetzung der Zeitungen Berlins, um das Erscheinen der Blätter unmöglich zu machen. Nur der deutschnationale „Berliner Lokalanzeiger", dessen politischer Redakteur Johannes W. Harnisch, sehr bald als „Pressechef" in die Reichskanzlei berufen wurde, war in der Lage, tagelang alle Kundgebungen der Putschregierung, die meistens mit der Wahrheit in krassem Widerspruch standen, der Öffentlichkeit bekanntzugeben. „Berliner Lokalanzeiger" und „Deutsche Tageszeitung" waren auch imstande, am Montag oder Dienstag noch Ausgaben ihrer Zeitungen herzustellen, obwohl bereits inzwischen der Generalstreik ausgebrochen war. Das Erscheinen aller Zeitungen wurde bis Sonntag abend, das von „Vorwärts", „Freiheit" und „Roter Fahne" überhaupt verboten. Immerhin gelang es dem „Vorwärts", während das Vordergebäude militärisch besetzt war, in den hinteren Räumen am Mittwoch eine Sondernummer in mehreren tausend Exemplaren herauszubringen.

Die erste Kundgebung, die die Kapp-Regierung

Digitized by Google

am Sonnabend vormittag öffentlich anschlagen ließ, hatte folgenden Wortlaut:

„Die bisherige Reichsregierung hat aufgehört zu sein. Die gesamte Staatsgewalt ist auf den Generallandschaftsdirektor Kapp (Königsberg) als Reichskanzler und preußischen Ministerpräsident übergegangen. Zum militärischen Oberbefehlshaber und Reichswehrminister ist gleichzeitig vom Reichskanzler der General der Infanterie Freiherr v. Lüttwitz berufen worden.

Eine neue Regierung der Ordnung, der Freiheit und der Tat wird gebildet.

Freiherr v. Lüttwitz, General der Infanterie,
Kapp, Reichskanzler."

In zwei weiteren Kundgebungen wurden die Nationalversammlung und die preußische Landesversammlung kurzerhand einmal vom Reichskanzler Kapp und das andere Mal vom preußischen Ministerpräsidenten Kapp für aufgelöst erklärt. „Sobald die innere Ordnung wiederhergestellt ist", hieß es weiter darin, „werden wir zu verfassungsmäßigen Zuständen zurückkehren und Neuwahlen ausschreiben." Der Ausnahmezustand wurde aufrechterhalten und General Lüttwitz die ausübende Gewalt über Berlin und Brandenburg übertragen. In der Nacht zum Sonntag erließ die Kapp-Regierung auf einem zweiseitig gedruckten Flugblatt eine neue, sehr umfangreiche Kundgebung, in der sie sich über ihre nächsten Aufgaben bereits ausführlich ausließ. Die Bevölkerung wurde einerseits mit der Gefahr des Bolschewismus eingeschüchtert und andererseits durch alle möglichen

Digitized by Google

Versprechungen irregeführt. Unter anderem versprach die Kapp-Regierung, demnächst die Zurückzahlung der Kriegsanleihen einzuleiten, die Finanz- und Steuerhoheit der Bundesstaaten wiederherzustellen und den ländlichen und städtischen Grundbesitz zu entsprechender Steuerleistung heranzuziehen. Die Arbeiterschaft wurde damit geködert, daß man ihr ganz allgemein verhieß, sie zu der wirtschaftlichen Neuordnung heranzuziehen und die soziale Gesetzgebung auszubauen. Obwohl die Kapp-Regierung sich als Hüter der Verfassung aufspielte, schloß ihre Kundgebung mit der Erklärung, daß (im Gegensatz zu der Verfassung) die Farben der deutschen Republik nunmehr schwarz-weiß-rot seien.

Eine weitere Kundgebung der Kapp-Regierung richtete sich an die deutschen Landwirte, denen die Aufhebung der Zwangswirtschaft versprochen wurde. In einer Proklamation vom Sonntag, 14. März, wurde die Ausschreibung der Wahlen zum Reichstag innerhalb der nächsten sechzig Tage und Notverordnungen gegen Wucher und Korruption angekündigt. Den Beamten und Beamtinnen wurden die in der Reichsverfassung gewährleisteten Rechte von der Reichsregierung zugesichert. Alle Beamten wurden ersucht, „zum Wohle des Staates weiterzuarbeiten gegen die Bolschewisten, die der Wohlfahrt des Staates und des einzelnen mit Tod und Vernichtung drohen". Durch einen weiteren Erlaß des Reichskanzlers (gez. i. A. Stubbendorf) wurden in Berlin die Universität und sämtliche Hochschulen bis auf

Digitized by Google

weiteres geschlossen. „Die stattfindenden Examina sind", hieß es in dem Erlaß, „sofort abzusetzen und bis auf weiteres aufzuschieben, um jene Studenten, die sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt haben, nicht zu benachteiligen." Am Dienstag, 16. März, wurden durch eine Verordnung des Militäroberbefehlshabers außerordentliche Kriegsgerichte und Standgerichte eingesetzt. Der Reichskanzler Kapp ermächtigte den Oberbefehlshaber auch noch, Autos und Automaterialien für Heereszwecke zu beschlagnahmen.

Den Hochschulerlaß Dr. Kapps ließ der Rektor der Berliner Universität Professor Dr. Eduard Meyer, als „Wunsch des Herrn Reichskanzlers", sofort telephonisch an sämtliche Dozenten weitergeben. Auf Rückfrage von einzelnen Seiten, von welchem Reichskanzler er denn spreche, kam die Antwort: „Selbstverständlich von dem Herrn Reichskanzler Kapp!" Auf die weitere Rückfrage eines hervorragenden Gelehrten, seit wann es denn üblich sei, daß der Rektor vom Reichskanzler direkt Weisungen entgegennehme, erfolgte eine ausweichende Antwort.

Noch am Nachmittag des Sonnabend fand im Auditorium maximum der Universität eine stark besuchte Studentenversammlung statt, in der der Studentenschaft der Staatsanwalt und „Reichsjustizminister" Zumbroich die Grüße des Herrn „Reichskanzlers" überbrachte. Am Montag vormittag wurde die schwarzweißrote Fahne auf der Universität gehißt.

So gut der Putsch militärisch, so schlecht war er

Digitized by Google

politisch vorbereitet worden. Wer waren nun die neuen Männer der Regierung? Die Seele des Ganzen war Oberst Bauer. General Ludendorff ging in der Reichskanzlei ein und aus. Dr. Kapp zur Seite stand Herr von Jagow, der frühere Berliner Polizeipräsident, der seinerzeit bei den von der Sozialdemokratie angekündigten Wahlrechts-Straßenkundgebungen durch sein geflügeltes Wort: „Ich warne Neugierige!" in weitesten Kreisen bekannt wurde und der, einer der krassesten Reaktionäre, noch während des Krieges als Regierungspräsident nach Breslau abgeschoben worden war. Nach dem Ausbruch der Revolution versuchte er zunächst in seinem Amte zu bleiben, bis er schließlich von der preußischen Staatsregierung verabschiedet wurde. Herr von Jagow sollte das preußische Ministerium des Innern übernehmen, und politisch so kurzsichtig war er, daß er noch am Mittwoch, 17. März, als Kapp bereits jede Hoffnung, sich zu behaupten, aufgegeben hatte, in die Wohnung des Ministers Wolfgang Heine ging, und von dem anwesenden Fräulein Heine verlangte, die Räumlichkeiten sofort aufzugeben, damit er einziehen könne. Zum preußischen Kultusminister wurde der deutschnationale Abgeordnete Pfarrer D. Traub ernannt. Er behielt das Amt aber nur einige Stunden; dann sattelte er um und wurde Reichspressechef, blieb aber auch an dieser Stelle nur einen Tag, um schließlich das hohe Amt eines Reichspropagandachefs zu übernehmen. Zum preußischen Landwirtschaftsminister hatte man den Arzt Dr. med.

Digitized by Google

Schiele aus Naumburg an der Saale eingesetzt. Dr. Schiele hatte sich seit etwa drei Jahren als Verfechter der freien Wirtschaft durch volkswirtschaftlich naive Artikel in der nationalistischen Presse einen „Namen" gemacht. Als Reichsfinanzminister war Dr. Bang, früher Geheimer Oberfinanzrat im preußischen Finanzministerium, ausersehen, der in der „Kreuzzeitung" finanzpolitische Artikel gegen die Steuergesetzgebung Erzbergers veröffentlicht hatte. Als Reichsjustizminister war der Staatsanwalt Zumbroich bestimmt, ein junger Herr, der vom Justizministerium beurlaubt und ins Ministerium des Innern berufen worden war, um über die rechtlichen und organisatorischen Verhältnisse der Sicherheitspolizei Entscheidungen zu treffen. Für die republikanische Zuverlässigkeit dieser Truppe hatte er sich noch kurz vorher auch in demokratischen Blättern eingesetzt. Leider war seine eigene recht gering! Als Staatsanwalt hatte er im Ledebour-Prozeß, als Zeuge im Marloh-Prozeß von sich reden gemacht. Im Marloh-Prozeß war er beschuldigt, an der Fälschung und am Verschwinden der Protokolle beteiligt zu sein. Das Portefeuille des Außenministeriums wurde nacheinander dem früheren Staatssekretär Gottlieb von Jagow, General von Winterfeldt, dem militärischen Adlatus Erzbergers bei den Waffenstillstandsverhandlungen, dann Dr. Helfferich und dem früheren Gesandten von Radowitz angeboten. Aber sämtliche Herren lehnten ab.

Zum Pressechef wurde der frühere Rechtsanwalt Bredereck ernannt. Daß gerade die Wahl auf

Digitized by Google

diesen Mann fiel, war sehr hübsch, denn Bredereck hatte ein recht abenteuerliches Vorleben hinter sich. Im Frühjahr 1913 flüchtete dieser frühere antisemitische Agitator, der einmal auch zum Reichstag kandidierte, nachdem er Betrügereien der verschiedensten Art begangen hatte, nach Argentinien. Der Staatsanwalt hinterließ seinerzeit einen Steckbrief hinter ihn. Erst der Krieg sah ihn wieder in Deutschland. Unter falschem Namen nahm er am Feldzug teil, bis er schließlich, nachdem er Offizier geworden war, sich selbst dem Gericht stellte. Infolge der Amnestie wurde er damals nur wegen Führung eines falschen Namens zu einem Tage Haft verurteilt.

Am Montag, 15. März, wurde er bereits seines Amtes entsetzt, da die Presse sich weigerte, mit ihm zusammenzuarbeiten. Pressechef für die Auslandspresse wurde der englische Renegat Lincoln-Trebitsch, eine Hochstaplernatur. Seine Tätigkeit, wie sich schnell herausstellte, bestand darin, die Telegramme ausländischer Journalisten an ihre Redaktionen systemlos zu verstümmeln oder — in einer Reihe von Fällen — einfach zu zerreißen. Auf die energischen Vorstellungen der Auslandsvertreter hin wurde Herr Trebitsch nach zwei Tagen seines Amtes enthoben. Für den Rest des Kapp-Interimistikums waren dann verschiedene Herren in dieser Stellung tätig, die sich aber bei der zusammenbrechenden Macht darauf beschränkten, die Telegramme zu visieren.

Der zum Unterstaatssekretär ernannte Dr. Doyé,

Digitized by Google

Geheimrat im preußischen Ministerium des Innern, war ursprünglich im Berliner Polizeipräsidium tätig gewesen. Infolge seiner reaktionären Gesinnung war er unter der Schutzmannschaft wenig beliebt. Die Schutzmannschaft hatte seinerzeit selbst in einer Versammlung verlangt, daß er von der Regierung auf einen anderen Posten versetzt werden möchte. Geheimrat Doyé kam gleich nach seiner „Ernennung" zu dem Unterstaatssekretär Freund und forderte ihn etwas verlegen auf, das Amt des Unterstaatssekretärs ihm zu übergeben. Gleich darauf wurden im Auftrage Jagows Herr Freund und der Regierungsrat Bab angewiesen, sofort das Gebäude zu verlassen. Am Montag früh verkündete das Wolff'sche Telegraphenbureau, daß der Abgeordnete der Deutschen Volkspartei, Bürgermeister Maretzky, die Geschäfte des Berliner Polizeipräsidiums übernommen habe. Herr Maretzky schien sich aber eines anderen besonnen zu haben, und dasselbe Wolff'sche Telegraphenbureau berichtete bald darauf, daß diese Meldung unzutreffend sei. Der sozialdemokratische Polizeipräsident Eugen Ernst war im Einverständnis mit der alten Regierung gewissermaßen als Beobachter auf seinem Posten geblieben, wurde aber von den neuen Herren natürlich völlig beiseite geschoben. Er erhielt indessen von ihnen die Aufforderung, alle Privatautomobile in Berlin für die eingerückten Truppen zu beschlagnahmen. Diese Zumutung lehnte er ab. Darauf zwangen Offiziere und Soldaten an vielen Stellen der Stadt Automobile einfach zum Anhalten und „requirierten" sie. Als die Putsch-

Digitized by Google

regierung den Berliner Zeitungen das Erscheinen wieder gestatten wollte, was allerdings infolge des Generalstreiks ganz gegenstandslos war, ließ sie Herrn Eugen Ernst eine Mitteilung darüber zugehen, forderte ihn aber gleichzeitig auf, die Redakteure derjenigen Blätter, die gegen das neue Regiment schrieben, sofort in Schutzhaft setzen zu lassen und die betreffenden Zeitungen dann zu verbieten. Herr Ernst lehnte auch diese Weisung mit dem Bemerken ab, daß ja die Verfügung in solchen Dingen jetzt den Militärgewalten zustehe.

Endlich bewegte sich noch in der Reichskanzlei Herr von Falkenhausen, der frühere Unterstaatssekretär des Landwirtschaftsministeriums. Wie er selbst dem Minister Schiffer erzählte, habe er gar keine amtliche Funktion gehabt und überhaupt nicht gewußt, um was es sich handele. Er sei eines Morgens von Kapp, mit dem er befreundet sei, aus dem Bett geholt worden, und dieser habe ihn gebeten, ihm doch behilflich zu sein.

Am Sonnabend, 13. März, hatte die Kapp-Regierung durch eine Zeitungskorrespondenz vormittags 11½ Uhr, verkünden lassen, daß die Beratungen über die Zusammensetzung der Regierung ihren Fortgang nähmen, und daß man hoffe, in spätestens zwei Stunden der Öffentlichkeit das neue Kabinett präsentieren zu können. Bei dieser Hoffnung ist es geblieben; weder im Reiche noch in Preußen ist ein gegenrevolutionäres Kabinett zustande gekommen.

Immerhin: militärisch war Berlin vollständig in den Händen der Putschisten. Die in Berlin zurück-

Digitized by Google

gebliebenen Regierungsorgane hatten keinerlei militärische Macht hinter sich. Das Bürgertum und die Arbeiterschaft verharrten zunächst in stumpfer Lethargie, die aber bald heftiger Entrüstung Platz machte. Als Kampfmittel gegen die Aufrührer tauchte rasch der Gedanke an einen Generalstreik auf. Minister Oeser verhandelte sofort nach seiner Freilassung mit den Gewerkschaften darüber. Die Meinungen darüber, ob vom Generalstreik die Zufuhr der Lebensmittel auszunehmen sei, waren geteilt. Schließlich stellten die Gewerkschaften das Ultimatum: Kapp, Jagow und Traub müßten bis Sonntag drei Uhr nachmittag zurücktreten, sonst würde der Generalstreik ausgerufen werden. Mit dieser Forderung begaben sich Sonntag vormittag die Minister Oeser und Südekum sowie der Abgeordnete Oberbürgermeister Dominicus zu Lüttwitz, bei dem sich Oberst Bauer und General von Hülsen befanden. Ludendorff hielt sich in den unteren Räumen auf. Die Situation wurde Lüttwitz dargelegt. Der Generalstreik erledige jede Regierung, bringe aber furchtbare Gefahren. Die Frage sei also so zu stellen, ob ein Mann wichtiger sei oder Deutschlands Zukunft. Lüttwitz erklärte dann aber, er stehe unter Kapp und könne nicht selbständig verhandeln.

Hülsen: Die Sache ist doch aber so wichtig, daß eine Aussprache notwendig ist.

Lüttwitz: Ohne Kapp können wir doch nicht verhandeln.

Oeser: Das war auch nicht unsere Absicht.

Digitized by Google

Lüttwitz: Kapp ist aber in einer Sitzung des Kabinetts.

Nun gings im Auto zur Reichskanzlei, wo Lüttwitz sich erst mit Kapp kurz besprach und wo dann die Unterredung stattfand. Die Darlegungen schienen auf Kapp Eindruck zu machen. Er sagte, er sei den Herren dankbar und wollte die Sachlage seinen Mitarbeitern objektiv auseinander setzen. Dann ging er zu Angriffen auf die Reichsregierung über, die höhnisch ein Konzentrationsministerium abgelehnt habe. Der Versuch, den Präsidenten entgegen der Verfassung durch den Reichstag wählen zu lassen, habe den Ausschlag gegeben.

Südekum: Vorläufig ist die Verfassung doch noch nicht geändert, und Ebert ist Reichspräsident. Offiziere und Beamten haben Treue geschworen. Wollen Sie die alle meineidig machen?

Betretenes Schweigen, dann

Kapp: Ist die sozialdemokratische Partei bereit, in mein Ministerium einzutreten?

Südekum: Das ist ausgeschlossen.

Kapp: Oeser hat sich aber zur Verfügung gestellt.

Oeser: Das ist ein Irrtum, nur zu Verhandlungen mit den Gewerkschaften.

Die Unterredung verlief ergebnislos. Nach einiger Zeit erschien auf dem Eisenbahnministerium ein Hauptmann, der die Adressen der Gewerkschaftsführer haben wollte. Die Adressen waren auf dem Ministerium natürlich nicht zu ermitteln. Die für das Ultimatum gesetzte Frist lief ergebnislos ab. Der Generalstreik wurde proklamiert, mit Wirkung vom Montag ab. Die Wirkung auf

Digitized by Google

die Lebensfähigkeit der Kapp-Regierung war katastrophal.

Und die Parteien?

Noch am Vormittag des Sonnabend versammelte sich eine Anzahl der in Berlin anwesenden Abgeordneten von den Mehrheitsparteien im Reichstage und faßte folgenden Beschluß: „Die nach Vertagung der Nationalversammlung noch in Berlin anwesenden Mitglieder der Mehrheitsparteien erachten es angesichts der Ereignisse der letzten Stunden für dringend notwendig, daß die Nationalversammlung als die verfassungsmäßige Vertretung des deutschen Volkes unverzüglich zusammenberufen wird." Der Ausschuß der Mehrheitsparteien hielt alsbald eine Sitzung ab, über die er folgende Erklärung ausgab:

> Der Mehrheitsausschuß der Nationalversammlung hat eine ordnungsmäßige Sitzung abgehalten, an der die Regierungsparteien beteiligt waren. Es wurde dabei einstimmig der Auffassung Ausdruck gegeben, daß der Militärputsch ein verbrecherischer, mit aller Kraft zu bekämpfender Verfassungsbruch ist und eine Zerstörung des wiedergesundenden Wirtschaftslebens, sowie die Bedrohung des inneren und äußeren Friedens bedeutet.
>
> Der Mehrheitsausschuß stellt fest, daß die einzige gesetzliche Autorität die Nationalversammlung und die von ihr eingesetzte Reichsregierung ist und bleibt.
>
> Demokratische Partei.
> Sozialistische Partei. Zentrumspartei.

Den Mittelpunkt des politischen Lebens in der aufgeregten Zeit der Kapp-Regierung bildete der

Digitized by Google

Demokratische Klub in der Viktoriastraße. Hier fanden sich die meisten offiziellen Persönlichkeiten der Parteien und der Ministerien und zahlreiche demokratische Politiker zu täglichen Besprechungen zusammen. Unter anderen tagte hier zeitweilig das preußische Staatsministerium, der Interfraktionelle Ausschuß der Mehrheitsparteien, der Parteivorstand der demokratischen Partei usw. Am Sonntag abend, als infolge des Lichtmangels die meisten Anwesenden die Klubräumlichkeiten verlassen hatten, drangen hier Soldaten ein, um mehrere Verhaftungen vorzunehmen. Vergebens. Am Sonntag vormittag versuchten sie abermals in den Klub zu kommen, brachen, als ihnen nicht gleich geöffnet wurde, mit bewaffneter Hand die Tür auf und erklärten die Versammelten sämtlich für verhaftet. Da sich aber die Gesuchten nicht darunter befanden, dauerte die Verhaftung nur wenige Minuten, und die Soldaten zogen wieder ab.

Die Deutsche Volkspartei und die Deutschnationale Volkspartei stellten sich, ohne ein Wort der Verurteilung, in besonderen Erklärungen auf den Boden der Tatsachen und verlangten, daß die neue Regierung zunächst Bürgschaften für die Sicherung der Ordnung, des Eigentums und der Freiheit der Arbeit gebe. Auch der Reichsbürgerrat erließ noch am Sonnabend eine Kundgebung an alle Landesbürgerräte, in der für den Fall eines Regierungswechsels bestimmte Forderungen aufgestellt wurden. Die Reichszentrale für Einwohnerwehren stellte sich in sehr verschwommenen Ausdrücken der „neuen Regierung der Arbeit" zur

Digitized by Google

Verfügung. Erst als der Zusammenbruch des Putsches vollkommen deutlich war, erklärten die Deutsche Volkspartei am 18., die Deutschnationale Volkspartei am 19. März, daß sie an der verfassungsmäßigen Grundlage und Fortbildung der politischen Zustände festhalten.

Der Seniorenkonvent der preußischen Landesversammlung sprach sich einmütig (von den Deutschnationalen bis zu den Unabhängigen) dahin aus, daß die Landesversammlung nicht aufgelöst sei, da sie ihr Mandat vom Volke erhalten habe und nur ihm verantwortlich sei. Ein ähnlicher Beschluß für die Nationalversammlung kam nicht zustande, weil sich die Deutschnationalen weigerten, mit den Unabhängigen zusammenzutreten. Bereits am Dienstag, 16. März, suchten Vertreter der Deutschen Volkspartei und der Deutschnationalen Volkspartei Verbindung mit den Mehrheitsparteien anzuknüpfen. „Warum behandeln Sie uns denn wie Aussätzige?", fragte der deutschnationale Abgeordnete Düringer ein führendes Mitglied der Deutschdemokratischen Partei. Inzwischen waren die Abgeordneten Heinze und Dr. Düringer als Vertreter der beiden Rechtsparteien mit den militärischen Aufrührern in Verhandlungen getreten. Sie konferierten mit Oberst Bauer, während die Regierung jegliche Verhandlung mit den Aufrührern ablehnte und Minister Schiffer betonte, daß nur die bedingungslose Unterwerfung, das heißt der Rücktritt von Kapp und Lüttwitz und die Wegführung der meuternden Truppen in Betracht komme. Dies teilte Minister

Digitized by Google

Schiffer auch dem Major Pabst mit, der durch Vermittlung der Rechtsparteien ihn um eine Unterredung ersucht hatte. Schiffer erklärte ausdrücklich, er gebe keinerlei Erklärung für die Regierung ab, könne auch in keine Verhandlungen eintreten.

Inzwischen hatte sich die Lage der Putschisten durch die Haltung der Beamten weiter verschlechtert. Im Auswärtigen Amte war bereits am Sonnabend Herr von Falkenhausen erschienen und hatte die Beamten, die sich ohne Ausnahme hinter die alte Regierung stellten, zur Weiterführung der Geschäfte aufgefordert. Der Unterstaatssekretär von Haniel entgegnete ihm, da die Ausführung des Friedensvertrages eine Einstellung der Geschäfte nicht zulasse, seine Tätigkeit fortsetzen zu wollen, aber er werde so handeln, als ob die alte Regierung auf Urlaub sei. Herr von Falkenhausen fragte darauf, ob das Auswärtige Amt auch Anweisungen der alten Regierung, die im Widerspruch zu den Ansichten der neuen Regierung ständen, ausführen würde. Herr von Haniel lehnte die Beantwortung dieser Frage ab. Die Beamten ließen die Fahne, die von den Döberitzer Truppen auf dem Gebäude gehißt worden war, herunterholen, worauf sie von einem Offizier mit Schutzhaft bedroht wurden. Am Sonntag, 14. März, vormittags, faßten dann sämtliche Unterstaatssekretäre, ohne Unterschied der Parteistellung, einstimmig den Beschluß, den neuen Machthabern jeden Dienst zu verweigern und nur für die rechtmäßige Regierung zu arbeiten. Dieser Beschluß wurde rücksichtslos durchgeführt. Insbesondere

Digitized by Google

wurde jede Zahlung verweigert. Das Finanzministerium ignorierte die Anweisung auf Zahlung von zehn Millionen. Desgleichen die Reichsbank. Lüttwitz gab Ehrhardt den Befehl, das Geld gewaltsam mit drei Panzerautos von der Reichsbank abzuverlangen, um die Auszahlung der Löhnung zu ermöglichen. Ehrhardt verweigerte aber den Gehorsam.

Am Dienstag ergab die Besprechung der Mehrheitsparteien folgendes Bild:

1. Wie man auch früher zu Neuwahlen gestanden habe, jetzt seien sie unbedingt binnen kürzester Frist geboten. Das ergäbe sich aus der neuen Situation. Unter solcher Erregung könne man nicht noch sechs Monate regieren.

2. Von einer Änderung der Verfassungsbestimmungen über die Wahl des Präsidenten könne keine Rede sein.

3. Die Umbildung des Kabinetts, die bereits vor dem Ausbruche des Putsches im Gange war, müsse selbstverständlich durchgeführt werden. Es ergebe sich also, daß die Mehrheitsparteien in den politischen Forderungen, die die Putschisten als Vorwand der Revolte ausgegeben hatten, tatsächlich übereinstimmten.

Diese drei Punkte bildeten die Grundlage für die Besprechungen, die nunmehr zwischen führenden Mitgliedern des Zentrums, der Deutschen demokratischen Partei, den Volksparteilern und Deutschnationalen auf der einen Seite und Kapp-Lüttwitz auf der anderen Seite stattfanden. Vorausgegangen war dieser Tatsache folgender Vorgang: Am Montag nach der Reichsratssitzung

Digitized by Google

war Unterstaatssekretär Lewald von Herrn von Falkenhausen gebeten worden, mit ihm zu speisen und dabei die Sachlage zu besprechen. Herr von Falkenhausen bat den Unterstaatssekretär, doch eine Unterredung mit dem Minister Schiffer zu vermitteln. Diese Unterredung fand dann statt. Schiffer erklärte aber gleich, daß es sich hierbei um keine Verhandlungen irgendwelcher Art drehen könne, da es für die Regierung Verhandlungen mit den Kapp-Leuten nicht gebe. Schiffer stellte ihm dann den ganzen Ernst der Situation vor Augen. Herr von Falkenhausen wurde betreten. Unterdessen hatten auch Borsig und einige andere Großindustrielle bei dem Oberst Bauer vorgesprochen und ihm die furchtbare Lage, in die Kapp und Oberst Bauer das Reich und das Wirtschaftsleben gebracht hätten, vor Augen geführt. Nach dieser Unterredung begab sich Borsig zu Schiffer. Irgend etwas Positives sprang aber dabei nicht heraus.

Am Dienstag nachmittag sollte nunmehr die Besprechung der Parteien im Reichstage stattfinden. Als kaum die Sitzung begonnen hatte, wurde Schiffer herausgerufen, und Dr. Stresemann teilte ihm mit, Kapp habe ihn auf dem Umwege über den deutschen Volksparteiler Leidig wissen lassen, daß er nunmehr zurücktreten wolle, nachdem er sich von der Unhaltbarkeit der Situation überzeugt habe. Schiffer hatte daraufhin eine Unterredung mit Dr. Heinze von der Deutschen Volkspartei und Dr Düringer von der Deutschnationalen Volkspartei. Beide erklärten, daß sie als Juristen

Digitized by Google

den Staatsstreich als Verbrechen verurteilten. Die hinzukommenden Offiziere General Hülsen und sein Stabschef von Klewitz sagten indessen, Kapp und Lüttwitz wünschten Besprechungen, sie seien bereit, alle Bedingungen anzunehmen. Schiffer lehnte indessen jede Besprechung ab; Heinze und Düringer dagegen begaben sich zu Oberst Bauer. Im Auftrage des Obersten Bauer kam nunmehr Major Pabst zu Schiffer, um sich bei ihm über die Lage zu orientieren.

Schiffer: Es gibt nur eins; Kapp und Lüttwitz müssen zurücktreten. Auf Verhandlungen kann ich mich nicht einlassen.

Pabst: Oberst Bauer sagt mir aber doch, der General Maercker verhandle hier zwar nicht im Auftrage der Reichsregierung, aber „mit ihrer freudigen Zustimmung". (Das war eine freie Erfindung des Obersten Bauer. Tatsächlich hatte Reichspräsident Ebert, als Maercker von Dresden zu Verhandlungen nach Berlin fahren wollte, ihm gesagt: „Bleiben Sie hier, es hat gar keinen Zweck. Wir verhandeln nicht.")

Pabst machte noch Versuche, über die acht Forderungen zu verhandeln, die die Kapp-Rebellen als angebliche Grundlage der zwischen ihnen und der Reichsregierung schwebenden Verhandlungen in zahlreichen Wolff-Telegrammen vorgetäuscht hatten. Schiffer erwiderte aber, es kämen nur vier Punkte in Betracht:

1. Rücktritt von Kapp,
2. Rücktritt von Lüttwitz,
3. Stoppen der Eisernen Division,

Digitized by Google

4. Wegführung der meuternden Truppen aus Berlin.

Major Pabst versuchte nun noch eine Erörterung über die angeblichen politischen Forderungen (Neuwahlen, Präsidentenwahl durch das Volk und Erneuerung des Kabinetts anzukünpfen). Schiffer erwiderte indessen kurzerhand, er gebe über diese Punkte keinerlei Erklärung für die Regierung ab. Seine persönliche Auffassung sei allerdings die, daß unter den veränderten Umständen alsbald Neuwahlen stattfinden müßten, daß es auch bei der verfassungsmäßigen Wahl des Präsidenten bleiben, und daß die bereits vor dem Putsch angeregte Umbildung des Kabinetts erfolgen müsse. Major Pabst möge aber hierin nicht etwa Konzessionen erblicken. Diese Unterredung berichtete Pabst an Oberst Bauer. Das Ergebnis der Besprechungen, die Oberst Bauer mit Major Stephani hatte, war die Entsendung eines Offiziers zu Schiffer, der um Bedenkzeit gebeten wurde. Nunmehr erklärte Schiffer: Jetzt ist die Sache für mich erledigt, ich behalte mir völlig freie Hand vor. Alles, was ich gesagt habe, bitte ich jetzt als nicht geäußert zu betrachten.

Am Morgen des Mittwochs, 17. März, erschien Oberst Bauer in Begleitung Ehrhardts bei Schiffer und schlug wiederum Verhandlungen über jene acht Punkte vor.

Schiffer (auf den Tisch schlagend): Für mich ist die Sache erledigt.

Oberst Bauer: Was kann geschehen?

Schiffer: Es bleibt nur der Rücktritt von Lüttwitz.

Digitized by Google

Oberst Bauer: Lüttwitz kann nicht weg, sonst fallen die Truppen auseinander, und es droht die Gefahr von links.

Schiffer: Lüttwitz muß sofort weg! Es ist ganz gleich, ob dadurch die Kampfkraft der Truppe geschwächt wird. Denn wenn er bleibt, wächst der Groll und die Erregung immer mehr.

Die Offiziere zogen sich ohne Ergebnis zurück. Nach einer halben Stunde erschien ein Offizier mit der Meldung, Lüttwitz wolle nicht zurücktreten. Jetzt erklärte Schiffer, daß er sich auf weitere Unterredungen nicht mehr einlasse. Er nehme nur noch den bedingungslosen Rücktritt des Herrn Lüttwitz an. Die Sache der Rebellen wurde zu dieser Zeit auch von den militärischen Kreisen als verloren angesehen, so daß wiederholt Offiziere Lüttwitz zum Rücktritt aufforderten. So erklärte Oberst Reinhard zu Schiffer, er wolle mit dem General von der Lippe zu Lüttwitz gehen und ihm sagen, es sei seine vaterländische Pflicht, seinen Abschied zu nehmen. Und am Nachmittag erklärte Oberst Heye an der Spitze einer Abordnung von Offizieren dem General Lüttwitz: „Exzellenz, ich bin Ihr Untergebener, Sie können mich erschießen lassen, Sie müssen mich aber vorher anhören. Sie müssen weg, Exzellenz, um des Vaterlandes willen!" Dasselbe Ersuchen richteten an ihn die Generale unter Führung des Herrn von der Goltz. Nur einer wandte sich mit aller Entschiedenheit gegen ein Weichen: Ludendorff. Kurz vor sechs Uhr erschien Major Pabst mit dem Abschiedsgesuch des Generals Lüttwitz bei Schiffer. Schiffer nahm das Gesuch an und

Digitized by Google

ernannte zu seinem Nachfolger den General Seeckt. Kapp hatte bereits vorher seine Ämter niedergelegt. Kapp und Lüttwitz verließen Berlin in Automobilen.

Der Spuk war aus. Deutschland war von neuem in eine allgemeine Verwirrung geraten. Der Generalstreik, einmal begonnen, oder richtiger der Volksstreik, war nun nicht mehr so rasch abzublasen. Die Gewerkschaften stellten Gegenforderungen. Lange Tage bangen Verhandelns. Einigung. Hinter Kapp, Oberst Bauer und Lüttwitz wurden Steckbriefe erlassen. Die Regierung Ebert-Bauer kehrte aus Stuttgart wieder nach Berlin zurück. Kabinettskrise.

Kapp hatte auf die falsche Karte gesetzt. Die Gegenrevolution war mißlungen. Wie sein Vater hatte auch er fliehen müssen. Zuerst hielt er sich auf seinen Gütern in Ostpreußen versteckt und floh dann, als ihm der Boden unter den Füßen brannte, im Flugzeug nach Schweden.

*

Kapp-Vater ein Freiheitsheld.
Kapp-Sohn ein Werkzeug der Reaktion.

Digitized by Google

Karl Legien

Wenige Stunden später, nachdem am Sonnabend, 13. März 1920, die Herren Kapp, Lüttwitz und Genossen mit ihrer Prätorianergarde vom Zentrum Berlins Besitz ergriffen und die Regierung Ebert-Bauer zur Flucht veranlaßt hatten, versammelte sich der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, vormittags elf Uhr, heimlich und beschloß, die Arbeiterschaft zur Abwehr des gegenrevolutionären Putsches zum Generalstreik aufzurufen. Carl Legien, der Vorsitzende des Bundes, trat an die Spitze dieser großartigen Bewegung, die den Spuk der Reaktion rasch bannen sollte. Der Moment war gekommen, im großen Stile Politik zu treiben und Deutschlands politisches Geschick zu bestimmen. Zwei Stunden danach faßte die Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände denselben Beschluß. Fast gleichzeitig, aber zunächst getrennt, kamen die Vorstände der beiden sozialdemokratischen Parteien zu dem gleichen Entschluß. Der Gewerkschaftsbund hielt dieses getrennte Marschieren für einen schweren Fehler und drängte zu einem gemeinsamen Vorgehen. Die ersten Verhandlungen, nachmittags drei Uhr, führten aber zu keinem Ergebnis. Die Unabhängigen Sozialdemokraten erwiesen sich als spröde, stellten weitgehende

Digitized by Google

Forderungen und erklärten, erst eine Garantie dafür in der Hand haben zu müssen, daß nach der Niederwerfung der Kapp und Genossen es „keinesfalls mehr beim Alten bleiben dürfe". Darauf ging die Mehrheitssozialdemokratie aber nicht ein. So kam es, daß der Aufruf zum Generalstreik nur vom Gewerkschaftsbunde und von der Angestellten-Arbeitsgemeinschaft unterzeichnet wurde. Auch über die Herausgabe eines gemeinsamen Mitteilungsblattes für Groß-Berlin konnte man sich nicht einigen. Zehn Tage blieb die Berliner Bevölkerung infolgedessen ohne irgendwelche Nachrichten über den Stand der Dinge. Die tollsten Gerüchte gingen um. Ungewißheit, Unklarheit, legten sich auf die bange zitternden Gemüter.

Am Montag versuchte Herr Kapp mit den Gewerkschaftlern Fühlung zu nehmen. Die aber lehnten jede Verhandlung ab. Kapp und Lüttwitz beantworteten dies mit einer „Verordnung", die die Streikführer und Streikposten mit dem Tode bedrohte. Als Antwort darauf entschied sich eine Sitzung der Gewerkschaftszentralen nicht nur für eine Fortsetzung, sondern auch für eine Verschärfung des Streiks, soweit das überhaupt noch möglich war. Auch der gesamte Telephon- und Telegraphenverkehr sollte lahmgelegt werden. Der Aktionsausschuß des deutschen Beamten-Bundes, der sich an diesem Tage den Gewerkschaften anschloß, wollte dies in die Hand nehmen. Dieser Schritt gelang aber nur teilweise.

Am Dienstag und Mittwoch ging das Kapp-

Digitized by Google

Abenteuer bereits zu Ende. In den Stunden der Verzweiflung versuchten die Gegenrevolutionäre noch einen letzten Schlag, indem sie das Bürgertum durch den Bolschewistenschreck um sich scharen wollten. Als der Reichsrat am Dienstag im Reichstagsgebäude eine Sitzung abhielt, setzte der Unterstaatssekretär Lewald den dort anwesenden Abgeordneten auseinander, daß man die Kapp-Rebellen amnestieren müsse. Dabei stieß er aber auf eine entschiedene Opposition. In diesem Augenblick erschien der Adjutant des Herrn von Lüttwitz, ein Herr von Hülsen, warf in scheinbar großer Erregung seinen Mantel auf einen der freistehenden Stühle und rief:

„Meine Herren, wir haben jetzt drei Regierungen. Die „abgetretene" alte Regierung, die rechtmäßige Regierung des Herrn Reichskanzlers Kapp und eine kommunistische Regierung, die sich im Norden von Berlin gebildet hat; in fünf Minuten werden die Kommunisten im Reichstag sein, und wenn Sie nicht sofort das Reichstagsgebäude verlassen, wird Sie niemand vor Ihrem Schicksal bewahren."

Natürlich glaubten die Versammelten diese impulsiv herausgeschleuderte Mitteilung im ersten Augenblick und verließen schleunigst das Haus. Aber weder im Norden noch in einer anderen Himmelsrichtung Berlins hatte sich eine kommunistische Regierung gebildet. Auch eine rote Armee, die im Anmarsch war, existierte nicht. Alles war also nur ein Bluff gewesen. Auch der Hinweis des Majors Pabst, daß Oberst Bauer in ständiger Verbindung mit den Kommunisten

Digitized by Google

und Unabhängigen stehe und daß Däumig ihm angeboten habe, die Reichswehr in den Dienst der Wirtschafts-Räte-Organisation zu stellen, waren Schwindelmanöver, gemacht, um die Parteien einzuschüchtern und die Arbeiterschaft zu zersplittern. Aber alles war vergebens.

Als Kapp und Lüttwitz endlich in der Versenkung verschwanden, glaubte man, daß nun alles wieder gut sein und das politische und wirtschaftliche Leben sich in seinen alten Bahnen weiterbewegen würde. Aber nun trat „das Wunderbare" ein, das Unerwartete. Die Arbeiter brachen den Generalstreik nicht ab und traten ihrerseits, am Rande des Chaos, fordernd auf. Legien erschien mit den anderen Gewerkschaftsvertretern auf dem Plan. Die Unabhängigen und die Berliner Gewerkschaftskommission, die ausschließlich von Radikalen geleitet wurde, erklärten zwar, von weitergehenden Zielen wie der Diktatur des Proletariats und der politischen Räteorganisation einstweilen absehen zu wollen, aber ihre sonstigen Forderungen gingen doch so weit, daß sie bereits den ersten großen Schritt zur Aufrichtung eines Arbeiter-Klassenregiments darstellten. Das Proletariat schien, zurückkehrend zum revolutionären Anfangsstadium des neunten November 1918, in gemeinsamer Front das demokratische Staatsgefüge niederrennen zu wollen. Legien, ein Volkspsychologe von ungewöhnlichem Schnitt, erkannte sofort die Sachlage und war sich klar darüber, daß er die Zügel der Führung in der Hand behalten mußte, wenn, bei dieser Entfesselung der Leidenschaften, nicht

Digitized by Google

alles in Scherben geschlagen werden sollte. So wurden denn die ursprünglich abgebrochenen Verhandlungen mit allen am Generalstreik beteiligten Organisationen wieder aufgenommen, nachdem die Unabhängigen zwei ihrer Pflöcke zurückgesteckt hatten. Immerhin verlangten sie jetzt, daß die Regierung Bauer nicht mehr in ihr Amt zurückkehren, sondern daß eine reine Arbeiterregierung gebildet werden solle. In dieses Arbeitskabinett könnten gegebenenfalls auch die Christlichen Gewerkschaften und die demokratischen Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine eintreten. Die Gewerkschaftszentralen erklärten sich damit einverstanden, wenn die Regierungsparteien dem zustimmen würden. Aber die Verhandlungen mit den Fraktionen der Nationalversammlung darüber blieben ergebnislos. Nun einigten sich die Gewerkschaften auf eine Reihe von bestimmten Forderungen, darunter die sofortige Sozialisierung des gesamten Bergbaues, die Enteignung des landwirtschaftlichen Grundeigentums solcher Besitzer, die ihren Ablieferungspflichten nicht rechtzeitig nachkämen, und die Errichtung einer Arbeiterarmee.

Am Dienstag, 18. März, lud der preußische Ministerpräsident Hirsch die in Berlin anwesenden Mitglieder der Interfraktionellen Ausschüsse von Nationalversammlung und Landesversammlung zu einer Besprechung mit den Führern der Gewerkschaftsbünde ein. Abends sechs Uhr im Gebäude des Staatsministeriums, Wilhelmstraße 63. Die Abgeordneten, die Minister sind zur Stelle. Unter anderen: Von den Demokraten Gothein, Pachnicke,

Digitized by Google

Frentzel, Nuschke, Riedel und Hartmann. Vom Zentrum Trimborn, Herold und Becker-Arnsberg. Von den Mehrheitssozialdemokraten Otto Wels (genannt der „Bluthund") und Heinrich Schulz, Unterstaatssekretär im Reichsministerium des Innern. Man wartet. Die Gewerkschaftler kommen nicht. Man sieht achselzuckend nach der Uhr. Hm. Endlich treten sie unter Führung Legiens, der etwas illuminiert ist, ein. Rusch und Aufhäuser, die radikalen unabhängigen Gewerkschaftler im Gefolge. Im Ganzen besteht die Corona aus zechzig Personen. Der Ministerpräsident Hirsch übernimmt den Vorsitz. Sein Unterstaatssekretär Göhre vertritt ihn zweitweise.

Legien poltert gleich darauf los. Man weiß sofort, was die Glocke geschlagen hat: Die Forderungen der Gewerkschaften seien ein Ultimatum, auf das sich die Fraktionen der Mehrheitsparteien verpflichten müßten, sonst würde der Generalstreik in verschärfter Form weitergeführt werden. Nötigenfalls würde man die Rückkehr der Reichsregierung und der Nationalversammlung nach Berlin so lange zu verhindern wissen, bis alle Punkte des Ultimatums angenommen seien. „Und wenn es darüber zum Bürgerkriege kommen sollte?" warf man ein. „Nun, auch dafür würden wir die Verantwortung übernehmen", war die Antwort.

Darauf begannen die eigentlichen Verhandlungen. Große Erregung hüben und drüben. Man kam nicht vom Fleck. Um zehn Uhr abends wurde die Besprechung abgebrochen und auf den folgenden Nachmittag vertagt.

Digitized by Google

Am Freitag, 19. März, ging's von neuem los. Stundenlang wurde hin und her diskutiert. Von nachmittags bis Sonnabend früh morgens fünf Uhr. Man redete, man feilschte, man kommentierte, man wurde müd und müder. Man wurde, nach überquellendem Redefluß, wortkarg, stumm und gähnte. Die allgemeine Erschlaffung und Ernüchterung (auch Legiens) ließ die stolze Armada der Gewerkschaften zu guter Letzt in den Hafen des Kompromisses einlaufen. Schließlich einigte man sich auf die folgende Formulierung der neun Gewerkschaftsforderungen:

1. Daß bei der bevorstehenden Neubildung der Regierung im Reich und in Preußen die Personenfrage von den Parteien nach Verständigung mit den am Generalstreik beteiligten Gewerkschaften, Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten gelöst und daß diesen Organisationen ein entscheidender Einfluß auf die Neuregelung der wirtschafts- und sozialpolitischen Gesetzgebung eingeräumt wird unter Wahrung der Rechte der Volksvertretung.

2. Sofortige Entwaffnung und Bestrafung aller am Putsch oder am Sturz der verfassungsmäßigen Regierung Schuldigen sowie der Beamten, die sich der ungesetzlichen Regierung zur Verfügung gestellt haben.

3. Gründliche Reinigung der gesamten öffentlichen Verwaltung und der Betriebsverwaltungen von gegenrevolutionären Persönlichkeiten, besonders solchen in leitenden Stellungen, und ihr Ersatz durch zuverlässige Kräfte. Wiedereinstellung aller in öffentlichen Diensten aus politischen und gewerkschaftlichen Gründen gemaßregelten Organisationsvertreter.

Digitized by Google

4. Schnellste Durchführung der Verwaltungsreform auf demokratischer Grundlage unter Mitbestimmung auch der wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten.

5. Sofortiger Ausbau der bestehenden und Fassung neuer Sozialgesetze, die den Arbeitern, Angestellten und Beamten volle soziale und wirtschaftliche Gleichberechtigung gewährleisten. Schleunige Einführung eines freiheitlichen Beamtenrechts.

6. Sofortige Inangriffnahme der Sozialisierung der dazu reifen Wirtschaftszweige unter Zugrundelegung der Beschlüsse der Sozialisierungskommission, zu der die Berufsverbände hinzuzuziehen sind. Die Einberufung der Sozialisierungskommission erfolgt sofort. Übernahme der Kohlensyndikate und der Kalisyndikate durch das Reich.

7. Wirksamere Erfassung, gegebenenfalls Enteignung der verfügbaren Lebensmittel und verschärfte Bekämpfung des Wucher- und Schiebertums in Land und Stadt. Sicherung der Erfüllung der Ablieferungsverpflichtungen durch Gründung von Lieferungsverbänden und Verhängung fühlbarer Strafen bei böswilliger Verletzung der Verpflichtungen.

8. Auflösung aller der Verfassung nicht treu gebliebenen konterrevolutionären militärischen Formationen und ihre Ersetzung durch Formationen aus den Kreisen der zuverlässigen republikanischen Bevölkerung, insbesondere der organisierten Arbeiter, Angestellten und Beamten ohne Zurücksetzung irgend eines Standes. Bei dieser Reorganisation bleiben erworbene Rechtsansprüche treugebliebener Truppen und der Sicherheitswehren unangetastet.

9. Im übrigen wird mitgeteilt, daß die Minister Noske und Heine ihr Abschiedsgesuch bereits eingereicht haben.

Digitized by Google

Ein Protokoll wurde nicht geführt. Das war bei der erhitzten und oft regellosen Debatte auch ganz unmöglich. Aber jeder Punkt erhielt seine mündliche Auslegung, wie Luther den zehn Geboten je eine Erklärung beigab. Nur diesmal sollte mit den Gewerkschaften eine Verständigung über die Um- oder Neubildung des Kabinetts gesucht werden. Darin sei aber ein Vetorecht nicht eingeschlossen, und Legien erklärte ausdrücklich: „Mit diesen unseren Forderungen weichen wir weder von der Demokratie noch von der Verfassung ab."

Und so gab man jedem einzelnen Punkt, der ein Dolchstoß in die Verfassung der Demokratie war, eine (mündlich verabredete) Auslegung, die dem Dolche wenigstens die Spitze abbrach.

Nun, nachdem diese Vereinbarungen getroffen waren, wurde die Parole zum Abbruch des Generalstreiks gegeben. Nur „das Komitee revolutionärer Arbeiter" forderte zur Fortsetzung auf, ohne damit indessen Erfolg zu haben. Das wirtschaftliche Leben nahm, bis auf den kommunistischen Brand im Ruhrgebiet, wieder seinen regelrechten Verlauf. Legien hatte die Radikalen, die wie in Rheinland-Westfalen, leicht auch in Berlin ein kommunistisches Feuer hätten entzünden können, an den Verhandlungstisch gebracht und so unabsehbare soziale Gefahren gebannt.

Legien kennt allerdings die Massenpsyche wie kein anderer. Verhältnismäßig jung, mit neunundzwanzig Jahren, trat er an die Spitze der Generalkommission der freien Gewerkschaften und hat in all den Jahren, bis heute, auf diesem

Digitized by Google

Rieseninstrument geradezu meisterhaft zu spielen gewußt. Ein kaum mittelgroßer Mann. Nachlässig in Gang und Haltung. Stark ergrautes Haupt- und Schnurrbarthaar. 1861 zu Marienburg in Westpreußen geboren. In Thorn, das heute polnisch ist, zur Bürgerschule gegangen. Daselbst auch das Drechslerhandwerk gelernt. Als Geselle große Teile Deutschlands durchwandert und durchreist. Drei Jahre bei den Sechsundneunzigern in Altenburg gedient. Seit 1886, in den Zeiten der Sozialistenverfolgung, in der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung tätig. Voran bei den Drechslern. 1890, nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes, an die Spitze der damals begründeten Generalkommission der Gewerkschaften berufen. Immer Reformist. Praktischer Arbeiterpolitiker. Erst in zweiter Linie Sozialdemokrat. Die Gewerkschaften wuchsen unter seinen Händen. Achtundvierzig Zentralverbände der einzelnen Berufsgruppen faßte die Generalkommission schließlich zusammen. Von den Asphalteuren herunter, dem Alphabet nach, bis zu den Zivilmusikern. Schon 1914 betrugen die Jahreseinnahmen über siebzig Millionen Mark. In dreißig Jahren ist man, Schritt für Schritt, weiter gekommen. Die Technik der Arbeiterkämpfe verfeinerte sich. 1906: „Die Gewerkschaftsbewegung ist dem organisierten Unternehmertum in großen Frontschlachten nicht gewachsen. Gutdisziplinierte Truppen müssen vorgeschoben und wieder zurückgezogen werden, je nachdem die Umstände es gebieten". Der Schieds-

Digitized by Google

gerichtsgedanke setzte sich durch. Der Abschluß von Tarifverträgen wurde immer häufiger. In den letzten Jahren vor dem Krieg war die Zahl der friedlich ausgegangenen Lohnbewegungen ungefähr doppelt so hoch wie die der Streiks. Dem Drauflos-Boykottieren trat der Hamburger Gewerkschaftskongreß 1908 entgegen. Mit der Sozialdemokratischen Partei gerieten die Gewerkschaften mehrmals heftig aneinander. Bebel und Legien waren dabei nicht so selten Gegner, wenn sie persönlich sich auch durchaus nahestanden. Das Geplänkel begann schon 1893 auf dem Kölner Parteitage. Damals fiel das Wort: „Die Tribüne des Saales ist zur Guillotine der Gewerkschaftsbewegung geworden." Die Lokalisten begannen zu rumoren, jene Sonderbündler in den Gewerkschaften, die anarchosozialistisch gerichtet waren. Erst 1908 sprach, auf Drängen Legiens, der Nürnberger Parteitag den großen Bann über diese Elemente, die sich in der „Freien Vereinigung" zusammengeschlossen hatten, aus. Neue Gegensätze zwischen Partei und Gewerkschaften rief die Frage des Generalstreiks hervor. Theodor Bömelburg, Carl Legiens Mitstreiter, verhielt sich schroff ablehnend: „Der Generalstreik, wie er von Anarchisten und Leuten ohne jegliche Erfahrung auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Kampfes vertreten wird, ist undiskutabel". Neue Unstimmigkeiten brachten die jahrelangen Aussprachen über die Maifeier. Die Gewerkschaften bremsten auch hier. Ihr Einfluß auf die Partei wuchs allmählich gewaltig. Die Millionenziffern der Kasse trugen

Digitized by Google

nicht zuletzt dazu bei. Legien formulierte einmal das Verhältnis von Partei und Gewerkschaften wie folgt: „Die gewerkschaftliche Organisation ist die Vorschule für die politische Bewegung. Wenn wir an Arbeiterkreise, die absolut dem wirtschaftlichen und politischen Kampfe bisher ferngestanden haben, herantreten wollen, so dürfen wir ihnen zuerst nicht mit weittragenden Ideen kommen; die Gewerkschaftsorganisation zieht den Arbeiter dadurch heran, daß sie ihm materielle Vorteile in Aussicht stellt, ihm den Mangel an Harmonie zwischen Kapital und Arbeit klarlegt und so auch die indifferentesten Arbeiterschichten in die Bewegung hineinzieht. So ist sie das beste Agitationsmittel für die politische Bewegung."

Diese materiellen Vorteile, die Legien dem Arbeiter durch die Gewerkschaften bieten wollte, traten noch deutlicher hervor, als die gewerkschaftlichen Organisationen hinter das vielmaschige Netz der Arbeiterkonsumvereine traten und schließlich sich auch an der „Volksfürsorge", jener gemeinnützigen Lebensversicherung, fünfzigprozentig mit Kapital beteiligten. Der Krieg brachte diese in ihrem sozialen und wirtschaftlichen Ausmaße geradezu kolossale Bewegung zunächst zum Stillstand. Die freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften schlossen sich für gewisse gemeinschaftliche Aufgaben mit den Christlichen Gewerkschaften und den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zusammen. Aus diesem Zusammengehen und aus dem Bestreben heraus, während des Krieges alle Streiks zu vermeiden, erwuchsen

Digitized by Google

schließlich die „Arbeitsgemeinschaften" zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in den einzelnen Industrie- und Handelszweigen. Immerhin haben die wilden, disziplinlosen Lohnbewegungen, die gleich nach dem Ausbruch der Revolution einsetzten, das gewerkschaftliche Prinzip schwer untergraben. Desgleichen der Versuch der Kommunisten, durch „revolutionäre Betriebsräte" die alten Gewerkschaftsorganisationen zu zertrümmern. Dieser Kampf um die Gewerkschaften ist heute noch mitten im Gange. Die Unabhängigen Sozialdemokraten versuchen innerhalb der Organisationen eine Position nach der anderen zu erobern, um die Gewerkschaften zu einem willenlosen Werkzeug ihrer radikalen Politik zu machen. Die Kommunisten und Syndikalisten wollen den Gewerkschaftsapparat völlig zerschlagen.

Dieses Ringen ist noch keineswegs abgeschlossen. Einstweilen ist es Legien gelungen, die Arbeiter, wenn auch nur für einen Einzelfall, auf der gemeinsamen Plattform der Gewerkschaften zu vereinigen. Als der Reichspräsident Ebert ihm, folgerichtig, daraufhin, nach dem Rücktritt des Reichskanzlers Bauer, die Neubildung der Regierung antrug, um sie gegebenenfalls aus lauter Arbeitervertretern zusammenzusetzen, lehnte er ab, da er den Widerstand der Parlamentsmehrheit voraussah, wohl auch das ungünstige Echo im Auslande fürchtete.

Er selbst ist mit dem Auslande eng verknüpft. Schon seit 1903 war er Vorsitzender der Interfraktionellen Vereinigung der Gewerkschaften,

Digitized by Google

nahm, 1913, an den Verhandlungen der Interparlamentarischen Union in Basel teil und versuchte unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, vor allem mit den Franzosen, eine Verständigung herbeizuführen. Umsonst. Auch seine Bemühungen, mitten in dem Waffengeklirr wieder Fäden anzuknüpfen, mißlangen. Zu dem Kopenhagener Gewerkschaftskongreß kamen weder die Engländer noch die Franzosen, da ihnen von ihren Regierungen die Pässe verweigert wurden.

Im Reichstage, dem er schon in den neunziger Jahren und dann seit 1903 ununterbrochen angehörte, meldete er sich nicht allzu oft zum Wort. Er gehörte zum rechten, revisionistischen Bernstein-Flügel der Fraktion. Wenn er aber sprach, war seine Rede unmittelbar praktischen Arbeiterinteressen gewidmet.

Ein Heerführer. Ein Taktiker. Ein Praktiker. Ein Einsichtiger. Aber in allem doch ein Klassen-Kämpfer.

Digitized by Google

Eugen Schiffer

Ein Sophist, ein Scholastiker, ein Talmudist, ein Forense. Kurz, ein Dialektiker großen Stils. Seine Vernunft ist messerscharf. Sein Wort wirkt wie ätzende Säure. Sein Satzbau ist eine raffinierte Kartenlegerei. Wie Nadelstiche dringen seine Thesen und Antithesen in das Gehirn des Zuhörers. Wie ein Narkotikum. Ein Lasso wird ihm um den Hals geworfen, und wenn er auch, nur einen Augenblick, atemschöpfend sich gehen läßt, sitzt er, mit einem Male in der Schlinge und kann nicht mehr heraus. Er ist der Gefangene Schiffers, sein geistiger Sklave. Wer aber dennoch, nach Stunden, nach Tagen eigener selbständiger Überlegung überprüft, was Schiffer gesagt, was er an Ideen in raschestem Tempo ihm entgegengeschleudert hat, wer selbst nun zur Gegenanalyse schreitet, vor dem fängt bald das schillernde Wortgebäude Schiffers zu zerfließen an.

Aber Schiffer ist, wenn auch in der Kritik, der Zergliederung des Gegners, eine politische Kampfesgröße, durchaus keine bloß negativ gerichtete Persönlichkeit, sondern ein stürmender Mensch mit stark schöpferischem Drang. Kein bedächtiger Bergsteiger, kein langsam klimmender Alpinist, der ganz genau weiß, daß er zu der und der Zeit schließlich doch auf der schneeigen Spitze

Digitized by Google

sein wird, sondern einer, der im Sturmlauf den Gipfel zu erreichen trachtet.

Ein Mann mit feinster Witterung und starker Intuition. Stelle dir eine Elektrisiermaschine vor: Eine große kreisrunde Glasscheibe auf einer isolierten Achse. Die zwei Polster nebenbei, die als Reibzeug dienen, und den Konduktor, eine Messingkugel auf einem gläsernen Fuße. Dieser Konduktor, in dem sich in rasendem Kreislauf der Zeit die Elektrizität sammelt, ist Schiffer. Tippst du daran, ziehst du in einemfort sprühende Funken heraus. Der Konduktor entladet sich bei der geringsten Berührung: das ist Schiffer. Groß und schlank. Etwas nachlässig in Haltung und Gang. Schmaler Schädel. Gelichtetes Haupt. Großer schwarzer Schnurrbart unter der starken gebogenen Nase. Fast geschlitzte, eulengraue Augen. Heftiges nervöses Zucken im Gesicht, das die rechte Seite oft, für huschende Augenblicke, wie eine Zitrone zusammenpreßt. Sechzig Jahre alt.

Schlesier. In Breslau wurde er geboren. Das Elisabeth-Gymnasium besucht. In Breslau, Leipzig und Tübingen studiert: Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre. Referendar, Assessor, Amtsrichter. Wird zuerst nach Zabrze, das, mitten in Oberschlesien, während des Krieges sich in „Hindenburg" umtaufte, als Richter versetzt. Bleibt in dieser deutsch-polnischen Industriegegend, zwischen rauchenden Schloten und staubigen Halden, zwölf lange Jahre. Fällt unermüdlich Urteile, schmiedet Erkenntnisse. Lernt,

Digitized by Google

inneren Dranges voll, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes kennen. Seine Kohlen-, Erz-, Zementindustrien. Sieht, wie der Gürtel der Schwerindustrie mit dauernd neu entstehenden Nebenindustrien immer größer wird. Sieht und staunt. Das Schöpferische in ihm wird tief berührt, obwohl er mit bürokratischen Ketten an die enge Amtsstube gefesselt ist.

Um die Jahrhundertwende wird er, als Landrichter, nach Magdeburg, der sächsischen Provinzialhauptstadt, berufen. Von einem einzigen großen Industriehof wird er an eine alte Kulturstätte verpflanzt. Im Magdeburger Dom, mit seinen weithin schauenden prächtigen Türmen, liegt Kaiser Otto der Erste, den sie den Großen nannten, unter einer mächtigen weißglänzenden Marmorplatte bestattet. Hier hörte Deutschland damals auf. Das Land östlich darüber hinaus war Kolonialgebiet. Schiffers politische Laufbahn beginnt. In der nationalliberalen Parteiorganisation spielt er bald eine große Rolle. 1903 legte der alte Reichardt sein Mandat für das preußische Abgeordnetenhaus nieder. Schiffer trat an seine Stelle. Vierzehn Jahre saß er hier in den Reihen der Nationalliberalen. Fleißig und pflichtgetreu, aber in der öffentlichen Rede zurückhaltend. Eine erstaunliche Arbeitskraft, die sich rasch in jede Materie hineinfand. Kein Freiheitskämpfer. Eher ein Vermittler. Ein Taktiker. Einer, der, in der ersten Zeit, darauf achtete, daß seine Partei nicht die Fühlung nach rechts, zu den Konservativen und Agrarjunkern, verlor. Er hoffte, auf

Digitized by Google

dem Wege des Kompromisses eher weiterzukommen, als durch ein offenes Kampfgeschrei. Das war in dem Dreiklassenhaus damals so der Brauch. Alles schlich auf Filzpantoffeln herum, um ja nicht die konservative Mehrheit, den brüllenden Löwen, der indirekt die ganze preußische Verwaltung bis hinauf zum Ministerpräsidenten in der Hand hatte, zu reizen. Auch Schiffer sprach, nach der Rechten hin, stets mit warm gefütterten Sammethandschuhen.

Diese lauwarme Kompromisselei erreichte in dem Kampf um ein freiheitliches Wahlrecht für Preußen ihren Höhepunkt. Die Nationalliberalen machten, als Herr von Bethmann Hollweg endlich 1910 das königliche Wahlrechtsversprechen wahrzumachen versuchte und den Abbau des Dreiklassenwahlrechts begann, nur eine Strecke auf dem Wege zum völlig gleichen Wahlrecht, wie es die Linke forderte, mit. Bildung und Besitz sollten ihre Vorrechte behalten und durch Zusatzstimmen prämiiert werden. Weiter bergab wollten sie nicht gehen. Natürlich wurde aus der ganzen Chose nichts. Die Konservativen schrien Zeter und Mordio, das Zentrum drehte und wand sich, die Nationalliberalen bekamen kalte Füße, und Herr von Bethmann Hollweg mußte zu guter Letzt, als auch das Herrenhaus, die Erste Kammer, versagte, die Vorlage zurückziehen. Die erste gute Gelegenheit zur allmählichen Anpassung Preußens an moderne demokratische Verhältnisse war verpaßt.

Der Erisapfel des Wahlrechts wirkte auf die

Digitized by Google

Parteien zersetzend. Die Gegensätze zwischen rechts und links verschärften sich zusehends. Die Januarwahlen des Reichstages im Jahre 1912, in denen Konservative und Zentrum als Freunde gegen alle übrigen Parteien, auch gegen die Nationalliberalen stritten, brachten auch Schiffer, als Vertreter des Wahlkreises Wolmirstedt-Neuhaldensleben, in das Reichsparlament. Inzwischen war er von Magdeburg nach Berlin versetzt worden. Aus dem Landrichter war ein wohlbestallter Kammergerichtsrat geworden, und bereits nach vierjähriger Tätigkeit hatte man ihn 1910 an das Oberverwaltungsgericht berufen. Im Reichstage wirkte er, auf größerer Plattform, bald ins Weite. Von rechts war er, nach dem Bruch der Nationalliberalen mit den Konservativen, der bei der Reichsfinanzreform zur Auflösung des konservativ-liberalen Bülowblocks geführt hatte, nach und nach zum linken Flügel der Partei abgeschwenkt, ohne sich indessen nach außen hin zu „kompromittieren".

Herr von Bethmann Hollweg hatte ein Auge auf ihn geworfen. Schiffer wurde allmählich ein Mittler seiner Ideen: Ethische Kultur auch in der Politik. Veredelter preußischer Bürokratismus, der aus den Bildungsschichten des gutsituierten Bürgertums heraufgekommen ist. Während des Krieges wurde das Verhältnis politisch intimer. Schiffer gehörte zu dem kleinen Kreise der Politiker und Professoren, die sich für Bethmann Hollweg in die Schanze schlugen, auf die Rednertribüne stiegen und seinen vorsichtig tastenden

Digitized by Google

Gedanken, zunächst unverbindlich für den Reichskanzler, in der Öffentlichkeit im Streit gegen die aufbegehrende Rechte den Weg bereiteten.

Von dem parlamentarischen System, das für Frankreich und England wohl, aber nicht für das ganz anders geartete Deutschland passe, wollte er anfangs nichts wissen. Aber er sah ein, daß man auch in dieser Hinsicht einen Schritt vorwärts machen müsse und war mit einem Kompromiß einverstanden. Einige Parlamentarier, bitte: ganz wenige, sollten in die oberen Verwaltungsstellen eintreten. Als Bethmann stürzte, als Michaelis, des deutschen Reiches Kanzleirat, ins Reichskanzlergebäude einzog, lud man, neben einigen anderen Abgeordneten, auch ihn ein, sich in das Schiff der Reichsregierung zu setzen. Als Staatssekretär, als Minister — davon konnte natürlich keine Rede sein. Diese Positionen sollten nach wie vor den über allen Parteien im Himmel der Bürokratie thronenden zünftigen Exzellenzen vorbehalten bleiben. Man hätte ja sonst den Anschein erwecken können, als ob man fortan das Parlament als gleichberechtigten mitregierenden Faktor ansähe. Beileibe nicht. Er wurde also Ministerialdirektor im Reichsschatzamt, unter dem freiheitlich gerichteten Grafen Roedern, mit der Zusicherung, daß er zum Unterstaatssekretär, also zum stellvertretenden Minister, aufrücken sollte, wenn das Par ament im Etat einem zweiten Unterstaatssekretärsposten zustimmen würde. So wurde es. Schiffer stürzte sich mit einem Rieseneifer in seinen neuen Aufgabenkreis. Er schüttelte die

Digitized by Google

Steuerrute. Die Kriegsausgaben wuchsen ins Ungemessene. Man hatte Not, wenigstens die Zinsen der anschwellenden Kriegsanleihen zu decken, und daneben stieg die schwebende Schuld des Reiches höher und höher.

Die Revolution kam. Graf Roedern verschwand wie das gesamte Kabinett des Prinzen Max von Baden im Nu in der Versenkung. Nur Erzberger, der Staatssekretär ohne Portefeuille, und Bauer, der sozialdemokratische Arbeitsminister, retteten sich aus der allgemeinen Sintflut. Scheidemann rückte auf und saß im revolutionären Rate der sechs Volksbeauftragten. Und Schiffer? Er wurde automatisch, als reiner Fachminister ohne politisches Mitbestimmungsrecht, Reichsschatzsekretär. Eduard Bernstein, der ehemalige Revisionist, und ein paar Monate vorher noch unabhängig sozialdemokratisch, wurde sein Beirat, das Kontrollorgan der Volksbeauftragten.

Schiffer sah die Flut des wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenbruchs mit Windeseile auf die Ufer Deutschlands zukommen. Mit rascher Initiative schritt er zu einem finanziellen Sanierungs- und Steuerprogramm. Aber Monate vergingen darüber. Zaubern konnte auch er nicht. Alles wurde auf die schwebenden Schulden genommen. Die Notenpresse arbeitete Tag und Nacht. Die Valuta der deutschen Mark fing im Ausland rapide zu fallen an. Die Auflösung der Armee verschlang Milliarden. Weitere Milliardenwerte gingen durch Diebstahl an Reichs- und Heeresgut in dem allgemeinen Durcheinander

Digitized by Google

verloren. Das Wasser stand der Nation bis an den Hals. In dieser Situation appellierte Schiffer, aufschreiend, in längerer Rede an das Gewissen, an die Vernunft des Volkes und stellte die Mißwirtschaft vieler Arbeiter- und Soldatenräte rücksichtslos an den Pranger. Die Radikalen bäumten sich dagegen auf. Schiffer ließ sich aber nicht einschüchtern. Er blieb im Amte und wurde, als nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung in Weimar ein reguläres Kabinett sich bildete, in seinem Amte als Reichsfinanzminister bestätigt. Er hatte in den stürmischen Novembertagen 1918 den Weg zur Demokratie gefunden und sich entschlossen von seinen Parteifreunden getrennt, als ein Teil der Nationalliberalen unter der Führung des verärgerten, weil von den Demokraten nicht genügend berücksichtigten Doktor Stresemann eine rechtsliberale Sondergruppe unter dem Namen Deutsche Volkspartei ins Leben gerufen hatte. Mit der Leitung der Reichsfinanzen verband er nachher die Stellvertretung des Reichsministerpräsidenten Scheidemann.

Schiffer blieb aber nicht lange auf seinem Posten. Seine ersten Steuerpläne fanden in der Öffentlichkeit keine besonders günstige Aufnahme. Im Kabinett war es zu einer heftigen Auseinandersetzung über die Errichtung eines Staatsgerichtshofes für die Kriegsschuldigen gekommen. Die sozialdemokratischen Minister waren dafür, nachdem eine über Bern nach England gerichtete Anregung des Außenministers Grafen Brockdorff-Rantzau, die sämtlichen Kriegsschuldigen und

Digitized by Google

Kriegsverbrecher Deutschlands sowohl wie der Entente vor einen internationalen Gerichtshof zu stellen, in London auf steinigen Boden gefallen war. Das Zentrum war pflaumenweich, und Schiffer, der Führer der Demokraten in der Reichsregierung war dagegen. Ein politischer Fehler. Verärgert darüber und verzweifelt über die Unordnung der Finanzen, der er nicht mehr Herr werden zu können glaubte, schmiß er sein Portefeuille hin, verließ Knall und Fall sein Amt und begab sich wieder zurück ins Parkett der Abgeordneten. April 1919.

Bernhard Dernburg wurde sein Nachfolger. Auch eine Übergangserscheinung. Denn im Juni darauf, als die Demokraten die unerfüllbaren Friedensbedingungen der Entente ablehnten, schied auch er, ehe noch ein weiterer Schritt in der Finanz- und Steuerreform getan war, samt seinen beiden anderen Ministerkollegen aus dem Kabinett aus. Schiffer rückte in jenen Tagen zum Chef der demokratischen Fraktion auf, da Herr von Payer, als verängstigter Süddeutscher, für die Unterzeichnung des Friedensvertrages eintrat, warf, in diesen Tagen der Unklarheit und Ungewißheit, einen kurzen freundlichen Blick zur Rechten, wurde vom Gros der Partei aber sofort zurückgepfiffen und bahnte für den September den Wiedereintritt der Partei in die Reichsregierung an. Man bot ihm dieses Mal, da Herr Erzberger sich unterdessen im Finanzministerium breitgemacht hatte, die Leitung des Reichsjustizamtes an, er nahm an und machte sich sofort an die

Digitized by Google

Reform der deutschen Rechtspflege heran: Demokratisierung der Rechtsprechung, Beseitigung des wuchernden Titelwesens, Vereinfachung des bürokratischen Rechtsapparates und Vorbereitung der großen Strafrechtsreform waren seine Ziele.

Eine ganze Stufenfolge neuer Wirkungsmöglichkeiten tat sich vor ihm auf. Nun konnte er, geschwind und behende, von neuem nach oben klettern. Und wenn er sprach, schien er das stoische Wort Marc Aurels zu beherzigen: „Jederzeit und womöglich bei jeder Vorstellung mußt du die Lehren der Physik, der Ethik, der Dialektik in Anwendung bringen".

Aber Schiffer ist kein Stoiker, dazu fehlt ihm die Ruhe des Gemütes. Er ist wie ein von Winden gepeitschtes Meer mit vielen Wellenbergen und Wellentälern.

Der Kapp-Putsch in den März-Tagen 1920 stellte seine dialektische und politisch-diplomatische Kunst vor die härteste Probe. Er komplimentierte Kapp, Lüttwitz und Genossen aus Berlin hinaus, indem er versprach, sich, für seinen Teil, für eine Amnestierung einzusetzen, ließ sich aber von dem Bolschewisten-Gespenst, das die Militaristen vor ihrem Abzuge dem Bürgertum blutig an die Wand gemalt hatten, schrecken und einschüchtern — und nun drangen die Arbeiter darauf, daß er bei der Neubildung des Reichskabinetts nicht mehr berücksichtigt werde. Und Schiffer opferte sich . . .

Digitized by Google

Erich Koch

Na, dann wollen wir lieber einen Augenblick warten.

Der Chauffeur, der das Auto bereits angekurbelt hatte, hält inne, und der Minister bleibt am Wagen stehen, um sich, scheinbar ganz ruhig, die vorüberziehenden Truppen anzusehen.

Es war am frühen Morgen des dreizehnten März 1920. Die Sonne war noch nicht aus dem Gewölk herausgetreten. Die in Berlin einmarschierenden Soldaten der Kapp, Lüttwitz und Genossen waren feldmarschmäßig ausgerüstet und begannen in die Wilhelmstraße einzubiegen, um die Regierungsgebäude zu besetzen. Der Reichsminister des Innern, Koch, war aus der nächtlichen Kabinettssitzung vom Reichskanzlerpalais in seine Dienstwohnung Wilhelmstraße 74 zurückgekehrt, hatte sich rasch umgezogen und war grade dabei, im Auto nach dem Anhalter Bahnhof zu sausen und von dort mit seinem Kollegen vom Wiederaufbauministerium, Doktor Geßler, nach Dresden abzureisen. Nun überraschten ihn die Kapprebellen just bei seiner Abfahrt. Da er aber sich nichts anmerken ließ, nahmen die Soldaten und Offiziere weiter keine Notiz von ihm, und er konnte, nachdem sie defiliert waren, tutend, ohne Schwierigkeiten zum Bahnhof ge-

Digitized by Google

langen. Der Bahnhofsvorsteher reservierte ihm sogleich einen Platz, und fort ging es nach der sächsischen Landeshauptstadt. Kurz vor Dresden begegnete er im Durchgange des Zuges Doktor Heinze, dem Chef der Deutschen Volkspartei, der noch keine Ahnung davon hatte, was in Berlin vorgefallen war. Als ihm Koch in aller Eile das Wichtigste erzählt hatte, war er sofort bereit, alles zu tun, um die verfassungsmäßige Regierung im Kampfe gegen die Usurpatoren zu unterstützen.

Ebert und Noske kamen im Auto ziemlich erschöpft in Dresden an. Hier spitzten sich die Dinge auch schon gefährlich zu. General Maercker nahm eine zweideutige Haltung an. Man sah ein, daß man hier keine bleibende Statt haben würde. Also weiter nach Stuttgart. Die anderen per Bahn, Koch im Auto. Aber bereits kurz vor Chemnitz wurde die Situation brenzlich. Hier hatte die Arbeiterschaft das Heft in die Hand genommen. Rote Posten waren überall ausgestellt. Als das Auto das Weichbild passieren wollte, wurde Koch angehalten.

„Legitimation her."

„Hier: Erich Koch, Oberbürgermeister von Kassel, Mitglied der Nationalversammlung."

„Das stimmt nicht. Oberbürgermeister von Kassel ist Genosse Scheidemann."

„Richtig, ich war Oberbürgermeister von Kassel, als ich in die Nationalversammlung gewählt wurde, und bin jetzt der Reichsminister des Innern."

„So ... na, dann kann der Wagen passieren."

Koch vermutete nun, daß die Fahrt im Auto

Digitized by Google

nach Stuttgart wahrscheinlich noch schwieriger sein würde als per Bahn, und so reiste er denn von Chemnitz im Zuge nach Süddeutschland.

Hier, in Stuttgart, versuchte er sofort mit den einzelnen Landesbehörden Fühlung zu nehmen. Das preußische Staatsministerium, dessen Mitglieder in Berlin in Haft gesetzt wurden, war völlig ausgeschaltet, und so setzte sich der Reichsminister des Inneren auf eigene Faust direkt mit den Ober- und Regierungspräsidenten telegraphisch in Verbindung, um den ganzen Verwaltungsapparat in die Hände zu bekommen.

Erich Koch ist ein sehr energischer Herr. Eine Billardkugel auf einem schwarzen Bratenrock. Völlig glattgeschorenes Haar. Kein Schnurrbarthärchen unter der zierlichen Nase, auf der ein kleiner Klemmer hüpft. Sehr beweglich. Sehr freundlich. Sehr entschieden und, als Beamter ein bißchen autokratisch. Vielleicht eine Tugend in einer revolutionären Übergangszeit, wo alle Konturen sich zu verwischen drohen. Oldenburger mit dem St in der Aussprache. Helle Tonfärbung. Beinahe Diskant. Redet klar, einfach, bestimmt, ein wenig lehrhaft. Weiß, was er will. Kennt die Verwaltung aus dem ff. Spielt darauf wie auf dem Klavier. Noch ziemlich jung, kaum sechsundvierzig Jahre.

In Bremerhaven wurde er geboren. Seine Vorfahren waren eingesessene Oldenburger. Also eingeborene Niedersachsen. Bauern. Hartschädel. Der Vater war Oberlehrer. Direktor einer Mädchenschule. In Oldenburg herrschte Juristen-

Digitized by Google

mangel. Darum schien die juristische Laufbahn für ihn das Gegebene. In raschem Fluge werden die Universitäten in Lausanne, Bonn, Berlin und München besucht, wo er im staatswissenschaftlichen Seminar Schüler Lujo Brentanos wird. Um die Jahrhundertwende ist er als Referendar in Oldenburg beschäftigt und wird, noch ehe er sein zweites Staatsexamen macht, als Vertreter des Bürgermeisters nach Delmenhorst geschickt. Dort macht er den Assessor und wird mit fünfundzwanzig Jahren von der stark sozialistischen Bevölkerung der Stadt zum Bürgermeister gewählt. Früh lernt er Verantwortung übernehmen. Das ist überhaupt ein hervorstechender Zug seines Wesens: zuzupacken und die Verantwortung zu tragen. Mit sechsundzwanzig Jahren wurde er bereits in den Oldenburger Landtag gewählt. Der war damals noch ein parlamentarisches Embryo. Ausgesprochene Parteien gab es kaum in diesem kleinen Parlament. Die Abgeordneten schieden sich nur nach gewissen Richtungen. Er siedelte sich auf dem linken Flügel der Liberalen an. 1903 ging seine Wahl aus einem Kompromiß zwischen den Sozialdemokraten und den Freisinnigen hervor. Große Enttäuschung darüber in den Bürgerkreisen, daß Koch, als er vor die Frage gestellt, ob er eine solche Wahl annehmen würde, kurzerhand erklärte: „Selbstverständlich." Der Landtag war zu keinen welterschütternden Entschlüssen berufen. Schul-, Kirchen-, Kommunalfragen waren in ewigem Wechsel immer dasselbe, worum sich die Debatten drehten. In jener Zeit

Digitized by Google

wurde ein anderes Schulgesetz geschaffen und den Gemeinden das Proportionalwahlrecht gegeben. An sich war das Gemeindewahlrecht gleich. Größere Schwierigkeiten bereitete das Thronfolgegesetz. Der Großherzog, der immer leidend war, hatte nur einen unmündigen Sohn, der auch nicht gerade kräftiger Konstitution war. Die eigentliche Regentin war die Frau. Der Großherzog aber wollte den Herzog von Glücksburg zum Regenten machen. Koch und eine Reihe anderer Angeordneter erklärten, das ginge so einfach ohne Begründung nicht. Der Landtag lehnte daher ab, und der Großherzog grollte. Koch war suspekt geworden. Der Konflikt mit dem Selbstherrscher aller Oldenburger endete damit, daß Koch 1909 als Stadtdirektor nach Bremerhaven ging. Oldenburg hatte keinen Platz mehr für ihn.

Koch zeigte schon früh für die politischen Fragen und für die politische Agitation das lebhafteste Interesse. Friedrich Naumann und den Nationalsozialen stand er nahe. Als der alte Traeger für die Freisinnige Vereinigung kandidierte, reiste er mit dem alten Herrn landauf und landab, um in den rauchgeschwängerten, groggefüllten Versammlungen die Erwiderung in der Debatte zu übernehmen, da Traeger schon sehr schwerhörig geworden war. Die Bremerhavener Verhältnisse nahmen ihn zuerst so sehr in Anspruch, daß er sich der Politik nur wenig zuwenden konnte. Dennoch sollte er 1907, bei den Hottentottenwahlen, das Wahlglück versuchen. Aber die

Digitized by Google

Freisinnige Volkspartei drang auf eine Kandidatur Ahlhorns und setzte ihren Willen durch. Ahlhorn, der Mann mit dem langen Kupferbarte, wurde auch gewählt, wurde aber später der Partei untreu und kokettierte mit der Rechten. Als Bremerhavener Stadtdirektor wurde Koch Mitglied der Bremer Bürgerschaft. Hier herrschte politische Arterienverkalkung vor. Parteien gab es nicht, sondern nur Berufsgruppen. Das Niveau war kleinlich, engherzig und flach. Die Bremer Bürgerschaft vereinigte in sich gewissermaßen alle parlamentarischen Schattenseiten der Welt. Den hundertfünfzig Abgeordneten stand der achtzehnköpfige Senat gegenüber, der nach einem sehr komplizierten Wahlrecht aus einer kleinen Oligarchie hervorging. Die Verhandlungen waren meist nicht mit Ideen beschwert. Nur bei ganz großen Aufgaben, bei Hafenbauten und Exportfragen, regte sich, unter der Präsidentenschaft des Herrn Achelis, etwas wie ein großer Hanseatengeist. Koch strebte aus diesen Verhältnissen des Bremer Staates heraus. Sein Wunsch, einmal Bremer Senator zu werden, erkaltete rasch, als er die Dinge und die Menschen im stolzen Bremer Rathause erst einmal aus unmittelbarer Nähe gesehen hatte. 1912 bewarb er sich um den freigewordenen Posten des Kasseler Oberbürgermeisters. Aber Scholz, der später nach Charlottenburg ging und von hier aus nach der Koalition der bürgerlichen Mittelparteien als Reichswirtschaftsminister ins Kabinett berufen wurde, stach ihn aus. Nach neun Monaten war Scholzens Herrlich-

Digitized by Google

keit schon zu Ende. Er hatte zu den Kasselern in kein rechtes Verhältnis kommen können. Diesmal wollte sich Koch nicht bewerben. Aber die Kasseler beriefen ihn dennoch. Die kommunalpolitische Lage stagnierte. Der Vorgänger des Herrn Scholz, ein alter Herr, hatte zwölf Jahre lang lediglich die laufenden Geschäfte besorgt. Koch brachte neues Leben in das Stadthaus. Eine entschiedene Grundstückspolitik wurde eingeschlagen, ein Verkehrsamt wurde begründet, eine Stadthalle wurde errichtet und anderes mehr. Da brach der Krieg aus. Sofort trat er mit Erfolg dafür ein, daß in alle Kriegsorganisationen der Stadt sozialdemokratische Vertreter delegiert wurden. Seine politischen Fäden gingen über den Bannkreis Kassels hinaus. Sein besonderes Interesse galt den Ernährungsfragen, über die er einige bemerkenswerte Artikel und Broschüren veröffentlichte. Herr von Batocki wollte ihn durchaus als Vertreter der Städte in dem Vorstande des Kriegsernährungsamtes haben. Koch lehnte aber ab, und an seine Stelle wurde der Plauener Oberbürgermeister Dehne ernannt. Im preußischen Herrenhause seligen Angedenkens saß er artig und freundlich in der Neuen Fraktion. Wohnungs- und Bodenfragen waren hier sein Spezialgebiet, und sein Jugendfreund, der Danziger Oberbürgermeister Scholz, war sein Konkurrent. In freundschaftlicher Rivalität sorgten sie dafür, daß die im Wohnungsgesetz stark gefährdete Autonomie der Gemeinde wieder hergestellt wurde. Die rechtsstehenden Kreise Kassels stieß er vor den Kopf,

Digitized by Google

als der Annexionsrummel begann und er es abwies, den Vorsitz der Deutschen Vaterlandspartei für Hessen-Nassau anzunehmen. Wie hier, hielt er sich auch in der preußischen Wahlrechtsfrage auf der Linken. Ganz entschieden vertrat er hier den Standpunkt des absolut gleichen Wahlrechtes. Die Mitglieder des Herrenhauses waren wie Schilf im Winde. Wenn die Sache an der Front schlecht zu stehen schien, dann waren sie zu allem bereit. Besserte sich aber die militärische Lage, dann wollte die Mehrheit nichts mehr von einer durchgreifenden Reform wissen. Erst als es bereits zu spät war, klappte das Herrenhaus wie ein Taschenmesser zusammen und bewilligte alles. Koch hielt gewissermaßen diesem Hause mit dem Totengeruche die Leichenrede, auf die dann noch der Graf im Barte, Herr von Posadowsky, würdevoll mit ein paar Worten antwortete. Kurz darauf gab es kein Herrenhaus mehr.

Die Revolution brach aus. Eine Woche lang tobten sich die Geister in Kassel aus. Dann berief Koch eine allgemeine Volksversammlung ein und erreichte es, daß alle Schichten der Bürgerschaft sich den neuen provisorischen Gewalten unterstellten und für die möglichst rasche Einberufung einer Nationalversammlung eintraten. Selbst die Generäle stimmten dieser Resolution bei. Koch wurde dann selbst von den Demokraten in das konstituierende Parlament entsandt. In der Fraktion setzte er sich sehr rasch durch und wurde im Herbst 1919, als die Demokraten, nach der Differenz über den Versailler Friedensvertrag,

Digitized by Google

wieder in das Kabinett eintraten, Reichsminister des Innern und stellvertretender Kanzler.

Der Kapp-Putsch schien das Kabinett der Mehrheitsparteien hinwegfegen zu wollen. General von Lüttwitz hatte in jenen Märztagen an Ebert und Noske einen Brief gerichtet, der gewissermaßen das Ultimatum der Reaktion darstellte. Im ersten Augenblicke hatte die Regierung das gar nicht so ernst genommen, und erst als am Freitag, dem zwölften März, die Döberitzer Truppen sich zum Einmarsch in Berlin rüsteten, war man sich plötzlich der ganzen Größe der Gefahr bewußt. Die meisten Minister fielen aus allen Wolken, als in der nächtlichen Kabinettssitzung Noske das drohende Gespenst der Gegenrevolution an die Wand malte. Nach heftiger Debatte war man sich darüber einig, daß das Kabinett sich unmöglich in Berlin verhaften lassen könne, und so beschloß man, nur zwei, drei Minister als Aufpasser in Berlin zurückzulassen, während die anderen mit Ebert und Bauer an der Spitze nach Dresden übersiedeln sollten. Hier nahm man sofort Fühlung mit der sächsischen Regierung. General Maercker stand bereits, wie man alsbald feststellen konnte, mit General von Lüttwitz telegraphisch in Verbindung. Das Kabinett legte sich sofort ins Mittel. Geßler wies ihn auf den Eid, den er auf den Reichspräsidenten und die Reichsverfassung geleistet hatte, hin. Maercker wich aus und zog sich mit seinen Leuten zu einer Beratung zurück. Koch forderte in dieser gespannten Situation, wo die Existenz des Kabi-

Digitized by Google

netts von neuem auf dem Spiele stand, Doktor Heinze von der Deutschen Volkspartei auf, unter vier Augen auf den General beruhigend einzuwirken. Das hatte Erfolg. Die Minister entgingen zunächst einer Verhaftung durch Maercker, der erklärte, den Haftbefehl der Herren Lüttwitz und Kapp vorerst nicht ausführen zu wollen, er behalte sich aber für alle weiteren Schritte freie Hand vor. Der Reichskanzler Bauer war in diesen Stunden ganz gebrochen. Auch der Reichspräsident Ebert war erschöpft nach all den Aufregungen und der überstürzten Flucht im Automobil. Koch trat für sofortige Einberufung der Nationalversammlung ein. Bauer setzte sich mit dem Präsidenten Fehrenbach, der grade in seiner badischen Heimat weilte, telegraphisch in Verbindung. In Dresden sollte das Parlament zusammentreten. Aber da es auch hier unruhig wurde, da auch hier Schüsse fielen und ein Sturm auf die öffentlichen Gebäude erwartet wurde, mußte die Reichsregierung ihren Sitz an einen sicheren Platz verlegen, und so floh man weiter nach Stuttgart. Auf der Fahrt kam ihnen in Nürnberg die Schreckensnachricht, daß Bayern mit den Kapprebellen gemeinsame Sache machen wolle. Der Minister Geßler, der frühere Oberbürgermeister von Nürnberg, verließ sofort den Zug und begab sich nach München, um vermittelnd einzugreifen. Sein Einschreiten war von Erfolg begleitet.

In Stuttgart kamen aus allen Ecken und Enden des Reiches Telegramme an: Alles ginge durcheinander. Man konnte kein klares Bild über die

Digitized by Google

Situation gewinnen. Alle bösen Geister schienen losgelassen. Kochs Standpunkt, auf keinen Fall mit den Rebellen zu verhandeln, setzte sich durch. Ein Vermittlungsvorschlag des Generals Maercker, der nach Stuttgart nachgekommen war, wurde abgelehnt. Die Nationalversammlung trat als Rumpfparlament im großen Saale des Königsbaues zusammen und stellte sich rückhaltlos auf die Seite des Kabinetts.

Nach einer Woche war die Gegenrevolution vorbei. An einem Sonntagvormittag kehrte die Regierung Ebert-Bauer nach Berlin zurück und übernahm hier wieder ihre Amtsgeschäfte. Aber die Krisenluft war noch nicht vorüber. Das Kabinett stellte seine Portefeuilles der Nationalversammlung zur Verfügung, und Hermann Müller übernahm die Neubildung der Regierung. Koch überstand, im Gegensatz zu Schiffer, auch diesen Sturm und blieb im Reichsministerium.

Digitized by Google

Oswald Spengler

Es war in den Oktobertagen des Jahres 1918. General Wrisberg hatte kurz vorher im Reichstage die militärische Lage an der Front den Abgeordneten rosenrot gemalt. Alles stand gut. Nichts war zu befürchten. Und dann wurden ganz plötzlich am Vormittag des zweiten Oktober die Parteiführer zu einer Konferenz beim Reichskanzler gebeten. Die Oberste Heeresleitung hätte ihnen überaus wichtige Mitteilungen zu machen. Major Freiherr von dem Busche war als Hiobsbote gekommen: Die Situation hätte sich seit den Darlegungen des Generals Wrisberg, in wenigen Tagen, grundlegend geändert. Die Oberste Heeresleitung hätte den ungeheuer schweren Entschluß fassen müssen, zu erklären, daß nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr bestände, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen. Die große Zahl der Tanks auf der anderen Seite, die Unmöglichkeit, noch weitere Ersatzreserven im Lande aufzubringen, während der Feind durch die amerikanische Hilfe in der Lage sei, seine Verluste zu ersetzen — kurz jede 24 Stunden könnten die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche klar zu erkennen. Also so rasch als möglich Frieden! Die Parteiführer waren wie vom Schlage gerührt.

Digitized by Google

Dieses jähe Ende hatte niemand erwartet. Wenn man über vier Jahre dauernd künstlich in einem Siegesrausche erhalten wird und dann, ganz unvorhergesehen, aus diesem Traumleben erwacht und erkennen muß, daß man am Abgrund steht: das können selbst die stärksten Nerven nicht aushalten. Die Parteiführer wurden aufgefordert, vorsichtig die Bevölkerung auf die entsetzliche neue Situation vorzubereiten. Diese Parole wurde ausgegeben: „Weder Heer noch Heimat dürfen irgend etwas tun, was Schwäche erkennen ließe. Im Gegenteil, Heimat und Heer müssen noch fester als bisher zusammenhalten. Gleichzeitig mit dem Friedensangebot muß eine geschlossene Front in der Heimat erstehen, die erkennen läßt, daß der unbeugsame Wille besteht, den Krieg fortzusetzen, wenn der Feind uns keinen Frieden oder nur einen demütigenden Frieden geben will".

Besser gesagt als getan. Die einzelnen Parteien luden sofort ihre Vertrauensmänner und die Vertreter der Presse aus dem ganzen Reiche zu gesonderten vertraulichen Besprechungen ein.

Ahnungslos saßen sie da. Ich sehe noch eine solche politische Gesellschaft aus Nord und Süd, West und Ost in einem Fraktionszimmer des Reichstags beisammen. Ich höre den Abgeordneten Handelsminister Fischbeck, unsicher vorwärts tastend, sprechen. Ich höre die halb erstickten Aufschreie, ich bemerke hervorquellende Tränen. Erwachen aus der Narkose, Zorn, Wut, Scham, Anklage: All das entlud sich in der darauffolgenden Aussprache. Wir sind jahrelang von den Militärs

Digitized by Google

belogen worden und wir haben vier Jahre daran geglaubt wie an ein Evangelium! Die ganze Nation, von der ein winziger Ausschnitt hier eng zusammenhockte, machte einen Nervenzusammenbruch durch.

Draußen schlug eine Turmuhr. Zaghafte Glockentöne drangen durch die großen Fensterscheiben, als einen Augenblick Ruhe, Ruhe der Erschlaffung und Erstarrung in diesem Gremium eingetreten war. Das Totenglöckchen Deutschlands?

Ja, und dann brach das furchtbare Unglück über Deutschland, Schlag auf Schlag herein: Auflösung der Armee, schmählicher Waffenstillstand, Revolution, kommunistische Gegenrevolution, wirtschaftlicher Niedergang, und selbst Optimisten sahen nur etwas wie ein Chaos bis zum fernen Horizont. Die ganze Nation war, nach über vierjährigen ungeheuren physischen und psychischen Anstrengungen und Entbehrungen erkrankt und legte sich, von schlimmsten Fieberfrösten geschüttelt, aufs Lager.

In diesen Tagen des Durcheinanders machte ein merkwürdiges Buch seinen Weg durch das deutsche Volk. Kein Fichte, der einst durch seine Reden an die deutsche Nation das Volk zu innerer und äußerer Läuterung aufgerufen und so, geistig und seelisch, den Befreiungskampf gegen Napoleon den Ersten vorbereitet hatte. Nein, ein Buch der Resignation. Ein Buch, das wie der Tod als Arzt dem Kranken im Bett das Fieber am jagenden Puls mißt und ihm zynisch-beruhigend

Digitized by Google

erklärt: „Gedulde dich, Herr, so oder so, du wirst sterben. Nicht gleich. Aber deine Lebensenergie ist aufgezehrt. Du hast noch einige Jahre des Vegetierens vor dir. Aber tröste dich: Nicht dir allein ist das Ziel gesetzt, sondern auch deine Feinde, die dich auf den Tod verwundet auf dieses harte Krankenlager geworfen haben, sind bis aufs Mark verfault. Blick zum schmalen Fenster hinaus. Dem ganzen Abendlande ist ein Schicksal des Unterganges bereitet".

Das Buch ist kein Augenblicksprodukt, sondern ein dickleibiger Band mit geradezu erstaunlichen kulturellen Perspektiven. Ein Werk, in dem noch einmal die gesamte menschliche Kultur, von ihren ersten Anfängen an, in großen vergleichenden Linien zu einem Ganzen zusammengefaßt ist, um den Heutigen zu zeigen, wie alles wird, war und sein wird, wie die ägyptische, die griechische, die arabische, die abendländische Kultur entstand, wuchs und wie sie erlosch. Keine Aneinanderreihung von Daten, keine pragmatische Geschichtsschreibung, sondern eine Morphologie der Geschichte in all ihren künstlerischen, wissenschaftlichen und politischen Äußerungen. Nur wenige Andeutungen können hier gegeben werden, Winke, Hinweise. Nichts weiter. Die Geschichte hat ihr Seitenstück in der Entwicklung des einzelnen Menschen, des Tieres, der Pflanze, das heißt Biographie, Morphologie und Physiognomie. Wie allem Organischen sind auch der Geschichte eines Volkes die Stadien: Geburt, Jugend, Reife, Absterben und Tod gegeben. Jede Kultur hat ihr

Digitized by Google

ganz bestimmtes Gepräge, über das sie nicht hinaus kann. Die griechische Geschichte ist reine Gegenwart, begrenzte Körperlichkeit, statuarische Form einer apollinischen Seele. Da ist alles begrenzt, abgeschlossen, abgeklärt. Die abendländische Kultur ist Ausdruck ewiger Ferne, räumliche Unendlichkeit, ist Wille und Tat, ist faustisch: Bach, Michelangelo, Rembrandt, Shakespeare, Beethoven, Goethe. Alle Kulturen machen nun dieselben Entwicklungsstufen durch. Die griechisch-römische versandete in der Großstadt-Zivilisation und im Alexandrinertum. Die abendländische hat auch bereits ihren Sommer hinter sich. Auch der Herbst ist schon vorüber, und gegenwärtig sind wir mitten in dem Prozeß des Absterbens. Der antike Stoizismus ist der ethische Sozialismus (ohne seine marxistische Intoleranz) unserer Zeit. Die Großstädte herrschen und bestimmen die Kultur. Nach großen schöpferischen Geistern, dem Denkmal einer aufwärts strebenden Kultur, wird man vergebens Umschau halten. Schon im Jahre 2200 wird, nach Analogie der früheren Epochen, die abendländische Kultur völlig abgestorben sein. Junge Völker oder fremde Eroberer werden dann einer neuen Zukunft den Weg ebnen.

„Alles Gewordene ist vergänglich. Vergänglich sind nicht nur die Völker, Sprachen, Rassen, Kulturen. Es wird in wenigen Jahrhunderten keine westeuropäische Kultur, keine Deutschen, Engländer und Franzosen mehr geben, wie es zur Zeit Justinians keinen Römer mehr gab. Nicht

Digitized by Google

die Masse menschlicher Generationen war erloschen; die Form eines Volkes, die eine Anzahl von ihnen zu einem einheitlichen Gebäude zusammengefaßt hatte, war nicht mehr da. Der civis romanus, einer der stärksten Symbole antiken Seins war als Form nur von der Dauer einiger Jahrhunderte. Alle Kunst ist sterblich, nicht nur die einzelnen Werke, sondern die Künste selbst. Es wird eines Tages das letzte Bildnis Rembrandts und der letzte Takt Mozartscher Musik aufgehört haben zu sein, obwohl eine bemalte Leinwand und ein Notenblatt vielleicht übrig sind, weil das letzte Auge und Ohr entschwand, das ihrer Formensprache zugänglich war. Vergänglich ist jeder Gedanke, jedes Dogma, jede Wissenschaft, sobald die Seelen und Geister erloschen sind, in deren Welten ihre „ewigen Wahrheiten" mit Notwendigkeit als wahr erlebt wurden. Vergänglich sind sogar die Sternenwelten, welche die Astronomen am Nil und Euphrat betrachteten, denn unser — ebenso vergängliches — mit den Augen des abendländischen Menschen gesehenes, aus seinem Gefühl herausgebildetes Weltsystem, dessen Form Kopernikus aufstellte, ist ein anderes. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis".

Dieses schwere, wissenschaftlich und intuitiv-dichterisch geschriebene Werk, das ganz neue Probleme auf den verschiedensten Gebieten der Kultur: in der Mathematik, in der Historie, in der Aesthetik aufrollt, hat sich, trotz seines großen Umfanges, geradezu mit zwingender Gewalt Eingang in die deutsche Intelligenz geschaffen. Ich entsinne mich

Digitized by Google

noch, als eines Tages ein Leipziger Universitätsprofessor mich darauf aufmerksam machte: „Sehen Sie", sagte er resigniert, „da ist nun wirklich wieder einmal ein ganz ungewöhnliches Werk erschienen: Der Untergang des Abendlandes. Kein Zünftiger hat es geschrieben, sondern irgend ein Außenseiter, von dem niemand bisher etwas gehört hat: Oswald Spengler. Alle schütteln wir die Köpfe über diese großartige Kulturkonzeption. Wir diskutieren und reden uns die Köpfe heiß. Die Methodik in den Geisteswissenschaften, die an den Universitäten von Geschlecht zu Geschlecht sorgfältig weitergepflegt wurde, ist jetzt allmählich an der Wand angekommen. Wir können nicht mehr weiter, weil wir uns in diesem Gleis festgefahren haben, und Sie können beobachten, daß, merkwürdig, alle großen Werke, die uns ein Stück weiterbringen, schon seit geraumer Zeit nicht mehr von den Universitätsgelehrten, sondern von Außenstehenden kommen". Spengler ist in der Tat ursprünglich Realschullehrer, Mathematiker an einem rheinischen Gymnasium gewesen. Eine Erbschaft machte es ihm plötzlich möglich, ganz seinen Neigungen und Studien zu leben, und so entstand in jahrelangem einsamen Ringen dieses Werk.

Dieses Buch eines blendenden Skeptizismus und Relativismus aber dringt wie ein süßes Gift in die deutsche Volksseele ein. Warum, fragt es, willst du nach dem Zusammenbruch von neuem die Flügel regen? Es ist doch vergebens. Denn deine Uhr ist bald abgelaufen . . .

Digitized by Google

Conrad Haußmann

Das Sturmjahr 1848/49 hatte auch in Württemberg neue Verhältnisse geschaffen. Das bureaukratische Ministerium Schlayer, das drei Lustren die Zügel der Regierung in der Hand gehalten hatte, mußte der Volkserhebung weichen. Der König Wilhelm war gezwungen, wenn er sich seinen Thron erhalten wollte, die Männer der Opposition, die Pfizer, Römer, Duvernoy und Goppelt ins Kabinett zu berufen und radikalen Reformen das Tor weit zu öffnen. Die deutsche Nationalversammlung wurde von der Regierung anerkannt, die in der Frankfurter Paulskirche beschlossenen Grundrechte wurden als Gesetz verkündet, und erst, als der König sein Einverständnis mit dem Beschlusse der Nationalversammlung, Friedrich Wilhelm IV. in Berlin die deutsche Kaiserkrone anzutragen, erklären sollte, begehrte er auf: „Dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht!" Der Konflikt war da. Im Volke gärte es von neuem. Der Monarch zögerte, wich aus. Das Ministerium drängte. Schließlich erkannte er, am 24. April 1849, die Reichsverfassung an. Aber der Stein war bereits ins Rollen gekommen. Friedrich Wilhelm hatte abgelehnt. Die Nationalversammlung begann zu zerfallen. Das ganze stolze Verfassungswerk drohte zusammen-

Digitized by Google

zustürzen, weil man weder eine groß- noch eine kleindeutsche Lösung des Deutschen Reiches gefunden hatte. Preußen und Österreich standen sich wie Feuer und Wasser gegenüber. Die republikanischen Strömungen in West- und Süddeutschland wuchsen bedenklich an. Die Badenser standen, bewaffnet, auf, um für die Reichsverfassung zu streiten. Mai 1849. Das badische Republikanerlied wurde wieder gesungen:

Stürmt ihr Glocken, ernste Mahner,
Auf zum Kampf Republikaner,
Auf zum Kampf für Deutschlands Heil!
In die Brut gekrönter Würger,
In das Nest vertierter Bürger
Werft der Rache Donnerkeil!

Was sollten die Demokraten Württembergs tun? Sollten sie den Badensern beispringen? Eine Volksversammlung in Reutlingen verlangte die Unterstützung des badisch-pfälzischen Aufstandes. Haußmann, ein Führer der Demokraten, wandte sich in einer längeren Rede, scharf und schroff, gegen die Politik des Königs, gegen die Vereitelung der Reichsverfassung durch die deutschen Fürsten, aber er hielt gleichzeitig eine bewaffnete Erhebung jetzt nicht für erfolgreich und bat die Massen, nach Hause zu gehen. Die Reaktion hatte ihm bereits grinsend über die Schulter geguckt. Das nach Stuttgart geflüchtete Rumpfparlament der Frankfurter Nationalversammlung wurde hier mit Waffengewalt aufgelöst. Das demokratische Märzministerium sah

Digitized by Google

sich, wenige Monate später, genötigt, zurückzutreten, und Schlayer erschien wieder aus der Versenkung. Die Reaktion triumphierte. Haußmann wurde wegen seiner oppositionellen Rede des Hochverrats bezichtigt und, obwohl gerade er von einer Beteiligung an dem badischen Unternehmen abgeraten hatte, drei Jahre auf die Festung Hohenasperg geschickt.

Auch diese Zeit ging vorüber. Haußmann trat in die Redaktion des „Beobachters," und mit Karl Mayer und Ludwig Pfau wurde er eine der führenden Persönlichkeiten in der Volkspartei des württembergischen Landtages. 1868 begründete er zusammen mit Sonnemann die Süddeutsche Volkspartei. Die Vorbereitungen zu einer förmlichen Konstituierung der Partei hatten sich fast ein Jahr hingezogen. Erst im September 1868 stellte eine größere Delegiertenversammlung zu Stuttgart des Programm der neuen Partei fest (das dann, 1873, auf dem Frankfurter Parteitage revidiert wurde). Haußmann war Republikaner. Aber, nach 1867, als aus dem Norddeutschen Bunde allmählich das neue Deutsche Reich zu werden schien, schlug er sich für einen ehrlichen Pakt mit den ehrlichen Konstitutionellen in die Schanze.

Das war Haußmann, der Vater. Seine Zwillingssöhne traten in seine demokratischen Spuren. Ein merkwürdiges Bruderpaar. Seltsam hatte die Natur mit diesen beiden Menschen gespielt. Beide sahen sich absolut ähnlich. Geistig und körperlich. Beide waren gleich groß, gleich breit, gleich brünett. Beide hatten denselben Gesichtsschnitt,

Digitized by Google

dieselben Bewegungen, dieselbe Sprache. Beide hatten dieselben politischen Ansichten. Beide wählten sich denselben Beruf. Beide waren Juristen, Rechtsanwälte. Beide wurden in den württembergischen Landtag, beide in den Reichstag gewählt. Hier, wie überall, konnte sie niemand wirklich zuverlässig unterscheiden. Auch die Richter, vor denen sie für ihre Mandanten plädierten, wußten meist nicht, welcher von den beiden Haußmännern nun zu ihnen spreche. Den Klienten, die aufs Anwaltsbureau kamen, ging's nicht besser. Hatten sie nun dem oder dem ihre Sache vorgetragen? Die Haußmänner halfen sich dann damit, daß sie aus der Schublade die stets bereite Photographie hervorholten und sie dem kopfschüttelnden Klienten vorhielten. Allerhand kuriose Verwechselungen ergaben sich aus dieser klischeeartigen Gleichheit der Statur. Einmal ließ sich Konrad beim Barbier die Haare schneiden, und tags darauf tat sein Bruder dasselbe. Der Barbier war überrascht, zuckte mit den Achseln und meinte: „Ein solch rascher Haarwuchs ist mir noch nicht vorgekommen." Ein anderes Mal, als die Haußmänner diese Episode im Freundeskreise erzählten, wollte sie niemand glauben, und man ging eine Wette ein. Beide sollten sich, nacheinander, rasieren lassen. Ob's der Barbier merken würde? Der eine ging hin, und der Bader kratzte sorgfältig mit dem Messer Kinn und Backenknochen ab. Nach wenigen Minuten kehrte er, scheinbar verärgert, zurück mit dem Bemerken, er sei so schlecht rasiert worden, daß der Barbier

Digitized by Google

noch einmal das Messer wetzen müsse. Der war betreten und wunderte sich wieder und wieder, daß er tatsächlich so schlecht den Kunden bedient hätte. In Wirklichkeit war es nun der andere Haußmann, der, ohne daß es der Barbier gemerkt hatte, in den Laden getreten war. Als er beim Weggehen bezahlen wollte, wehrte der Barbier heftig ab: „Sie sind mir nichts schuldig. Ich habe Sie wegen der ersten schlechten Rasur um Entschuldigung zu bitten." Die Haußmänner hatten ihre Wette gewonnen.

Nur der Tod kapitulierte vor diesem seltenen Naturspiel nicht. Friedrich erlag, fünfzig Jahre alt, plötzlich einem Schlaganfall, in dem Augenblick, da er als Referent des württembergischen Verfassungsausschusses das Schlußwort sprach. Er brach zusammen und war in wenigen Minuten eine Leiche.

Konrad Haußmann ist eine starke Persönlichkeit. Ein vielfarbig schimmernder Geist: Jurist (Rechtsanwalt mit Leib und Seele), Politiker, Publizist, Literat und Gesellschaftsmensch, der entzückend zu plaudern weiß. Ein interessantes Profil. Eine gerade Nase. Hohe Stirn. Zurückgekämmtes, weißfädiges Haar. Einen Nietzsche-Schnurrbart. Tiefliegende Augen. Schlanke Figur. Einen ganz schmalen, schwarzen Bindeschlips, nach Altväterssitte, um den Kragen gewürgt. Immer lebhaft. Immer geistreich, glitzernd in gemütlich-schwäbischem Dialekt. Geborener Stuttgarter. Mit 26 Jahren Anwalt. Mit 33 Jahren Parlamentarier. In den württembergischen Landtag zogen die

Digitized by Google

süddeutschen Volksparteiler, anno 1895, einunddreißig Mann stark, unter siebzig ein. Mit Zentrum und Sozialdemokratie wurde, wechselweise oder in gemeinsamer Front, eine demokratische Politik gemacht. Payer und Haußmann übernahmen die Führung. Alle die Jahre. Die Verfassung wurde reformiert, die Verwaltung, das Steuerwesen, die Schule. Eine mühsam aufbauende Kleinarbeit. In den Reichstag zog er ein, als Bismarck gerade aus dem Reichskanzlerpalais auszog. Mit Windthorst war er bekannt, mit Bamberger, mit Barth und Schrader befreundet. Zwölf Abgeordnete zählten die süddeutschen Volksparteiler damals im Reichstage. Elf stammten aus Württemberg, einer aus Ansbach-Schwabach. Mit der Freisinnigen Volkspartei Eugen Richters hielt man freundliche Nachbarschaft. Man ging ein Kommissionskartell ein. Beide Parteien zählten für die Besetzung der Kommissionen dem übrigen Reichstag gegenüber als eine einheitliche Partei. Nicht so selten wurden die Fraktionssitzungen auch gemeinschaftlich abgehalten. Zu der Reichstagswahl 1893 erließen beide Parteien einen einheitlichen Wahlaufruf, der von Payer und Eugen Richter unterzeichnet war. Dieses freundnachbarliche Verhältnis blieb auch später bestehen, und gerade die Süddeutschen waren es, die, nach der Einleitung der Bülowschen Blockpolitik, auf eine Verschmelzung der drei Parteien: der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung und der Süddeutschen Volkspartei drangen. In der neuen Fortschrittlichen Volkspartei wurde der Geist der

Digitized by Google

Zimmerstraße, der Wiemer, Mugdan und Konsorten, wenigstens für eine Zeitlang, durch die Payer, Haußmann und Gothein zurückgedrängt. Haußmanns große politische Rolle begann. Seine Antikaiser-Rede am 11. November 1908 machte den stärksten Eindruck auf Reichstag und Regierung. Das unglückselige Kaiser-Interview im „Daily Telegraph" stand zur Debatte. Hoch gingen die Wogen der Erregung. Fürst Bülow, der Reichskanzler, saß, gelassen lächelnd da und fuhr, wider Erwarten, nicht mit Blitz und Donner in die wilden Anklagereden des Hauses hinein. Haußmann: „Das Hauptunglück besteht darin, daß für eine bisher unberechtigte Einkreisungspolitik der Auslandsstaaten der Schein einer urkundlichen Rechtfertigung durch die kaiserliche Kundgebung geschaffen worden ist." Ein Blick in die Ferne. Weiter: „Daß keine Sympathien bisher errungen worden sind, daß der Kaiser kein Mehrer der Sympathien Deutschlands bisher gewesen ist, das ist eine Tatsache." Und dann: „Es genügt nicht, ein Klagelied anzustimmen, es müssen organisatorische Änderungen und vor allem Änderungen in den politischen Grundsätzen vorgenommen werden."

Aber der Kaiser änderte sich nicht. Es blieb, bis auf eine kurze Spanne der Einkehr, alles wie bisher. Die Kugel rollte langsam weiter nach unten. Haußmann versuchte auch unmittelbar nach dem Auslande hin zu wirken. Kurz vor dem Kriege besprach er sich mit Ludwig Frank und Jean Jaurès. Der sollte in Deutschland in einem

Digitized by Google

Vortrage der Annäherung der beiden Völker das Wort reden und Haußmann gleichzeitig in Frankreich. Der Krieg machte das zunichte. Jaurès fiel einer mörderischen Kugel zum Opfer. Und der Krieg währte ein Jahr, zwei, drei, vier. Bereits 1917 hatte, nachdem Herr Michaelis sich selbst abgewirtschaftet hatte, Haußmann dem Kabinettschef des Kaisers, Herrn von Valentini, den Prinzen Max von Baden als Nachfolger im Reichskanzleramte vorgeschlagen. Aber schließlich machte Graf Hertling das Rennen. Die Ära der ersten schüchternen Reformen begann. Der Reichstag setzte einen Verfassungsausschuß ein, um die Reichsverfassung zu revidieren. Haußmann blies hier mit die erste Flöte. Die Rechte lärmte, schrie Zeter und Mordio, als man an die Einschränkung der absoluten Macht des Militär- und Marinekabinetts heranging. Ludendorff verlor unterdessen, nach einem letzten verzweifelten Schlage, den Krieg, und noch ahnte niemand im Volke, daß man unmittelbar vor dem Abgrund stand. Prinz Max wurde in dieser Stunde höchster Not an die Spitze der Reichsregierung berufen und wollte Haußmann als ersten Staatssekretär sich an die Seite stellen. Ebert erhob Einspruch. Ein Kriegskabinett wurde gebildet. Haußmann erhielt neben Scheidemann, Groeber, Erzberger und Payer einen Platz als Staatssekretär ohne Portefeuille darin. Das parlamentarische System hatte sich Bahn gebrochen. Fünf Wochen lang dauerte diese Geschichte. Dann war's vorbei. Am 9. November legten sämtliche Staatssekretäre die Regierung in

Digitized by Google

die Hände der Revolution mit Ebert an der Spitze. Haußmanns amtliche Tätigkeit war beendet.

In der Nationalversammlung nahm er eine hervorragende Stellung ein. Er wurde Vizepräsident des Parlaments und bald auch Vorsitzender des Ausschusses für die neue Reichsverfassung. „Sie haben," schrieben ihm sämtliche Mitglieder dieses Ausschusses ohne Unterschied der Partei in einer gemeinsamen Kundgebung nach Beendigung der Verfassungsarbeiten, „vor allem bei dem monumentalen Werk der neuen Reichsverfassung, das im beherrschenden Mittelpunkt der Aufgaben des Ausschusses stand, eine Arbeit vollbracht, für die Ihnen nicht allein die Nationalversammlung, sondern das ganze deutsche Volk Dank schuldet. Mit der geschichtlichen Tat der Schaffung der Reichsverfassung wird Ihr Name für immer verknüpft sein."

Die Mußestunden sind der Literatur gewidmet, der politischen und der ästhetischen. Albert Langen war ihm ein vertrauter Freund. Mit Ludwig Thoma rief er den „März" ins Leben. Im „Berliner Tageblatt", in der „Frankfurter Zeitung" und im „Stuttgarter Beobachter" hat er, im Laufe der Jahre, zahlreiche Artikel veröffentlicht: Bilderreich, ideenvoll, fernblickend. Ein Zufall machte ihn mit der Poesie des weiten Ostens vertraut. Er las sie (in der Prosaübertragung) und war entzückt. Er las sie seiner Frau in stillen Abendstunden vor und war enttäuscht, daß die dichterischen Gedanken auf sie nicht denselben Zauber ausübten. Erst, wenn man diese

Digitized by Google

Perlen in eine gleichartige Form, in Verse und Reime zu fassen vermöge, sagte er sich, werden sie lebendig werden, als seien sie für uns empfunden und geschrieben: die Lyrik ist der Beichtstuhl der Weltliteratur. Und da setzte er sich hin und brachte die uralten Weisen des fernen und fernsten Morgenlandes in eine gebundene Form. Die chinesische Liedersammlung: „Im Tau der Orchideen" kam heraus und später die Sammlung: „Uralte Lieder aus dem Morgenland." Wollt Ihr eine Probe Haußmannscher Verskunst auf silberner Schale gereicht haben?

Du, ich lief auf flinken Sohlen
Gar so schnell, dich abzuholen,
Daß sich niederfallend gar
Löst mein helles Scheitelhaar.

Und es fällt auf Hals und Rücken,
Schnell will ich mich wieder schmücken,
Und ich bin mit Haar und Kleid
Jeden Augenblick bereit.

Digitized by Google

Otto Wiemer

Bismarck war gestorben. Windthorst war tot. Bamberger und Rickert weilten nicht mehr unter den Lebenden. Bennigsen hatte das Zeitliche gesegnet. Eugen Richter war kränklich und sah sein Ende nahen. Von all den großen Politikern der ersten reichsfrohen Zeit lebte nur Bebel, der Feuerkopf, noch. Da sah sich das deutsche Bürgertum nach neuen Sternen um, die ihm mit sicherm Licht den Weg durch das Dunkel der Politik weisen sollten. Aber man konnte keinen Stern am düstern Firmament entdecken. Man drückte sich eine Brille auf die Nase, man nahm ein Fernglas zur Hand, man stieg auf die höchste Sternwarte. Vergebens. Da, als man tagelang den Himmel selbst mit Scheinwerfern abgesucht hatte, teilte sich plötzlich der Wolkenflor, und ein neuer Stern lächelte auf die sehnsüchtig harrenden Philister herab: Otto Wiemer.

Der liberale Philister war entzückt. Denn all seine Eigenschaften spiegelten sich in Otto Wiemers Antlitz wieder. Das Haupt war weich in einen stolzen, leicht gekräuselten Backenbart gebettet. Das Haupthaar war ein wenig hochgekämmt mit einem Schwung ins Genialische. Ein goldgefaßter Zwicker saß breit auf der Nase mit der ein wenig aufwärts wippenden Spitze.

Digitized by Google

Und zwei Öhrchen, kleine und feine Muscheln, waren an den Seiten lieblich anzuschauen. Die ganze gedrungene Gestalt war in einen soliden Bratenrock gesteckt, den der häusliche Schneider mit viel Fleiß und Artigkeit über dem Ansatz von Schmerbauch ein bißchen geweitet hatte. Als der liberale Philister diesen Stern entdeckt hatte, klatschte er vergnügt in die Hände, faltete seinen Schlafrock zusammen, stieg fröstelnd von der Sternwarte herab und legte sich beruhigt ins Bett. Er hatte jetzt wieder Einen gefunden, dessen Führung er sich anvertrauen konnte, und Otto Wiemer trat Eugen Richters reiche politische Erbschaft an. Er wurde der Pistonsolist der Freisinnigen Volkspartei. Sein Wahlkreis: Nordhausen, die Stadt der schönen Schnäpse.

Im Parlament war die erste Lesung des Etats. Der Reichskanzler Fürst Bülow sprach, und die Parteien schickten ihre Kanonen vor. Das Zentrum hatte seinen Spruch hergebetet, die Konservativen, die Nationalliberalen hatten gesagt und geklagt, was sie auf dem Herzen hatten, und nun kam die Primadonna von Schnapshausen an die Reihe. Mit flatternden Rockschößen, ein Bündel Manuskriptpapier in der Hand, eilt er auf das Podium. Nun steht er am Rednerpult. Hoch aufgerichtet. Mit strengem Auge mustert er die Korona. Der große Volkstribun hebt an zu reden. Mit rollendem R entgleiten die Worte pathetisch seinem Munde. Ein Kriegervereinsredner. Ein Bierphilister. Ein ausgeleiertes Grammophon. Wie er alles sagt — es brennt einem in den Eingeweiden. Was er

Digitized by Google

alles sagt — tausendfach hatte mans vorher in Leitartikeln, Glossen, Notizen der Presse gelesen. Er war stets gewissermaßen der Führer der parlamentarischen Wiederkäuer. Wenn der Präsident, die Glocke schwingend, verkündete: Der Abgeordnete Wiemer hat das Wort! — so stob das Parkett der Parlamentarier entsetzt nach allen Seiten auseinander. Nur die Fraktionskollegen hielten, anstandshalber, stand. Aber auch aus ihren schmächtigen Reihen machte sich einer nach dem andern dünn. Selbst die Journalisten, diese göttlichen Dulder auf hoher Tribüne, taten nicht mit, wenn es hieß: Hört ihrs wiemern hoch vom Turm? Im Entenpfuhl, bei Speis und Trank, wartete man dann ein Stündchen und noch eins ab, bis das Glockenzeichen einen neuen Redner anzeigte.

Dieser Held der Phrase und der Zeitungsausschnitte wurde an Kaisers Geburtstag 1868 in Tilsit geboren. Der Vater Gendarm. Otto besuchte in Strasburg und Konitz (die heute polnisch sind) das Gymnasium, studierte die Rechte in Berlin, promovierte und machte das Referendar-Examen. Schon der Student war im Reichstag ständiger Gast auf der Journalistentribüne. Als gewandter Stenograph nahm er dort für ein Korrespondenzbureau die Berichte auf. Eugen Richter erkor sich ihn zum Privatsekretär und diktierte ihm seine Reden. So kam Wiemer allmählich in die Politik. Aber kein Fünkchen von Richters Geist ging auf ihn über, kein Spritzer von dem Temperament dieses Brotherrn. Wiemer

Digitized by Google

ist zeitlebens geistiger Stenograph geblieben, Wiederholer, Breittreter, Auswalzer. Bald zierte er einen Redaktionssessel in der Freisinnigen Zeitung. Er sah sich, von der Zimmerstraße aus, nach einem Mandat um. 1898 erhielt er gleich zwei. Eins für den Reichstag und eins für das Abgeordnetenhaus. Nach fünf Jahren bedankte sich sein Wahlkreis für ihn. Denn er hatte, und behielt, die Manier, sich zwar wählen zu lassen, sich dann aber so gut wie gar nicht mehr um seinen Wahlkreis zu kümmern. 1903 nahmen sich die Nordhäuser seiner an. Glocke, der Sozialdemokrat, fiel durch, und Wiemer lief durchs Ziel. 1907, bei den Hottentotten-Wahlen, gelangs ihm noch einmal. Konservative, Agrarier, Antisemiten schoben ihn, im Zeichen des Bülow-Blocks, bei der Stichwahl ins Mandat mit hinein. 1912 gaben ihn diese selben Kreise preis, da die Freisinnigen eine heimliche, aber wilde Stichwahlehe mit den Sozialdemokraten eingegangen waren. Dann lieber Oscar Cohn, den Roten, sagten sie sich, als den Rosafarbenen. Wiemer sauste durch, weinte bittere Tränen und sicherte sich, als der alte Träger gestorben war, in der Nachwahl rasch dessen Wahlkreis.

Warum liebte der liberale Philister Herrn Otto Wiemer? Weil er keine Probleme kannte, die so viel Kopfzerbrechen machen. Weil er keine Ideen hatte, die einem unnütze Verdauungsbeschwerden verursachen. Weil er allen Konflikten aus dem Wege ging und alle Taschen voll mit Kompromissen hatte. Theodor Barth sagte einmal von ihm:

Digitized by Google

„Mit den hohlen Phrasen und den Gesten eines schlechten Provinzmimen sucht er sich und sein immer anspruchsloser gewordenes Publikum über die gemeinsame geistige Öde hinwegzutäuschen." Er hat das fortschrittliche Bürgertum alle die Jahre, während der Kaiserlichen Zeit, geistig korrumpiert; er hat, als Stadtrat von Berlin, die Verfilzung des Berliner Kommunalfreisinns mit auf dem Gewissen; er hat mit Pauken und Trompeten die faule konservative und liberale Paarung entrieren helfen (bald zierte als bezeichnende Belohnung der Rote Adlerorden vierter Klasse, den früher jeder Kanzleirat bei seiner Pensionierung erhielt, seine Heldenbrust); er hat sich gedreht und gewunden, wenn es galt, eine entschiedene und klare Politik zu machen: im Zusammengehen mit der Sozialdemokratie, in der Kriegs-, in der Annexionsfrage. Immer versuchte er, sich hinter Worten zu verkriechen, um nicht die Brücken hinter sich, nach rechts, zu der Regierung, zu der „Gesellschaft" abbrechen zu müssen. Lasalle schreibt an einer Stelle: „Individuen sind zu täuschen, Klassen niemals." Der liberale Philister, der seine Ruhe haben wollte, ließ sich durch die Wiemersche Klopffechterei täuschen. Ihm war sie schließlich recht. Er schmunzelte höchetens über die Rabulistik. Die Masse fühlte instinktiv die Unehrlichkeit der Politik, die in der Zimmerstraße gemacht wurde, und wandte sich in Scharen vom Freisinn ab. Als Theodor Barth, der Demokrat, gegen die Schamlosigkeit des Freisinns, sich mit den Konservativen 1907 in ein gemein-

Digitized by Google

sames Bett zu legen, derb aufbegehrte, ward er von der Zimmerstraße mit allen Mitteln verfolgt, gehetzt, verfemt, und als das alles doch nicht verfing, schließlich mitleidig für geisteskrank erklärt.

Wiemer riß in der Reichstagsfraktion alle Hauptrollen an sich. Mugdan und die Mugdanesen, wie sie Vollrath einst in der Berliner Volkszeitung genannt hatte, waren seine Getreuen, die jede Opposition erdrückten und erstickten. Er sprach, als Hauptredner, zur äußern und zur innern Politik: immer dasselbe donnernde Getöse ohne Inhalt und ohne Geist. Seine Rede erreichte stets dann ihren Höhepunkt, wenn er, nach einer kurzen Anlaufspause, zur Regierungsbank gewendet, das große Wort gelassen aussprach: Hier hilft kein Mundspitzen — es muß gepfiffen sein.

Fast ein Vierteljahrhundert hat das liberale Bürgertum diesen Mann im Parlament ertragen. Erst die Revolution schien ihn wegfegen zu wollen. Die Zimmerstraße flog auf. Wiemer kam, mit unschuldvollster Miene, hinzu, als die Demokratische Partei begründet wurde, und erhob Anspruch auf einen Sessel. Man komplimentierte ihn hinaus und ersuchte ihn, in der unbekannten Masse zu bleiben. Wutschnaubend setzte er sich mit Herrn Stresemann, dem es ebenso gegangen war, hin und verfaßte einen Aufruf zur Bildung einer Deutschen Volkspartei. Dann aber, als es dort nichts zu holen gab, kehrte er, nach dem großen Werbeerfolg der Demokraten, in den Schoß dieser Partei zurück und stand grollend

Digitized by Google

beiseite. Dem ersten Berliner Parteitag wohnte er mit Mugdan beobachtend in der Loge der Abtrünnigen bei. Und dann, kurz vor den Wahlen zum ersten neuen Reichstag, hielt er in klirrender Karosse seinen Auszug aus der Demokratischen Partei, um sich im letzten Augenblick, bevor noch alle Kandidaturen besetzt wurden, der Deutschen Volkspartei in die offenen Arme zu werfen. In Bächen schwimmen ihm die Tränen der armen verlassenen Demokraten nach. Hab und Gut verloren, nichts verloren. Wiemer verloren, alles verloren!

Der Stern, der nach Eugen Richters Tode dem liberalen Bürgertum in einer Stunde der Sehnsucht so plötzlich glückverheißend erschienen war, ist ein bißchen nach rechts gewandert. Nichts weiter. Auch Sterne sind starken und schwachen Charakters. Nur Wolfram von Stresemann-Eschenbach singt: „O, du mein holder Abendstern..."

Digitized by Google

Rudolf Heinze

Am sechsten Juni 1920 waren die Reichstagswahlen gegen die bisherige Mehrheit ausgefallen. Die beiden Rechtsparteien und die äußerste Linke hatten einen erheblichen Mandatszuwachs zu verzeichnen. Vom Zentrum hatte sich die Bayrische Volkspartei mit Doktor Heim an der Spitze losgesagt. Die Koalition der Mehrheitssozialisten, der Demokraten und der Zentrumsmänner war erschüttert. Die Situation war völlig verfahren, denn wo man auch hinsah, eine eigentliche Mehrheitsbildung war nicht mehr gegeben. Zwar rechnerisch hätten einerseits die sämtlichen bürgerlichen Parteien von Graefe bis Schiffer und andererseits die beiden sozialistischen Fraktionen samt der Demokratie eine parlamentarische Majorität ergeben, aber politisch schieden diese beiden Möglichkeiten aus. Als Herr Ebert, der Reichspräsident, sich an Hermann Müller, den bisherigen sozialdemokratischen Reichskanzler, wandte, um ihn mit der Kabinettsbildung zu betrauen, lehnte Herr Crispien brüsk eine Beteiligung der unabhängigen Sozialdemokratie an der Regierung ab. Damit war Hermann Müllers Auftrag erledigt. Die erste Tour war abgetanzt. Jetzt bat Herr Ebert Doktor Heinze von der Deutschen Volkspartei als den zweiten

Digitized by Google

Sieger der Wahlschlacht zu sich und ersuchte ihn nun seinerseits, das Kabinett zusammenzustellen. Kaum je war der Wahlkampf von einer Partei mit so großen Geldmitteln geführt, kaum je war in einem Wahlgange mit solch Waffen der Verleumdung und persönlichen Herabsetzung gearbeitet worden, wie dieses Mal von den beiden Rechtsparteien. Noch an demselben Tage, an dem Doktor Heinze die Kabinettsbildung annahm, prangten an den Berliner Plakatsäulen große Anschläge mit den Worten „Von roten Ketten macht euch frei allein die Deutsche Volkspartei." Und um den Passanten dieses Versprechen auch plastisch vor Augen zu führen, hatte ein geschickter Zeichner zwei Riesenhände und eine zerbrochene rote Kette auf das Papier gezaubert.

Das erste, was Doktor Heinze tat, war ein Versuch, die zerbrochenen roten Ketten wieder zusammenzufügen. Aber nach einer kurzen Unterredung mit den Führern der Mehrheitssozialdemokratie, mit Müller und Loebe, scheiterte dieses Unternehmen. Die Sozialdemokratie hatte nur Hohn und Spott für dieses Anerbieten, und Doktor Heinze legte sofort seine Mission in die Hände des Reichspräsidenten zurück. Ohne die Sozialdemokratie schien der Deutschen Volkspartei in diesem Augenblick ein Kabinett unmöglich, und so stieg er aus dem Boot, ehe er noch die anderen Schiffer, die Deutschnationalen oder die Zentrumsmannen und die Demokraten zur Fahrt auf die hohe See eingeladen hatte. Jetzt

Digitized by Google

hatte das Zentrum das Wort, und Trimborn, der Chef der Fraktion, nahm die Sache in die Hand.

Über vierzehn Tage zog sich diese Krise hin. Im Reichstage war gerade die Reichsschulkonferenz versammelt und hatte nicht nur den Plenarsaal, sondern auch die meisten Ausschußräume besetzt. Es wimmelte von Pädagogen, Männern und Frauen, zarten Jünglingen und blumigen Jungfrauen in den heiligen Räumen des Parlaments. Die eigentlichen Parlamentarier waren ganz in die Ecke gedrückt und hockten wie die Küken unter dem Hühnerkorb zusammen. Die Fraktionssitzungen nahmen kein Ende. Morgens, mittags und abends wurde getagt. Oft wurde auch ein Teil der Nacht hinzugenommen. Immer neue Versionen wurden besprochen. Die Deutschnationalen grollten, weil die Volkspartei sie nach dem gemeinsam geführten Wahlkampfe so schmählich am Wege hatte liegen lassen. Die Demokratie stand Gewehr bei Fuß, und nur das Zentrum machte eine Handbewegung, die man bei längerem Zusehen als eine freundliche Aufforderung hätte deuten können. Aber die Deutsche Volkspartei wußte, daß es junge Mädchen gibt, die, wenn Er kommt, nicht ja und nicht nein sagen, um sich bis zum allerletzten Augenblick stets noch mit Anstand aus der Affäre ziehen zu können.

Heinze war also zunächst einmal abgeblitzt, wenn auch nicht vom Zentrum, so doch von der Sozialdemokratie. Das war menschlich bedauerlich. Denn Heinze ist ein ehrlicher, gerader und aufrichtiger Politiker, dem man die vergiftenden

Digitized by Google

Methoden des volksparteilichen Wahlkampfes kaum zur Last legen konnte. Er versteht sich nicht auf Schliche und Pfiffe, nicht auf Drehungen und Wendungen, nicht auf Foxtrott und Jazz, sondern er tanzt, höchstens einen ganz soliden Walzer und auch den nicht einmal, wie die jungen Damen es mitunter so gern haben, linksherum. Als er die erste Linksschleife versuchte, trat er der sozialdemokratischen Dame auf das Hühneraauge. Ein Schrei, und sie entwand sich seinen Armen. Ihm ist nicht die rheinische Grazie und auch nicht das bayrisch-derbe Zupacken eigen. (In Oldenburg wurde er 1865 geboren.)

Sein Vater war ein Gelehrter, war Universitätsprofessor. Er ist Jurist und hat in langsamem Aufstiege vom Referendar bis zum Landgerichtsdirektor alle Grade einer korrekten Beamtenlaufbahn in Sachsen durchgemacht. Der schwarze, normale und peinlich gesäumte Beamtenrock ist das Typische an ihm. Korrekt bis in die Zehspitze. Autorität sein Leitstern. Revolution von allen Übeln das übelste. Mittlere Statur, nicht mehr ganz jung, die fünfzig schon überschritten, einige Silberfäden in dem schwarzen Haar. Schwarzer Schnurrbart. Braune Augen. Weniger ovales, als rundes Gesicht. Ein wenig nachlässig im Gang. Nach vorne übergebeugt. Kein Rethoriker, aber ein kluger Redner mit einem leicht gemütlichen Einschlag.

In der Nationalliberalen Partei hatte er schon seit Jahren eine Rolle gespielt. 1907, bei den Hottentottenwahlen, kam er zum erstenmal in den

Digitized by Google

Reichstag. Vor dem war ganz Sachsen ein rotes Königreiche gewesen bis auf einen einzigen antisemitischen Wahlkreis. Nun, 1907, hatten sich die Dinge mit einemmal gewendet. Der neuerstandene Bülowblock hatte auf der ganzen Linie gesiegt. König Friedrich August stieß im gemütlichsten Dialekt einen sächsischen Jodler aus: „Es ist wieder eine Lust zu leben." Heinze kam in den Zentralvorstand der Nationalliberalen Partei und siedelte sich in der Fraktion rechts an. Mit Bassermann, dem Chef, gab es bald kleine Friktionen. Nach dem Zusammebruch des Bülowblocks, als die Nationalliberalen nach links abmarschierten, begann die Krise in der Partei, die fortwährend zu kleineren oder größeren Explosionen führte. Immer, wenn Feuer im Dachstuhl entstand, pflegte Bassermann rasch in seine Heimat, nach Mannheim zu fahren, um die Entwicklung der Dinge erst einmal abzuwarten, denn er wußte nie recht bei den starken Gegensätzen zwischen rechts und links in der Partei, auf welche Seite er sich legen sollte. Schließlich entschied er sich für ein linkes Plätzchen, und die Folge davon war, daß die Rechtsgerichteten sich als eine altnationalliberale Gruppe ein Eigenheim in der Partei begründeten. 1912 schwoll die rote Flut wieder an. Bei den Wahlen zum Präsidium des Reichstages konnte die Sozialdemokratie als die stärkste Partei des Hauses nicht mehr wie früher umgangen werden. August Bebel wurde präsentiert. Das Unerhörteste war Ereignis geworden. Das Deutsche Reich krachte in seinen Fugen. Aber

Digitized by Google

noch unerhörter war, daß Bassermann sich für eben diesen selben August Bebel einsetzte. Palastrevolution in der Nationalliberalen Partei. Heinze gegen Bassermann. Als der Vorsitzende zum Zentralvorstande der Partei bestätigt oder neugewählt werden sollte, wurden, unter Führung von Heinze, zweiunddreißig Stimmzettel gegen Bassermann abgegeben.

Heinze ist Protestant. Ein Mann mit scharf ausgeprägtem evangelischen Empfinden. Gegner des Zentrums, mit Kulturkampfbazillen im Blute. Bismarckianer. Als die Regierung einen weiteren Reichsanwalt für das Reichsgericht im Etat anforderte und Heinze für diesen Posten ausersah, begehrte das Zentrum auf und Gröber machte die Sache kaputt. Im Kriege war Heinze kriegsbegeistert. Die Türken beriefen ihn als Unterstaatssekretär nach Konstantinopel, damit er ihnen die Justiz reformieren sollte. Heinze ging hin, und erst als es im osmanischen Gebälk knisterte, kehrte er nach Dresden zurück. Hier wie in Berlin und im übrigen Reiche war alles in Aufregung. Prinz Max von Baden hatte das Reichskanzleramt übernommen und das parlamentarische Regime eingeführt. Nun folgten die einzelnen Bundesstaaten nach. Auch Sachsen konnte da nicht zurückbleiben. Auch hier wurde ein parlamentarisches Kabinett zusammengestellt, und Heinze wurde für wenige Wochen königlich sächsischer Justizminister, bis ihn, wie alle seine Kollegen im Reiche und in den Bundesstaaten, die revolutionäre Welle von seinem hohen Ministersessel wegspühlte.

Digitized by Google

In der Deutschen Nationalversammlung tauchte er wieder auf. In den Reihen der Deutschen Volkspartei des nationalliberalen Torsos hatte er Platz genommen. Da der viel- und vorbeiredende Doktor Stresemann schwer erkrankte, das parlamentarische Stehaufmännchen mit dem geistigen Rundschädel, an dem alles herablief, so bekam Doktor Heinze von selbst die Rolle des Parteiführers. Innerlich widerstrebte er der Opposition seiner Partei, die immer verbissener wurde, und mehr als einmal versuchte er die Anker auf den Grund zu werfen, um positive Mitarbeit zu leisten. Aber stets war der Grund zu weich und zu flüssig, der Anker wollte nicht halten und die Fraktion machte nicht mit.

Erst in dem neuen Kabinett Fehrenbach, in dem Zentrum, Volkspartei und Demokratie zu einem artigen Ringelrosentanz vereinigt waren, fiel das Stichwort der positiven Mitarbeit. Die Deutsche Volkspartei beugte sich freundlich und beugte sich tief unter den demokratischen Gedanken und sandte den Deutschnationalen, den Herzensbrüdern des Wahlkampfes, einen letzten Abschiedsgruß im Sinne des Ritters Götz von Berlichingen. Doktor Heinze übernahm, mutig und arbeitsfreudig in das neue Kabinett tretend, das Justizportefeuille und wurde zur selbigen Stunde auch Vizekanzler des Deutschen Reiches.

Digitized by Google

Clara Zetkin

Sie müssen sich noch etwas mehr über die Brüstung beugen."

„Ich sehe noch immer nichts."

„Aber so gucken Sie doch genau hin. Hier ganz hinten unter unserer Tribüne auf dem letzten Platz sitzt sie. Sehen Sie sie noch nicht?"

„Nein."

„Herrgott, dann müssen Sie sich eben noch mehr hinüberbeugen, selbst auf die Gefahr hin, das Gleichgewicht zu verlieren."

„Da?"

„Hier steht doch ein einzelner Stuhl. Der kleine Herr im grauen Anzug, der darauf sitzt, ist Doktor Levi. Glattrasiert, schwarzköpfig, Mondschein auf dem Stoppelfelde. Die Rückendeckung für Clara Zetkin. Denn die schwarze, zusammengekauerte Gestalt vor ihm in der letzten Sitzreihe ist sie. Graues, strähniges Haupthaar, hinten zu einem gordischen Knoten mit schnellem Griff verknüpft. Von Eigenleid und von Menschenleid erzählende Gesichtszüge. In den Augen wohnt noch heute lodernde Leidenschaft. Eine illuminierte Schloßruine. Alt und gebrechlich, aber die Fenster voll von zitternden Flämmchen.

Jetzt tritt Frau Agnes, jetzt auch Frau Wurm, die beiden schwarzen Schleier der Unabhängigen

Digitized by Google

Sozialdemokratie, an sie heran. Sie umarmen sich, sie küssen sich, während das Parlament debattiert. Ein ungewöhnlicher Anblick. Der Präsident verkündet: Das Wort hat die Abgeordnete Zetkin.

Sie erhebt sich, die Wurm und die Agnes um sie. Dem Erblinden nahe, muß sie sich zum Rednerpult führen lassen. Jetzt ist sie oben. Sie spricht. Erst leise, dann steigernd, lauter, die Leidenschaft flackert allmählich hervor. Der Tonfall ist ein wenig müde. Die Stimme wird durch ein leises Krächzen verschleiert. Ihre Rede, die sie als letzte zur programmatischen Erklärung des neuen Kabinetts Fehrenbach hält, ist bei allem Drang, drauf loszustürmen, doch wohldisponiert. Kein Durcheinander. Alles wohlgeordnet und wohlgesetzt. Hin und wieder ein Salzkorn der Ironie dazwischen. Die Abgeordneten lauschen, scharen sich um das Rednerpult, alle sind überrascht. Man hatte sich das Auftreten der ersten Kommunistin so ganz anders vorgestellt, etwa nach dem Bilde: „Der Löw' ist los!" Statt dessen sprach hier eine, die von ihren Theorien ausging, logisch Satz an Satz fügte und nur mitunter das Lasso gefühlsmäßiger Überredung in das Haus warf. Die unabhängigen Sozialdemokraten erfreuen sich an diesem kommunistischen Marxismus, ermuntern sie durch Zwischenrufe, und als sie schließlich abtritt, oder richtiger abgeführt wird von den beiden Samariterinnen der Unabhängigen, darf sie einen großen Achtungserfolg buchen.

Wer ist diese Zetkin? Die Rechte hatte ihr

Digitized by Google

Mandat wegen ihres Pseudonyms anzuzweifeln versucht. Vergebens. Frau Clara Zundel, geborene Eißner, blieb Mitglied des Reichstages. In Niederau (Sachsen) wurde sie einst geboren, machte die Volksschule durch und wurde Lehrerin. (Auf dem Strybert'schen Lehrerinnenseminar zu Leipzig war sie eine gelehrige Schülerin von Auguste Schmidt.) Sie schaute, als sie selbst lehrte, tief hinein in die Seele der kleinen Kinder, die die „Enterbten und Deklassierten" zu ihr in die Schule schickten. Sie sah viel Elend und Not, und immer deutlicher trat ihr das soziale Problem vor Augen. Sie war eine impulsive, eine künstlerische, eine leidenschaftliche Natur. Sie war ein leidender und mitleidender Mensch. Und eines Tages, gerade in einer Zeit, da unter dem bismärckischen Ausnahmegesetz die Sozialdemokratie verflucht und verfemt war, fand sie den Weg zu ihr. Nun war ihres Bleibens in der Schule nicht mehr. Die Heimaterde hatte keinen Platz mehr für sie. Sie hatte sich selber ausgestoßen. In Paris tauchte sie unter, trieb Studien an der Sorbonne und lernte hier einen jungen russischen Revolutionär, den Studenten Ossip Zetkin, kennen und — lieben. In freier Ehe machten die beiden Jahre bitterer Bedrängnis durch. Ossip war krank und siechte dem Tode entgegen. Sie wich nicht von seinem Lager. Zwei Söhne gingen aus dieser Verbindung hervor. Zwei Menschen der freien Liebe. Vier Menschen machten in einsamer Kammer alle Bitternisse des Emigrantentums durch. Als Zetkin gestorben und als in Deutsch-

Digitized by Google

land das Sozialistengesetz nach dem Rücktritt Bismarcks gefallen war, kehrte sie nach Deutschland zurück. Heinrich Dietz in Stuttgart, der große sozialdemokratische Buchverleger, nahm sie auf und gab ihr eine Existenzmöglichkeit. „Die Gleichheit," das Organ für die sozialdemokratischen Frauen Deutschlands, wurde von ihr ins Leben gerufen. Jetzt konnte sie von einer größeren Plattform aus ins Weite wirken. Trotz aller Schicksalsschläge war sie eine stattliche, eine schöne Frau geblieben, und als sie dem Maler Oskar Zundel Modell zu einem Bilde stand, verliebte er sich in sie und führte sie heim. Zundel war ein vermögender Mann, besaß eine Villa in Degerloch bei Stuttgart und war als Künstler ein Mann, der wie Lionardo da Vinci auf fast allen Gebieten der Künste sich zu betätigen versuchte. Er war Maler, Bildhauer, Dichter und Architekt. In Italien baute er sogar eine größere Wasserleitung. Beiden, Mann und Frau, war Künstlertum und Wissensdrang gemeinsam.

Und dann kam ein neuer Augenblick der Wegbiegung für Clara Zetkin. Sie lernte Rosa Luxemburg kennen. Die Luxemburg, eine rationalistische, eine intellektuelle, eine mathematische Frau mit messerscharfem Verstande, mit kühlem Kopf und beißendem Sarkasmus. Die Zetkin ein Gefühlsmensch mit starker, explosiver Leidenschaft. Die Luxemburg eine russische Polin, die Clara in vielen Dingen an den unvergeßlichen Zetkin erinnerte. Eine geistige Freundschaft entstand daraus. Jahrelang haben sie ge-

Digitized by Google

meinsam für den Sozialismus gestritten, geschrieben, geredet, agitiert. „Die Gleichheit" stand auf einem hohen geistigen Niveau. Eine Reihe von Schriften entsprossen der Feder Clara Zetkins. Alle möglichen Fragen wurden von ihr angeschnitten. Immer schöpfte sie aus den Erfahrungen ihres bunten Lebens. Die Frau und der Student, die Intellektuellen und der Sozialismus, die Frau und das soziale Problem, das Frauenwahlrecht, Karl Marx und sein Lebenswerk und so weiter. In der alten sozialdemokratischen Partei stand sie ganz links mit Rosa Luxemburg, mit Karl Liebknecht, mit Franz Mehring auf einer Linie. Als der Krieg ausbrach, machte sie die Politik des vierten August 1914 nicht mit. Sie war international, sie war revolutionär, und das wollte sie bleiben. Als die Unabhängigen sich von der alten Sozialdemokratie trennten, machte sie natürlich diese Scheidung mit. Die Redaktion der „Gleichheit" wurde ihr infolgedessen von der Partei abgenommen. Fortan redigierte sie die Frauenzeitung, die von der „Leipziger Volkszeitung" ausgeng. Bald genügten ihr aber auch die Unabhängigen nicht mehr, und sie wandte sich noch weiter nach links. In dem geheimnisvollen Spartakusbunde fand sie eine geeignete Stätte, um unmittelbar revolutionär wirken zu können. Der Bund versandte Anfang 1917 jene berüchtigten Revolutionsbriefe, die, in grauer Schreibmaschinenschrift geschrieben, anonym Tausenden von Leuten in Deutschland zugingen. Liebknecht, Rosa Luxemburg, ihr Adlatus Jo-

Digitized by Google

giches, der später bei den Märzunruhen 1919 erschossen wurde, und Clara Zetkin standen dahinter. Auch eine „Internationale" erschien mit einem fingierten Druckort, aber diese von der Zetkin geleitete Zeitschrift brachte es nur auf eine einzige Nummer. Die militärischen Gewalthaber waren hinter ihr her. Bald steckte man sie in Schutzhaft. Erst die Revolution schenkte ihr wieder die Freiheit, und nun war sie eine der ersten, die sich mit Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg an der Begründung der kommunistischen Partei beteiligte. Zu ihren Genossen und Genossinnen in der alten sozialdemokratischen Partei, in der sie einst Mitglied der Kontrollkommission gewesen war, hatte sie keine Beziehungen mehr. Alle Brücken waren dahin abgebrochen. Die Zeiten, da sie auf sozialdemokratischen Parteitagen für die Rechte der Frauen kämpfte, da sie als französischer, englischer oder italienischer Dolmetsch fungierte, lagen weit hinter ihr. Wie dem Bürgertum, hatte sie jetzt auch der Sozialdemokratie Kampf bis aufs Messer angesagt. Denn höher als jedes Kompromiß stand ihr die Lehre des Marxismus — wie sie ihn auffaßte.

Digitized by Google

Simons

Der Minister verließ abends auf der Station Groß-Lichterfelde-West den Wannseezug. Seine Gattin, eine behäbig-behagliche Erscheinung, erwartete ihn.

„Das also ist das Portefeuille," sagte sie und wies lächelnd auf die neue schwarze Aktentasche, die er unter dem Arm trug.

„Ja, das ist das Ministerportefeuille," erwiderte er freundlich, und beide machten sich auf den Weg nach Hause.

Ganz leicht war Doktor Simons im Juni 1920 der Entschluß, den ihm angetragenen Posten des Reichsministers für das Auswärtige anzunehmen, nicht geworden. Denn die parlamentarische Mehrheit, auf die sich das neue Kabinett der drei bürgerlichen Mittelparteien, des Zentrums, der Demokratie und der Deutschen Volkspartei, stützte, war keine eigentliche Mehrheit, sondern in ihrer Existenz auf die Gnade oder Ungnade der alten Sozialdemokratie angewiesen, die sich nach der Wahlniederlage in den Schmollwinkel zurückgezogen hatte. Aber er sagte sich als Demokrat, daß es ihm über kurz oder lang vielleicht doch gelingen werde, die Schmollenden aus ihrer Ecke wieder zu positiver Mitarbeit herauszuholen.

Digitized by Google

Der Minister ist keineswegs mehr jung, hat die Fünfzig schon hinter sich und marschiert auf die Sechzig los. Eine mittelgroße, schlanke, aber doch stattliche Erscheinung. Brünetter, rheinischer Typus. Dunkle Augen. Grade Nase. Schwarzen, nach unten gebogenen Schnurrbart ohne Spitzen. Das Haupthaar, das in der Mitte sich schon etwas zu lichten beginnt, in breiten Streifen von rechts nach links über den Schädel gewischt. Ganz klein wenig erinnert sein Profil an jenes Bismarckbild aus der Zeit, da der Eiserne seinen Posten als Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main aufgab, um als Preußens Gesandter an den Petersburger Hof Alexanders des Zweiten zu gehen. Das Dämonische, das Gewalttätige, das Willensstarke, das sich später in dem Gesichte des alternden Kanzlers so scharf und eindrucksvoll ausprägte, tritt auf diesem Bilde noch nicht hervor. Hier ist es mehr der kluge, durchdringende Verstand, der das Gesicht geistvoll belichtet.

Simons stammt aus Elberfeld. Sein Vater war Industrieller. Der Junge schlug die juristische Laufbahn ein und studierte vornehmlich in Straßburg deutsches und französisches Recht. Er wurde Referendar, er wurde Assessor, er wurde Richter. Zwanzig Jahre lang Amtsrichter und Landrichter. Zunächst war er richterlich im Bergischen Lande tätig. Der Code Napoleon hatte seit dem Jahre 1802 hier noch immer Geltung. Aber er konnte feststellen, daß das altgermanische bäuerliche Recht, zum Beispiel die Leibzucht und das Altenteil, trotz der hundert Jahre rheinischer Rechts-

Digitized by Google

sprechung sich gegen all das geschriebene Recht erhalten hatte. An sich war die richterliche Tätigkeit in diesem eintönigen Bergwerksbezirk zwischen Lärm, Ruß, Staub und Schmutz nicht sonderlich interessant. Polen wurden damals in Massen hier als Bergarbeiter beschäftigt, und wenn sie eine Zeitlang hier in Arbeit gewesen waren, hatten sie sich bei ihrer großen Genügsamkeit soviel erspart, daß sie sich zu Tausenden und Abertausenden ansiedeln konnten. Während er vorher, als der Bezirk rein deutsch war, in der Hauptsache nur Roheitsdelikte zu ahnden hatte, häuften sich jetzt Betrugsfälle und Diebstähle. Eine polnische Importware. Von hier wurde Simons als Landrichter in einen Schmalkaldener Bezirk versetzt, kam also nach Westthüringen. Die allgemeinen Privatrechtsverhältnisse waren hier ganz besonders verwickelt. Ein bürgerliches Gesetzbuch, das für das ganze Deutsche Reich galt, gab es damals noch nicht. Die Grafen von Henneberg, die einstigen Herren des Schmalkaldener Ländchens, hatten vor Jahrhunderten, als sie in Geldnot waren, ihr ganzes Land gewissermaßen den Kurfürsten von Hessen-Kassel verpfändet. Daraus ergab sich nun eine ganz merkwürdige Situation. Die Henneberger hatten, als absolute Herrscher und Gesetzgeber, kein Interesse mehr an dem Lande, und die Hessen-Kasseler waren zwar Gläubiger, aber doch nicht Gesetzgeber dieses Landes. So trat hier eine künstliche Erstarrung der Rechtsverhältnisse ein. Simons mußte zum Beispiel nach dem ehelichen Güterrecht des dreizehnten Jahrhunderts Erkennt-

Digitized by Google

nisse schmieden. Ein Müller, dessen Fischrecht am Mühlgraben bestritten wurde, suchte vor dem Gericht sein Recht. Die erste Instanz verurteilte ihn wegen „Diebstahls". In der zweiten Instanz griff Simons schließlich auf die kaiserliche constitutio de regabilus vom Jahre 1216 zurück, und der Müller wurde freigesprochen. Als der Spruch verkündet wurde, fing der Angeklagte an zu weinen. Simons beschwichtigte ihn und versuchte ihm auseinanderzusetzen, daß er den Prozeß nicht verloren, sondern gewonnen habe. „Ich weine ja auch nicht darüber," stammelte der Müller, „daß ich den Prozeß etwa hätte verloren, sondern daß es noch so viel Gerechtigkeit in der Welt gibt."

Ein noch merkwürdigerer Fall war die Prozeßgeschichte eines Bierbrauers. An einem Bergabhange, der ihm gehörte, hat er sich einen Keller eingebaut, um dort seine Biere zu lagern. Bald darauf legte der Fiskus dicht daran einen Eisenbahnstrang. Durch die vorüberfahrenden Züge wurde der Keller erschüttert, und der Brauer strengte eine Entschädigungsklage gegen die Eisenbahnverwaltung an. Während der Prozeß schwebte, kam er auf den Gedanken, den Bergabhang abzuholzen, und nun reklamierte plötzlich die Stadtverwaltung den ganzen Abhang als Eigentum für sich und stützte sich dabei auf den uralten germanischen Rechtsbrauch, daß das Land Gemeineigentum sei und dem Brauer nur so lange gehört habe, als der Wald sein eigen gewesen sei. Nun aber, da der Wald gefallen sei, gehe das

Digitized by Google

kahle Land an die Gemeinde wieder zurück. Simons hat das Ende dieses Rattenprozesses nicht mehr abgesehen. Er wurde als Oberlandesgerichtsrat nach Kiel versetzt und kam dann später als Vortragender Rat in das Reichsjustizamt. Kein Papierjurist, sondern ein Mann, der zwanzig Jahre lang gleichsam durch die Sphäre der volkstümlich lebendigen Rechtsanschauung gegangen war.

Im Reichsjustizamt wurde er zunächst zur Unterstützung des Geheimrats Struckmann, der sich um das Bürgerliche Gesetzbuch nicht geringe Verdienste erworben hat, herangezogen und bereitete dann die Gesetzgebung für die neuen Verkehrsmittel, Automobile und Luftfahrzeuge, vor. Im Automobilgesetz sorgte er dafür, daß dieses neue Verkehrsmittel nicht schablonenhaft dem Recht der Eisenbahnen unterstellt wurde, sondern sein eigenes Recht erhielt. Die von ihm ausgearbeitete Vorlage über das Recht des Luftverkehrs kam nus bis zum Bundesrat, dann brach der Krieg aus, und ganz andere Dinge traten in den Vordergrund des Interesses.

Sein spezielles Studium galt dem internationalen Privatrecht. An dem Weltwechselrechtskongreß in Wien und im Haag nahm er als deutscher Delegierter teil. Hier kam er 1910 mit Geheimrat Kriege, dem Chef der Rechtsabteilung im Auswärtigen Amt, in nähere Berührung. Bald darauf wurde er als Justitiar ins Auswärtige Amt berufen. Die Spitzbergen-Konferenz sah ihn als deutschen Vertreter, aber auch er konnte, gleich den Dele-

Digitized by Google

gierten der anderen Staaten, die Quadratur dieses Zirkels nicht lösen. Im Frieden von Brest-Litowsk hatte er den Auftrag, den privatrechtlichen Teil des Friedensvertrages zu stipulieren. Den Verhandlungen mit den Russen wohnte er im Rahmen der deutschen Delegation bei. Die Russen versuchten von hier aus in Rede und Gegenrede mit den deutschen und österreichischen Verhändlern ihre revolutionären Ideen propagandistisch der ganzen Welt mitzuteilen. Tage vergingen, Wochen verliefen. Ein Ende war nicht abzusehen. Gerade sprach Joffe wieder einmal mit schärfster Dialektik, als der General Hoffmann, dieses Treibens müde, ex tempore mit der Faust auf den Tisch schlug und gleichsam mit dem Schwert dazwischen fuhr, unbekümmert um alle Diplomatie. Als später Trotzki die Verhandlungen damit einfach beendete, daß er einseitig für Rußland das Ende des Kriegszustandes mit den Worten erklärte: Das russische Volk wolle das Schwert niederlegen und endlich wieder den Pflugschar in die Hand nehmen, lernte Simons bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages in Tschitscherin, dem russischen Volkskommissar für das Auswärtige, einen klugen, einsichtigen Mann kennen.

Simons kehrte zurück, erhielt den Auftrag, vor dem Bundesrat und vor dem Reichstage die Ergebnisse des Friedensvertrages nach seiner privatrechtlichen Seite hin zu vertreten und wurde dann von Doktor Kriege, trotz seiner großen Verdienste, ein wenig in die zweite Linie geschoben. Zu den Bukarester Friedensverhandlungen wurde er jeden-

Digitized by Google

falls nicht wieder herangezogen. Erst Prinz Max, der erste und letzte Reichskanzler des kaiserlich-demokratischen Regimes, holte ihn wieder vor die Rampe der großen Öffentlichkeit und bat ihn, die juristische Beratung der Reichskanzlei zu übernehmen. So sehr schätzte man sein Wissen, sein Können, seine Arbeitskraft, daß auch der revolutionäre Rat der Volksbeauftragten, ihn dringend ersuchte, die technische Führung der Reichskanzlei in die Hand zu nehmen. Dabei gab es einen kleinen Zwischenfall. Eine republikanische Unteroffiziersgruppe war auf den Gedanken gekommen, bei einer Demonstration vor dem Reichskanzlerpalais Ebert zum Präsidenten der deutschen Republik auszurufen, und eine wilde Gruppe von Soldaten war in das Herrenhaus eingedrungen, um den revolutionären Vollzugsrat festzunehmen. Beide Unternehmungen scheiterten. Auf der Suche nach den konterrevolutionären Schuldigen lenkte sich der Verdacht auch auf Doktor Simons, der angeblich dieses tragikomische Unternehmen finanziert haben sollte. Mit gekräuselten Brauen und durchbohrendem Blick forderte der radikalste der Volksbeauftragten, Emil Barth, der Schütteler, den Angeklagten vor die Schranken des hohen Rates. Simons konnte mit wenigen Worten alle Verdachtsgründe rasch zerstreuen, und Hugo Haase, der Führer der Unabhängigen, mußte anerkennen, daß Doktor Simons in der Tat völlig schuldlos sei. In einer sehr liebenswürdigen Rede versuchte er die Tapsigkeit Barths wieder gutzumachen. Darauf lenkte auch Herr Barth

Digitized by Google

ein, sprach aber, während alle ironisch schmunzelten, die Hoffnung aus, daß Doktor Simons künftig vorsichtiger sein möchte. Ob dieser staatsmännischen Rede des Kandidaten Jobstes geschah ein allgemeines Schütteln des Kopfes.

In dem Kabinett Scheidemann war Doktor Simons unter dem Grafen Brockdorff-Rantzau Ministerialdirektor im Auswärtigen Amte und hatte hier, zusammenfassend, die Friedensverhandlungen mit der Entente vorzubereiten. In Versailles machte er all die schweren Stunden der deutschen Delegation durch. Als dann die Nationalversammlung sich entschloß, den ungeheuerlichen Friedensvertrag anzunehmen, trat er mit dem Grafen Brockdorff zugleich aus der Regierung aus und übernahm eine Position als geschäftsführendes Präsidialmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie. Die Idee der Arbeitsgemeinschaft, der Versuch, die Gegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch eine vernünftige Zusammenarbeit in allen tariflichen und sozialen Fragen zu ermöglichen, ist nicht zuletzt auf ihn zurückzuführen.

Schon im März 1920, als das Kabinett Bauer nach dem Kapp-Putsch zurücktrat, bot ihm Hermann Müller, der neue Reichskanzler, das Ministerium des Auswärtigen an. Simons glaubte sich damals versagen zu müssen, weil er Zweifel in die Haltbarkeit der Koalition setzte und erst einmal die Juniwahlen zum Reichstage abwarten wollte. Dann, nach der Bildung des Kabinetts der bürgerlichen Mittelparteien, nahm er einen

Digitized by Google

neuen Ruf an, keineswegs leichten Herzens, da er die Mitarbeit der Sozialdemokratie für unentbehrlich hielt. Kaum hatte er sein neues Arbeitsfeld betreten, als er auch schon nach Spa mußte, um, mit Lloyd George und Millerand die Klingen kreuzend, über die Ausführung des Friedensvertrages zu verhandeln. Als einziger Diplomat in der deutschen Delegation fiel die ganze Arbeit und Verhandlungslast auf ihn, und er verstand es, die Atmosphäre wenigstens etwas für die Deutschen zu erwärmen. Es war nicht ohne ästhetischen Reiz, wenn er im ersten Stockwerk der Villa Fraineuse, in dem weißen, lichten Saale, in dem nur ein paar englische Stiche an den Wänden hingen, sich an dem großen grünen Tisch mit Lloyd George, dem volkstümlichen Politiker des gesunden Menschenverstandes und politischen Weichensteller, und Millerand, dem Rechtsanwalt und Juristen mit dem feinen geschliffenen Florett, im Rededuell gegenüberstand. Die Versammelten horchten auf, wenn Simons sachlich kurz und schlagfertig den Stoß des Gegners zu parieren versuchte.

Seine große Rechtfertigungsrede im Reichstage nach diesen Verhandlungen in Spa, wo er aus einem drängenden Rechtsgefühl heraus dem Auslande, vor allem Lloyd George, gerecht zu werden versuchte, wirkte auf die deutsche Presse wie ein Steinwurf in einen Ameisenhaufen. Die Blätter der Rechten schlugen ihn morgens und abends ans Kreuz. Zentrum und Demokratie waren zufrieden. Und die Organe der Unabhängigen und

Digitized by Google

der Kommunisten lächelten nicht unfreundlich. Nur in der Deutschen Volkspartei wußte man nicht recht, was man zu diesen Komplimenten vor dem Auslande, die in weiser Berechnung der kommenden Dinge getan waren, sagen sollte. Die Stresemann, die Kahl und Konsorten hockten zusammen und schwitzten Blut. Sollte man aus der Koalition austreten oder drinbleiben? Man setzte dem Minister ein paar Blutegel an, und Simons erklärte sich bereit, in einer neuen Rede die Wogen dieser Erregung mit ein paar Öltropfen zu glätten. Und richtig, der Sturm im Wasserglase begann sich allmählich zu legen.

Simons ist einer der unermüdlichsten Arbeiter, kennt weder Rast noch Ruhe. Etwas vom nimmermüden Autodidakten haftet ihm an. Die einzige geistige Erholung war ihm früher, in den stilleren Zeiten des Auswärtigen Amtes, die Lesekränzchen, in denen Griechen und Römer, Pindar und Herodot, Cicero und Sallust, in der Ursprache gelesen wurden.

Digitized by Google

Rudolf Mosse

Julius Stettenheim, der geistige Vater Wippchens, erzählte mir einmal so zwischen lustigen Anmerkungen, stichelnden Witzen und launigen Anekdoten, wie er einst Rudolf Mosse kennen gelernt habe.

„Mein Gott", lächelte er, „das werden so an die fünfundfünfzig Jahre her sein. Ich ging zu Hofmann, um irgendein Gedicht, einen Scherz, ein Aperçu pflichtschuldigst dem „Kladderadatsch" abzuliefern, und wie ich so in den Verlagsraum trete sitzt da, auf hochgedrehtem Kontorschemel, ein neuer Gehilfe. Klein, schmächtig, kaum neunzehn Jahre alt, aber fleißig und emsig über die Bücher gebückt. Als er mich sah, sprang er hurtig von seinem hohen Sitz herab, war mit einem Satz bei mir und nahm mir ernst und gemessen, voller Selbstbeherrschung, mein Manuskript ab. Adieu."

„Ja, das war Rudolf Mosse."

Mit kaum hundert Mark in der Tasche war er Anfang der sechziger Jahre nach Berlin gekommen, um hier sein Glück zu suchen. Rudolfs Wanderjahre begannen. Die Verhältnisse seiner Heimat waren gar zu eng und klein. In der Posenschen Stadt Grätz stand seine Wiege. Sein Vater war Arzt. Die Familie war mit der Zeit ungewöhnlich angewachsen. Vierzehn Kinder scharten sich um die Eltern. Selbst die größte Praxis hätte nicht ausgereicht, um all diesen Menschen ein Leben im großen Stil zu ermöglichen. Früh mußten die

Digitized by Google

Jungen hinaus in die Welt, und alle haben sie's zu was gebracht. Alle. Zwei wurden Juristen. Die andern Kaufleute. Die Schwestern verheirateten sich mit tüchtigen Männern. Der Vater konnte stolz sein. Er war ein Liberaler, ein Demokrat der alten Schule. Einer von denen, die im Vormärz für die Freiheit der Völker: der Deutschen und der Polen schwärmten. Einer, dem es mit seinen Idealen wirklich Ernst war. Ein Beispiel für viele. Als 1848 der Aufstand ausbrach, gings auch in Grätz los. Mosse wurde als die führende gebildete Persönlichkeit, als der Repräsentant der Demokratie, zum Befehlshaber der Stadt ernannt. Die Sache ging, wie anderwärts, auch hier schief. Die Preußen rückten heran. Er zog, allein, ihnen entgegen, um zu verhandeln. Ein paar Kolbenstöße, und er lag im Graben. Die Polen verrieten ihn, und das Gericht verurteilte ihn wegen Hochverrats zum Tode. Auf dem Gnadenwege wurde die Strafe in eine längere Festungshaft umgewandelt. In Küstrin konnte er längere Zeit über seine freiheitlich-demokratischen Sünden nachdenken. Becher fertigte er hier an, einen nach dem andern. „Eigentlich", pflegte er später zu erzählen, „war's die schönste Zeit meines Lebens".

Von einer so graden, aufrechten Natur stammte Rudolf ab. Im fünfzehnten Lebensjahre verließ er die Schule, weil die elterlichen Mittel nicht weiter reichten. Nach Posen wurde er zu einem Buchhändler in die Lehre geschickt. Drei Jahre des ersten Reifens. Drei Jahre stiller, geistiger

Digitized by Google

und kaufmännischer Arbeit. Drei Jahre der Sehnsucht nach fernen Ufern des Erfolges. Drei Lehrlingsjahre. Als die Zeit des Lernens und des Dienens vorüber ist, macht er sich nach Berlin auf. Ein wagemutiger Bursche. Der älteste Bruder, der hier bereits ein Geschäft etabliert hat, nimmt sich seiner an. Es sind die ersten Gehversuche in der Landeshauptstadt. Ein Tasten ist's, ein Ausprobieren, ein Suchen, ein Weiterlernen, ein Ausschauen, ein Von-Station-zu-Station-Eilen, um den richtigen Weg zu finden. Rudolf wechselt viermal, alle halbe Jahr, seine Stellung und wird schließlich nach Leipzig verschlagen, wo er, ganze einundzwanzig Jahre alt, die Geschäftsleitung der neubegründeten Zeitung „Der Telegraph" übernehmen soll.

Die Sache glückt. Im Zeitungs- und Zeitschriftenwesen fühlt er festen Boden. Hier wird er bleiben. Hier ist Neuland. „Die Gartenlaube" holt ihn sich. Es ist die Zeit, da das neue Deutschland Bismarcks zu werden beginnt, da Deutschland sich reckt und streckt, um aus dem dürftigen Agrarland einen Handels- und Industriestaat zu gestalten. Die Presseverhältnisse sind primitiv. Die Zeitungen sind teuer. Denn sie leben in der Hauptsache von Abonnenten. Partieweise wurden sie gehalten. Zirkelweise. Inserate waren nur so neben her. Inserate für den rein lokalen Kreis berechnet: Wohnungs- und Stellungsgesuche, An- und Verkäufe täglicher Utensilien aus dem Hausrat. Mosse wittert hier neue Möglichkeiten. Wenn Handel und Industrie, die sich zu regen anfangen,

Digitized by Google

vorwärts, wenn sie an die Konsumenten heran-kommen wollen, dann müssen sie den Weg über die natürlichen Publikationsorgane, über die Zeitungen und Zeitschriften, nehmen. Dann muß das damals übliche Vorurteil der Firmen gegen das Inserieren verschwinden. In jenen Tagen hielten sich alle besseren Geschäfte vom Annoncieren fern. Inserierte aber einer und pries seine Erzeugnisse in der Zeitung an, dann rümpfte man die Nase und sagte: „Na, der muß es wirklich nötig haben, seine Waren an den Mann zu bringen. Da muß irgend etwas dahinter stecken. Der pfeift jedenfalls auf dem letzten Loch."

Mosse machte eines Tages der „Gartenlaube", die nicht bloß in Leipzig, sondern ziemlich über ganz Deutschland verbreitet war, den Vorschlag, dem redaktionellen Teil eine Inseratenbeilage anzufügen. Robert Apitsch, der Verleger, ging darauf ein, und Mosse setzte sich auf die Bahn, um in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz Annoncen für das illustrierte Blatt zu sammeln. Der Erfolg war so verblüffend, daß Apitsch ihm den Eintritt in das Geschäft als Teilhaber nahelegte.

Rudolf schüttelte den Kopf. Nein, das wollte er nicht. Er hatte den Schlüssel zum Berge Sesam gefunden und mochte ihn nicht mehr aus der Hand geben. Er war einer von den Menschen, die, wenn sie einmal in's Rollen kommen, sich selbst immer weiter auswickeln. Er war nicht lediglich Buchhändler, Kaufmann, Verlagskenner — das waren schließlich tausend andere auch. Er

Digitized by Google

war, ohne irgendwie Theoretiker zu sein, ein feiner Psychologe: ein Mensch mit Witterung. Ein Mensch, der zupackt und der, rastlos arbeitend, aus einem natürlichen Gefühl heraus, auf sich selbst vertraut. Er war, in allem, was er auch unternahm, ein Kind des Glücks. Aber er war zugleich auch, und das bewahrte ihn stets vor der Hybris, vor dem Übermut, vor dem unorganischen Hinaufschnellen — er war zugleich auch ein ständiger Kontrolleur seines eigenen Glücks: ich glaube, wenn er dem eigenen Glück so über die Schulter sah, neidete er ihm diese ununterbrochenen Erfolge an sich selbst, und in solchen Momenten, wo das Unterbewußtsein sprach, gab er mit vollen und doch klugen Händen, um anderen zu helfen, damit sie, irgendwie und irgendwo, mit seinem Glück um die Wette liefen.

Also, von Apitsch verabschiedete er sich artig und kehrte nach Berlin zurück. 1867 machte er in der Friedrichstraße die erste Zeitungsannoncenexpedition auf und schuf ein Unternehmen ganz neuen Stils. Wenn jemand aus Köln in Berlin inserieren wollte, mußte er eine meist umfangreiche Korrespondenz mit verschiedenen Zeitungen führen, um sich des zugkräftigsten Blattes zu vergewissern. Und dennoch blieb häufig der Erfolg des Inserates aus, weil es entweder nicht geschickt und suggestiv aufgesetzt oder überhaupt in einer falschen Zeitung plaziert war. Mosse rechnete so: Wenn ich ohne jeden Provisionsaufschlag die Anzeigen annehme, dem Inserenten mit Rat und Tat beistehe, ihm den rechten Weg

Digitized by Google

weise, ihm die Klischees, in möglichst künstlerischer Form, anfertige, wenn ich die Anzeigen gegebenenfalls in fremde Sprachen übersetze, wenn ich gewissermaßen den Produzenten und den Händler an die Hand nehme und sie unmittelbar an den Konsumenten heranführe, dann erfülle ich eine kaufmännisch-wirtschaftliche Funktion, deren weittragende Folgen ich im Augenblicke noch gar nicht übersehen kann, dann trage ich zu einer Beschleunigung der volkswirtschaftlichen Rotation bei. Und in der Tat: er übersah, nachdem einmal die Kugel ins Rollen gekommen wär, die Konzequenzen nicht. Sein Geschäft, das er immerhin mit zwanzig Angestellten begann, wuchs ihm unter den Händen. Er begnügte sich nicht damit, die Inserenten ihn aufsuchen zu lassen, sondern er ging selbst zu den großen Unternehmungen, um sie aufzurütteln und sie anzuregen, mit ihren Waren vor das grelle Rampenlicht der Öffentlichkeit zu treten und das Publikum zum Kauf aufzufordern. Filialen entstanden, mußten entstehen, um in den verschiedenen Teilen Deutschlands alle die vielen Offerten aufzusaugen: in München, in Leipzig, in Dresden, in Köln, in Frankfurt, in Hamburg, in Breslau und wo sonst noch. Unterfilialen schlossen sich an und bald war ganz Deutschland und zum Teil auch Österreich und die Schweiz, mit einem vielmaschigen Netz solcher Stellen überzogen. Er allein konnte, als Chef, die leitende Arbeit bald nicht mehr bewältigen. Die Organisation stieg ihm, im Geschwindtempo, über den Kopf. Er holte sich

Digitized by Google

aus Posen seinen Schwager Emil Cohn, der dort als Gerichtskalkulator fungierte, und der sich dann als Organisator großen Stils glänzend bewährte.

Bereits nach vier Jahren schaute er sich nach neuen Zielen um. Auf einem traulichen Skatabend mit seinem Schwager entstand, zuerst halb im Scherz, der Gedanke, eine eigene Zeitung in Berlin zu begründen: „Wozu sollen wir immer für andere Leute Inserate sammeln und ihnen Geld in den Schoß schütten. Am Ende ist es doch gar nicht so schwer, auch den Text zum Herumbauen um die Inserate zusammenzubekommen. Haben wir das andere zustande gebracht, werden wir auch damit noch fertig werden."

Eigentlich war es kein ganz neuer Schritt vorwärts, der zur Begründung des „Berliner Tageblatts" führte. Denn schon, als er die Annoncenexpedition ins Leben rief, hatte er einen „Courier nach Rußland" herausgegeben, der, in russischer Sprache geschrieben, allen bedeutenden russischen Großkaufleuten unter Kreuzband zugestellt wurde. Berlin war nach dem Deutsch-Französischen Kriege zur Reichshauptstadt und damit zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentrale des Deutschtums geworden. Eine wirklich große Zeitung, die das widerspiegelte, existierte nicht. Hier war also eine Lücke auszufüllen. Als im Dezember 1871 Mosse sich Adolph Streckfuß, dem Schilderer der Geschichte Berlins, und Rudolf Menger für die Redaktion gesichert hatte, kam sie mit einem Programm heraus, das die stolzen Worte enthielt: „Uns muß das Bewußtsein

Digitized by Google

beseelen: für die zivilisierte Welt schreibt, wer für Berlin schreibt!"

Trotzdem hatte das Blatt zunächst nur einen stark lokalen Anstrich. Aber aus dem Lokalblatt wurde bald, unter Leitung Artur Lewysohns, eine führende entschieden-liberale Zeitung, die mehr als einmal in heftiger Fehde mit Bismarcks Gewaltpolitik lag. Generationen von Politikern und Literaten sind als Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" an dem Auge Mosses vorübergezogen: Blumenthal, der „blutige Oskar", Paul Lindau, Friedrich Dernburg, Hermann Sudermann, der sich als Chefredakteur des im Mosseschen Verlage erscheinenden „Deutschen Reichsblattes" die publizistischen Sporen verdiente, Berthold Auerbach, Fritz Mauthner, Neumann-Hofer, der Wagner-Vorkämpfer, und so fort in schier endloser Reihe. Theodor Wolff gab, als er nach dem Tode Lewysohns die Chefredaktion übernahm, der Zeitung durch seinen künstlerischen Stil, durch seinen politischen Weitblick und durch einen über den ganzen Globus ausgebreiteten Nachrichtendienst den Charakter eines Weltblattes. Die Zahl der Abonnenten stieg unaufhörlich. Während des Krieges erreichte die Auflage eine Höhe von über 315 000 Exemplare.

Dem „Berliner Tageblatt" wurde später die traditionsreiche demokratische „Berliner Volkszeitung", die „Berliner Morgenzeitung", die Wochenausgabe des „Berliner Tageblatts" und zahlreiche Zeitschriften angegliedert. Das „Illustrierte Jahrbuch" kam heraus, das Deutsche

Digitized by Google

Reichsadreßbuch, ein Riesenunternehmen für sich, Handelsadreßbücher für andere Länder erschienen, Bäderalmanache, Ausstellungskataloge in Unmengen, und schließlich wurde noch ein besonderer Buchverlag dem Ganzen hinzugefügt. Tausende von Angestellten wimmeln täglich im gewaltigen Bau des Unternehmens, der einen ganzen Häuserkomplex in der Schützen-, Jerusalemer- und Zimmerstraße einnimmt.

Während sein Werk mit den Jahren immer gewaltigere Dimensionen annahm, blieb er sich stets gleich: arbeitsam wie eine Biene, eindringend selbst in die winzigsten Details, anspruchslos und schlicht in seinem Wesen und in seiner Lebensführung. Er wollte dem Glück, das nie von seiner Seite wich, keinen Anlaß geben, zu sagen, daß er nicht jeden Tag und jeden Schritt vorwärts sich schwer verdient habe. Er las morgens, mittags und abends alle möglichen Zeitungen, verglich sie mit peinlicher Sorgfalt und fragte, warum im Gegensatz zu seinen Blättern diese Zeitung die interessante Meldung, jene Zeitung jenes Inserat hatte, und ging unerbittlich, mitunter ein bißchen kleinlich, der Ursache nach. Er prüfte den „Oberschlesischen Wanderer" und den „Graudenzer Geselligen" täglich genau so wie die Berliner Blätter. Er war so innig vertraut mit seinem Geschäft, daß er jeden seiner Inserenten genau kannte. Wenn man ihm aufgegeben hätte, von dem einzelnen Inserenten eine Psychologie zu zeichnen, auch das hätte er getan. Es genügte ihm, einen Menschen ein einziges Mal zu sehen, um sich

Digitized by Google

sofort ein (zutreffendes) Urteil über ihn zu bilden. (Vor dicken Leuten hatte er eine leichte Abneigung, weil die Dicke ihm auf ein genuß-, statt arbeitsfrohes Leben zu schließen schien.) Er war ganz unsentimental. Rein sachlich. Dachte und fühlte selbst als vielfacher Millionär kleinbürgerlich. Wie oft zog er über einen schwerflüssig und gelehrt geschriebenen Artikel ein Gesicht. Dann pflegte er, halb wegwerfend, zu sagen: „Das wissen wir ja, daß Ihr gelehrten Leute alles besser versteht als unsereins. Aber darauf kommt es gar nicht an. Sehen Sie sich — und mit diesen Worten trat er vom Schreibtisch an das Fenster heran — sehen Sie sich mal den Mann an, den da, der gerade in das Geschäft geht, um sich ein halb Pfund Kaffee zu kaufen. Für den da auf der Straße soll die Zeitung schreiben: klar, sachlich, unterrichtend. Ich will was lernen aus der Zeitung, will weder Phrasengebimmel, noch gelehrtes Besserwissen."

Er glaubte an sein Werk. Er war davon überzeugt, daß es aus sich heraus auch weiter wachsen würde, wie es ganz aus sich heraus entstanden war. Darum verschmähte er alle größere Reklame. Der Amerikanismus lag ihm nicht. Es gibt kaum ein solider fundiertes Unternehmen in Deutschland als seins. Mit Kredit wird nicht gearbeitet. Alle Geschäfte werden Zug um Zug gemacht. Das war sein Stolz. Von der Spekulation hielt er nichts. Alles mußte erarbeitet sein.

Klein von Statur. Etwas untersetzt. Spärlicher weißer Spitzbart. Durchdringende Augen. Immer

Digitized by Google

die Zigarre beim Arbeiten im Munde. Bald taucht er hier auf, bald dort, um in seinem Geschäftshause nach dem Rechten zu sehen. Sparsam und peinlich genau.

Nur im Geben sah er es nicht auf den Pfennig an. Zum Gedächtnis an seinen Vater schuf er in seiner Heimatstadt Grätz ein Altersheim und ein Krankenhaus und in Berlin-Wilmersdorf errichtete er ein großes Kindererziehungsheim. Zahllose Spenden und Stiftungen (auch für die Angestellten seiner Firma) liefen nebenher: Millionenobjekte, Unterstützungen wirtschaftlicher und künstlerischer Unternehmungen, und er, dem es nicht vergönnt war, länger als bis zum fünfzehnten Lebensjahre auf der Schule zu bleiben, war stolz berührt, als die Heidelberger Universität ihm den Doctor honoris causa verlieh.

In den letzten Jahren wurde es stille in ihm. Mitunter empfand er, der Nimmermüde, so etwas wie ein bißchen Ruhebedürfnis in der Natur. Dann zog er sich, wenn auch nur tageweise, auf sein Gut in der Nähe Berlins zurück, lag der Jagd ob, und seine Gedanken lösten sich, ohne daß er darum ein Philosoph war, satt und zufrieden in den leisen Schwingungen der Natur um ihn auf.

Als er eines Tages vormittags im Wagen nach dem Walde gefahren war, fröstelte es ihn auf seiner Heimkehr. Der Tod hatte unmerklich, wie ein leichter Luftzug, seinen Körper berührt, und als der Kutscher sich umsah, bemerkte er, daß er seinen Herrn mitten aus dem schaffenden Leben hinaus in die stille Ewigkeit gefahren hatte.

Digitized by Google

Eduard Bernstein

Die Sozialdemokratie ist längst aus ihren Sturm- und Drangjahren heraus. Die wilde Opposition gegen den „Klassenstaat" ist langsam verebbt. Die chiliastischen Zukunftshoffnungen, da man, über Nacht, das sozialistische Himmelreich auf die Erde verpflanzen wollte, sind verflogen. An ihre Stelle ist der Streit um die Auslegung des Marx-Evangeliums getreten. Da aber Marx selbst mehrere geistige Entwickelungsstufen durchgemacht hat, so haben sie, im Grunde genommen, eigentlich alle recht, wenn sie sich in ihrer politischen Praxis auf ihn berufen: die Revisionisten, die Unentwegten und die Kommunisten. Die sozialistische Bewegung hat sich jetzt in die drei natürlichen Lebensalter zerlegt: in die revolutionäre Jugend, die abwägende Männlichkeit und das resignierende Alter. Latent waren, schon unter Wilhelm Liebknecht und August Bebel, diese drei Strömungen innerhalb der Gesamtpartei vorhanden. Das gemeinsame Band, das die verschiedenen Geister zusammenhielt, war der Kampf gegen den bismärckischen und wilhelminischen Junkerstaat. Schon 1894 prägte Bruno Schönlank das Wort vom Revisionismus, ohne sich damals der ganzen Bedeutung dieses hingeworfenen Gedankens bewußt zu sein. Der eigentliche Prophet

Digitized by Google

des Revisionismus war Eduard Bernstein. In seinem Buche „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" entrollte er die Fahne des Revisionismus und entfachte, aus seinem Londoner Exil, den Aufruhr der Geister innerhalb der Partei. Er wagte an den marxistischen Dogmen zu rütteln, bezweifelte die in dem sozialistischen Glaubensbekenntnis festgelegte zunehmende Verelendung der Massen und abnehmende Zahl der selbständigen Existenzen. Er glaubte also nicht an den automatisch eintretenden Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft, an den von Bebel wiederholt vorausgesagten Kladderadatsch, und wandte sich gegen die Auffassung, „die alle wesentlich positive Arbeit der Sozialdemokratie hinter den großen Krach verlegt und die vorher zu entfaltende Tätigkeit unter dem Gesichtspunkte der Unvermeidlichkeit dieses Ereignisses beurteilt". Kautsky, der sozialistische Siegelbewahrer, war entsetzt. Bernstein, der bisher an seiner Seite gestritten hatte, war von ihm abgefallen. Eine bissige Polemik folgte, und am liebsten hätte Kautsky den großen Kirchenbann aus seiner Tasche geholt, um ihn gegen den Apostata zu schleudern, wenn Bernsteins Ideen, da sie nur mutig aussprachen, was zahllose Sozialisten unklar fühlten, nicht schon zu viel Boden gefunden hätten. „Man glaube doch nicht," schreibt ihm Bernstein, auf die Drohung erwidernd, „daß, wenn man einmal mit dem „Reinigen" angefangen hat, man damit so leicht zu Ende kommt. Parteien spalten sich nie „reinlich." Kaum, daß der Bruch glück-

Digitized by Google

lich erfolgt ist, hat jeder Flügel schon seine Rechte und Linke. Und da ist dann bald Gelegenheit zu neuen Reinigungen". Nun, nach zwanzig Jahren, ist dieses große Reinmachen doch gekommen. Aus einer sind drei Parteien geworden, und jede von ihnen trägt die Keime weiterer Spaltungen in sich. Bernstein steht, seiner ganzen Vergangenheit nach, auf dem rechten Flügel. Und, merkwürdig, Kautsky, der ehedem Blut und Feuer gegen ihn spie, ist, obwohl er sich noch zu den Unabhängigen zählt, ihm sachlich durch seinen literarischen Kampf für den demokratischen Gedanken und gegen die Diktatur des Proletariats mit einem Male ganz nahe gerückt.

*

In Bernsteins buntem Leben spiegelt sich die ganze Geschichte der deutschen Sozialdemokratie wider. Er hat noch den sozialistischen Messias und Petrus gesehen, Karl Marx und Friedrich Engels, und zu den zahlreichen Jüngern in aller Herren Ländern zählt auch er sich. Sein Leben fing kleinbürgerlich an. Der Vater, ein Lokomotivführer, wohnte irgendwo an der Peripherie Berlins, und da er zehn Kinder hatte, waren Eduard und seine Geschwister in ihrem geistigen Werden sich ziemlich selbst überlassen. Er besuchte die Löfflersche Bürgerschule und kam dann auf das Friedrich Werdersche Gymnasium. Aber die Eindrücke der Schule waren nicht eben stark. Er hatte das Pech, an zwei Schulen gewesen zu sein, die im Verfall begriffen waren. Lehrer und Anstalt waren überaltert. Dann wurde er ins Bankfach

Digitized by Google

gesteckt. Bei den Gebrüdern Guttentag, einem 1866 aus Breslau nach Berlin übergesiedelten Bankhause, erhielt er seine Ausbildung und übte sich hier, unter Guttentag, einem Schwager Bleichröders, in schwierigen Arbitragegeschäften. Mit drei Währungen hatte er zu rechnen, mit dem preußischen Taler, dem Frankfurter Gulden und dem Pariser Frank. Von Rothschild wurde er als junger Mann engagiert. Hier vollzog sich, nach einem Jahre, die große Wandlung Bernsteins zur Sozialdemokratie. Das war Anfang der siebziger Jahre. Mit Freunden hatte er eine Kneipgesellschaft begründet, und da ihnen bald die bloße Geselligkeit nicht genügte, wandten sie sich wissenschaftlichen und politischen Interessen zu. Man hielt ein Regierungsorgan und, als Gegenstück, die Demokratische Zeitung, die von Guido Weiß, dem publizistischen Lehrer Franz Mehrings, und Johann Jacoby ins Leben gerufen war. Man diskutierte, man erhitzte sich, man bat den Sozialisten Fritzsche um ein Referat, Bernstein hielt selbst kleine volkswirtschaftliche Vorträge in dem Freundeskreise, besuchte eine und noch eine sozialdemokratische Versammlung, und mit einem Male war er Mitglied der sozialdemokratischen Partei. In jenem Jahre, als die Lassalleaner, die in Berlin die Mehrheit hatten, mit den Marxisten in heftiger Fehde lagen, schloß er sich der Minderheit an. Das ist charakteristisch, denn Zeit seines Lebens hat er stets auf der Seite der Minderheit gestanden. An jedem freien Sonntag stürzt er sich mit wahrem Feuereifer in die Agitation und hält

Digitized by Google

in der Umgebung Berlins, in den Dörfern und kleinen Städten Reden. Aber er bleibt zunächst in der Bank. Da, eines Tages, im Spätsommer 1878, fordert ihn Karl Höchberg, ein idealgerichteter Literat, der die sozialistische Zeitschrift „Die Zukunft" herausgab, auf, ihn als Sekretär auf seinen Reisen zu begleiten. Bernstein sagt nicht nein, glaubt an ein kurzes Zwischenspiel seines bis dahin eintönigen Lebens, reist nach Lugano und — sein Exil beginnt. 23 Jahre sollte er Deutschland nicht wiedersehen.

*

In der deutschen Heimat begann die Sozialistenverfolgung. Das Bismarck-Puttkamersche Regiment kannte keine Gnade. Die sozialdemokratischen Zeitungen wurden unterdrückt, die Organisationen wurden aufgelöst. Da war der „Sozialdemokrat", der in Zürich von Vollmar für die deutschen Genossen herausgegeben wurde, das geistige Band, das die Massen zusammenhielt. Mit großem Raffinement mußte jede Nummer nach Deutschland geschmuggelt werden. Als Vollmar nach Paris ging, übernahm Bernstein die Redaktion des Blattes. Wilhelm Liebknecht war von Deutschland aus Mitglied der Redaktion. Scharf und wild war Liebknechts Feder. Manche Majestätsbeleidigung lief ihm dabei unter. Bismarck schäumte. Das Züricher Nest mußte ausgeräuchert werden. Ein Heer von Spitzeln wurde mobil gemacht. Die Schweizer Regierung wurde nervös, und schließlich wies man Bernstein aus. Mai 1888. Die Redaktion des „Sozialdemokrat" wurde nach London

Digitized by Google

verlegt. Bernstein war schon zweimal, wenn auch nur besuchsweise, dort gewesen. Das erste Mal war's mit Bebel zusammen der „Canossagang" zu Karl Marx. 1880. Bernstein hatte, nach den Schilderungen anderer, einen Vulkan, einen reizbaren, explosiven alten Mann erwartet, und war überrascht, als Marx ihm in abgeklärter Ruhe und Milde (ein stiller Alpensee in Abendbeleuchtung) entgegenkam. Bernstein gibt ganz überrascht Friedrich Engels seinen Eindruck wieder. Der lächelte bloß: „Warten Sie nur ab, der Mohr kann auch jetzt noch ganz gehörig donnern." Und die Gelegenheit kam bald. In einem Gespräch über einen anderen „Genossen" legte Marx los. Aus den Augen schossen Blitze, der wallende weiße Patriarchenbart, der zusammen mit dem mächtigen Haupthaar das ganze Gesicht buschig umrahmte, flatterte, und die Stimme stieß den am marxistischen Hofe Verfemten in die tiefsten Gründe der Hölle. Ein rollendes, tosendes Gewitter im Hochgebirge mit tausendfachem Echo. Bernstein wurde auch in London bald heimisch und war ein ständiger Gast in dem gemütvollen Hause Friedrich Engels. Allmählich nahm ihn die sozialistische Theorie mehr und mehr gefangen, und seine Werke über Lassalle, über die kommunistischen und demokratisch-sozialistischen Strömungen in der englischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts, über die Voraussetzungen des Sozialismus und über die Geschichte und die Theorie des Sozialismus entstanden. Es war eine Zeit stillen Reifens. Bernstein wurde, neben Kautsky, der Theoretiker

Digitized by Google

der Partei. Aber darüber hinaus der Wegbereiter des Revisionismus.

*

1901, endlich, schlug die Stunde der Rückkehr in die Heimat. Die immer wieder erneuerte Strafverfolgung, die sich aus seiner publizistischen Tätigkeit am „Sozialdemokrat" von der Zeit des Sozialistengesetzes her ergab, wurde, auf eine demokratische Anregung hin, von Bülow niedergeschlagen. Der Nachfolger Hohenlohes im Reichskanzleramt hoffte wohl, durch eine unmittelbare Einwirkung Bernsteins auf die deutsche Sozialdemokratie die allmähliche Wandlung der Partei im revisionistischen Sinne beschleunigen zu können. Bernstein wurde von den Breslauern in den Reichstag gewählt. Aber so rasch, wie Bülow erwartet hatte, ging die Entwicklung nicht. Zunächst gab es ein großes ritardando. Auf dem Dresdener Parteitage hielt Bebel das Ketzergericht über die Revisionisten. Und alle kuschten sie, als der Gewaltige erbarmungslos wetterte. Bernsteins opponierende Gefolgschaft schrumpfte auf ein ganz bescheidenes Fähnlein zusammen. Aber der Samen war einmal ausgestreut, und die treibende Pflanze war nicht mehr in die Erdkrume zurückzustecken. Diese Bewegung ging, rapide, zu guter Letzt so weit, daß ein Scheidemann, der einst zur blinden Gefolgschaft Bebels gehört hatte, auf dem ersten Friedensparteitag in Weimar, unter lebhaftem Beifall, erklären durfte: „Wir können unsere Maßnahmen nicht immer danach treffen, ob sie sozialistisch, sondern ob sie praktisch sind."

Digitized by Google

Der Krieg brachte Bernstein in einen schweren Gewissenskonflikt. Seine ganze internationale Vergangenheit regte sich wider das Völkergemetzel. Er konnte mit den Ebert, Scheidemann und David nicht mehr mit, und zusammen mit Haase trennte er sich, 1916, von der Mehrheit. Die Unabhängige sozialdemokratische Partei entstand. Innerpolitisch war er hier aber ein Fremder, ein Nachtwandler. Als die Revolution ausbrach, wurde er für eine Zeitlang ins Reichsschatzamt als aufpassender Beirat entsandt, vermochte indessen die immer größere Zuneigung der Unabhängigen zu den Kommunisten nicht mehr mitzumachen und pochte, Einlaß heischend, wieder bei den Mehrheitssozialdemokraten an.

*

In das parlamentarische Leben kehrte er, nachdem der alte Reichstag einem Schlaganfalle jäh erlegen war, erst 1920 wieder zurück. Der Nationalversammlung hat er nicht angehört. Als stiller Gelehrter arbeitet er, schriftstellernd, weiter an dem Werden der neuen Zeit. Kein Stürmer, kein Dränger mehr, sondern ein warnender Gleissteller, der darauf achtet, daß der Sozialismus nicht die Schienen der Demokratie verläßt. Sein Leben war nicht ein Kampf mit gigantischen Problemen und Schicksalsmächten. Ein gut Teil seines Lebens wurde er gelobt. Ruhig und klar strömten ihm die Ideen aus der Seele, diesem unergründlichen Irrgarten des Menschen, und mit zäher Energie und einem rührenden Fleiß hat er Steinchen auf Steinchen gefügt. Kein Parteifanatiker,

Digitized by Google

sondern bei und über allem ein gütiger, verstehender Mensch. Viele gingen über die Schwelle seiner traulichen Häuslichkeit, Männer und Frauen aller Kulturnationen, und von allen, die zu ihm und seiner Gattin, der klugen Übersetzerin von Webbs Geschichte des britischen Tradeunionismus, kamen, nahm jeder etwas, geistig, mit: Philemon und Baucis, denen die Götter, als alles Land ringsum von den Fluten verschlungen wurde, einen Tempel bereiteten, damit sie fortan ungestört den hohen Gedanken der sozialen Demokratie und der Menschlichkeit hüten konnten.

Digitized by Google

Georg von Beseler

Als Warschau am Sonntag, dem fünften November 1916, erwacht, sieht es die Sonne gleich einem rotglühenden Feuerball im fernen Horizont aus der weiten, unabsehbaren polnischen Erde langsam sich erheben. Die Fenster und Häuser sind vom Widerschein wie illuminiert. Eine stille Heiterkeit erfüllt bei dem herrlichen Wetter, vor dem großen nationalen Ereignis, die Herzen von Warschau. Von früh an werden die ersten Fahnen hinausgesteckt, die bald in ihren leuchtenden weiß-karmoisinroten Farben im Winde flattern. Teppiche werden von den Balkons gehängt und an den verschiedensten Fassaden wird wieder der weiße polnische Adler sichtbar, der unter der russischen Herrschaft verboten war. Die prächtigen breiten Straßen bevölkern sich mit jeder Stunde mehr. Viel Volk strömt vom Lande herbei. Die Züge sind überfüllt. Eine freudige Erregung geht durch die Bevölkerung. Polen geht einer neuen nationalen Zukunft entgegen.

Gegen zwölf Uhr vormittags staut sich die Menschenmenge vor dem altehrwürdigen Stadtschloß, das, einst aus Holz erbaut, von August dem Dritten in einem schlichten Barockstil um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts neu errichtet wurde. Die Vereine und Körperschaften

Digitized by Google

zogen mit ihren bunten Standarten in geschlossenen Zügen auf und versammelten sich in dem weiten Schloßhofe. Vor dem Schloß, auf dem die deutsche Kriegsflagge wehte, während aus den Fenstern polnische Fahnen flatterten, stand eine nach Zehntausenden zählende Menge, Männer, Frauen, Kinder in buntem Gemisch: Schmucke Uniformen, auffallende Damenkostüme, verschlissene Bauernröcke, lange, schwarze Judenkaftane, verschnürte und mit Pelz besetzte Mäntel der Studenten und Schüler, Mützen und Barretts aller Art, kurz ein eigenartiges Durcheinander von Kleidungsstücken, das stark gegen die Gleichmacherei der westeuropäischen Zivilisation abstach.

Im großen Empfangssaale des königlichen Schlosses hatte sich inzwischen eine stattliche Festversammlung eingefunden. Der Saal war hell erleuchtet. Hochragende massige Säulen aus buntem Marmor tragen eine vielverzierte Balustrade. Ein riesiges Deckengemälde, Phöbus Apollo auf dem Sonnenwagen dahinfahrend, gibt dem Ganzen ein vornehm künstlerisches Gepräge. Zwei Statuen, Apollo und Minerva, begrüßen die Eintretenden im Saale. In gerader Linie vom Portal bis zur Estrade, die von Blumen geschmückt war, hatten sich zwei Reihen polnischer Legionäre aller Grade aufgestellt. Hinter ihnen gruppierten sich die anderen Teilnehmer. Alle bedeutsamen Körperschaften und Behörden waren vertreten. Der polnische Hochadel hatte sich zahlreich eingefunden. Der katholische Klerus, voran der Erzbischof Kakowski in seinem stattlichen roten

Digitized by Google

Gewande, war erschienen. Auch die evangelische und die jüdische Geistlichkeit fehlte nicht.

Punkt zwölf Uhr betrat Generalgouverneur von Beseler, von seinem militärischen Gefolge begleitet, den Saal. Mit kurzen, festen Tritten ging er auf die Estrade zu. Atemlose Stille trat ein. Dann ergriff er das Wort zu einer kurzen Einführung und verlas die Proklamation der staatlichen Wiederauferstehung Polens. Klar und deutlich wies er darauf hin, daß das neue Königreich im Anschluß an die beiden verbündeten Mächte die Bürgschaft finden solle, deren es zur freien Entfaltung seiner Kräfte bedürfe. Warm und herzlich wurde sein Tonfall, als er den Wunsch aussprach, daß die großen westlichen Nachbarmächte des Königreichs Polen an ihrer Ostgrenze einen freien und seines nationalen Lebens frohen Staat mit Freude neu erstehen und aufblühen sehen würden. Als er geendet, blieb die Versammlung still, da die meisten die deutschen Worte nicht verstanden. Jetzt trat Graf Hutten-Czapski, Mitglied des preußischen Herrenhauses, rechts an die Estrade heran, öffnete eine rotbraune Mappe und verlas nunmehr die Proklamation in polnischer Sprache. Wieder herrschte tiefste Stille im Saale, die bis zum Schlusse der Verlesung anhielt. Selbst als er geendet hatte, wagte im ersten Augenblick keiner zu sprechen. Dann aber rief irgendeiner ganz impulsiv auf polnisch: „Es lebe Polen!" Das wirkte wie ein zündender Funke. Die ganze Versammlung stimmte ein. Wieder rief einer: „Es leben die Deutschen!"

Digitized by Google

Dieselbe brausende Zustimmung. „Es leben die Kaiser, es lebe Polen! Polen! Polen!" wiederholen die anderen erregt, klatschen in die Hände. Bravo und Hurraruf folgen. Einer will plötzlich mehr sprechen. Aber da tritt schon der Rektor der Universität, Brudzinski, vor und hält folgende Ansprache:

„Wir empfangen diese feierliche Kundgebung der beiden verbündeten Monarchen, durch welche unsere niemals verjährten Rechte auf eine unabhängige staatliche Existenz anerkannt und bestätigt werden, in der festen Überzeugung, daß deren Inhalt, von aufrichtigem Wohlwollen getragen, bald und zielbewußt verwirklicht wird. Die wesentlichste Gewähr dieser Verwirklichung würden wir in der Berufung eines Regenten als des Symbols der polnischen Staatlichkeit sowie eines vorläufigen Staatsrats erblicken bis zu dem Augenblick, in welchem der König von Polen an die Spitze des endgültigen organisierten und in seinen Grenzen festgelegten polnischen Staates treten wird. Wir sind davon überzeugt, daß die Gemeinschaft der staatlichen Interessen, welche die Zentralmächte und das Königreich Polen verbinden, zwischen ihnen feste, freundnachbarliche Beziehungen begründen und auf diese Weise allen Angehörigen unseres Staates günstige Bedingungen für die Entwicklung unseres nationalen Lebens schaffen wird. Euer Exzellenz bitten wir nunmehr, den beiden hochherzigen Monarchen den Ausdruck unseres festen Glaubens an die gedeihliche Verwirklichung ihres Willens zu übermitteln und ihnen unsere tiefgefühlte Dankbarkeit auszudrücken. Es lebe ein freies und unabhängiges Polen!"

Nun, nachdem er gesprochen hatte, kennt die Begeisterung keine Grenzen mehr. Dasselbe spon-

Digitized by Google

tane Rufen und das fast gleichzeitige Einfallen der ganzen Versammlung wiederholt sich. Sodann erklärt der Generalgouverneur, General von Beseler:

„Mitten im Toben eines Weltkrieges führt der hochherzige Entschluß der verbündeten Monarchen den langgehegten Wunsch nach einem selbständigen polnischen Staate der Verwirklichung entgegen. Der trübe Zweifel: Was soll aus uns werden? findet keinen Raum mehr in den polnischen Herzen; ein neues großes Ziel ist ihnen gesteckt. Es gilt den Aufbau ihres künftigen Staates. Noch blutet das Land aus tausend Wunden und noch täglich verlangt auch von ihm der Kampf gegen seinen einstigen Unterdrücker neue Opfer. Überall aber keimt neues Leben, überall regt sich das Streben nach tätiger Teilnahme am Befreiungskampf und an der Arbeit zur Heilung der vom Kriege geschlagenen Wunden. So treten Sie denn vertrauensvoll an unsere Seite, so wie auch wir Ihnen unser Vertrauen entgegenbringen, um den Kampf zu einem glücklichen Ende zu führen und in gemeinsamer Arbeit den festen Grund zu legen für das polnische Königreich, in dessen Geburtsstunde wir heute stehen. Möge es sich als ein starkes Glied in den Bund der Staaten Europas einfügen, die durch die gleichen geistigen, politischen und wirtschaftlichen Interessen miteinander verbunden und aufeinander angewiesen sind. Das Wort der erhabenen verbündeten Monarchen verbürgt Ihnen Ihre Zukunft. Der polnische Staat ersteht, und bald wird, so hoffen wir, ein polnisches Heer, das sich aus freiem Willen um seine Fahnen schart, als Symbol staatlicher Selbständigkeit zu seinem Schutz bereit stehen. Der glücklichen Zukunft des Königreichs Polen gilt mein Wunsch."

Der Ansprache folgen neue Ausbrüche der

Digitized by Google

Begeisterung. In den brandenden Jubel fällt plötzlich aus unsichtbarer Höhe ein Bläserchor ein und stimmt, wuchtig und ernst, die polnische Nationalhymne an:

„Gott, der du Polen in so langen Jahren
Glanz, Macht und Ansehen wußtest zu bewahren;
Der Allmacht hehren Schild vor uns gebreitet
Bei jedem Angriff, den der Feind geleitet:
Vor dem Altare, flehn wir, blick hernieder,
Gib deinem Volke seine Freiheit wieder!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Herr, der du starken Armes brichst Sklavenketten,
Willst du denn niemals unser Volk erretten?
Willst du denn niemals uns die Freiheit senden;
Solln wir als Knechte unserer Feinde enden?
Vor dem Altare, flehn wir, blick hernieder,
Gib deinem Volke seine Freiheit wieder!"

Die Augen der Polen wurden feucht, manche umarmten und küßten sich. Dann aber, als der letzte Ton der Hymne verklungen war, trat ein ehrfürchtiges Schweigen ein, und alles verneigte sich tiefbewegt, als Generalgouverneur von Beseler mit seinen Offizieren den Saal verließ. Zwanzig Minuten hatte der feierliche Akt gedauert.

Draußen aber wogte eine ungeheure Menschenmenge hin und her. Vom Schloß wehte die polnische Fahne. Die Proklamation wurde gedruckt an jedermann verteilt, und an den Häusern wurden in der karmoisinroten Farbe Anschläge mit dem Text der Kundgebung angeheftet. Vom Balkon des Schlosses sprach irgendeiner impulsiv herab zu der Menge, die dicht gedrängt im Hofe stand. Zuruf über Zuruf schallten ihm entgegen. Einer

Digitized by Google

immer freudiger als der andere. Lieder wurden gemeinsam gesungen, und schließlich konzertierte eine deutsche Militärkapelle längere Zeit auf dem Schloßplatze, da, wo sich die Monolithsäule erhebt, auf der in Bronze König Sigismund der Dritte steht, der in der rechten Hand das Schwert, in der linken das Kreuz hält. Nachmittags schlossen sich imposante Umzüge durch die Stadt an den Akt der Proklamation an. Die Kundgebungen der Warschauer Bevölkerung dauerten bis in den späten Abend. Vor dem Rathaus sangen Tausende entblößten Hauptes die Nationalhymne, brennende Wachslichter in den Händen haltend. In den Straßen herrschte ein überaus lebhafter Verkehr . . .

Zwei Jahre danach, in denselben Novembertagen, als Deutschlands Kriegsglück sich gewendet hatte, wurden die Deutschen in Warschau gesteinigt, und Herr von Beseler mußte flüchten.

*

Frühjahr neunzehnhundertachtzehn. Warschau hat sich wenig verändert. Das Politische vollzieht sich hinter den Kulissen. Der Generalgouverneur, Herr von Beseler, hat keinen leichten Stand. Niemand konnte er es recht machen: den Polen nicht, obwohl sie ihn seiner humanen Gesinnung wegen verehrten, den deutschen Militaristen nicht und schließlich auch der Berliner Zentrale nicht. Ludendorff hatte ihm den Oberst Nethe, einen ziemlich schroff-entschiedenen Militär, als Stabschef auf die Nase gesetzt. In Litauen und Kurland,

Digitized by Google

dem Machtbereiche Ober-Ost, stänkerten die alldeutsch-militaristischen Kreise des Prinzen Leopold von Bayern, und in Polen selbst brodelte es wie in einem Kessel. Die Aktivisten, die mit den Zentralmächten zusammenzugehen bereit waren, waren in der Minderheit. Die Passivisten, die solange still halten wollten, bis die Entente den Endsieg errungen hatte, waren in der Mehrheit. Aus dieser Konstellation ergab sich im Provisorischen Staatsrat, in der Regierung, im Regentschaftsrat eine innerlich unwahre Politik: Man arbeitete mit den deutsch-österreichischen Okkupationsbehörden zusammen am Wiederaufbau Polens, schielte aber jeden Augenblick rechts oder links nach einer Gelegenheit, um sich dieser Bevormundung zu entziehen. Eine schwüle Atmosphäre.

Der Generalgouverneur ließ mich zu einer Aussprache zu sich bitten. In einer kleinen halben Stunde bringt mich der leichte Wagen nach dem Schlosse Bellevue an der Peripherie der Stadt. Eingebettet ist das Palais in den Laszienki-Park, der, ein kleines Versailles, durch den Mund sprühender Wasserspiele, lauschiger Grotten, reizender Statuetten und verträumter Orangerien von der großen, aber schon leise dahinsterbenden Vergangenheit Polens erzählt.

Die Pferde poltern, durch das Gittertor in den großen Vorhof einbiegend, auf dem harten Pflaster. Der Wagen hält. Die Pforten öffnen sich, und ich werde vom Adjutanten durch einige Prunkgemächer in den Empfangssaal geführt. Weiche

Digitized by Google

Barockstimmung. Aus den großen Fenstern ein Blick in die grünen Kulissen des Parkes. Der General tritt raschen Schrittes ein. Mittelgroß. Freundlich. Liebenswürdig. General in Haltung. Bürgerlich in seiner Umgangskultur. Ein Deutscher, der sich von Haus und Schule her sein Humanitätsideal im warmen Herzen bewahrt hat. Intelligenter Kopf. Keine gefrorene Ludendorff-Maske. Sondern ein Mensch auch in der Uniform. Ein kleiner Schnurrbart, der schon fast weiß ist, nimmt dem Gesicht jede Schärfe und jeden Schneid.

Gleich nach den ersten Worten legt sich langsam ein Schatten der Resignation über sein Antlitz. Seine Unterhaltung mit mir war ein beinahe ununterbrochener Rechtfertigungsversuch seiner Polenpolitik.

„Man hat mir vorgeworfen, daß ich die Polen mit Sammethandschuhen anfasse und aus dem Lande nicht genug für die Heimat heraushole. Das ist nicht richtig. Zwei Beispiele dafür: Vor dem Kriege hatte Polen einen Pferdebestand von etwa 650 000 Stück. Im Kriege ist dieser Bestand durch die Requisitionen der Russen stark dezimiert worden. Trotzdem ist es mir gelungen, 130 000 Pferde mit der Zeit aus dem Lande herauszuziehen und sie der Heeresverwaltung zur Verfügung zu stellen. Weiter: Während dreier Jahre haben wir eine Mißernte gehabt, zuerst großen Futtermittel- und dann auch noch großen Kartoffelmangel, und dennoch sollten wir Unmögliches an Lebensmittellieferungen für die

Digitized by Google

Heimat leisten. Im Dezember 1916 wurde mir aufgegeben, zwei Millionen Zentner Kartoffeln aus Polen dem Reich zur Verfügung zu stellen. Das erwies sich einfach als unmöglich. Dann wurde uns vom Reichsamt des Innern eine Reichskartoffelstelle hier eingerichtet, und der Erfolg war, daß es ihr bloß gelang, 140 000 Zentner herbeizuschaffen. Man vergißt eben immer wieder, daß Polen früher in Lebensmitteln nicht ein Ausfuhr-, sondern ein Einfuhrland gewesen ist. Ähnlich verhält es sich mit den Wäldern und mit dem Holz. Es ist eine Legende, daß Polen ein waldreiches Land ist."

Eine kleine Pause trat im Gespräch ein. Herr von Beseler holte tief Atem und fuhr fort: „Und dann die Annexionspolitik. Dreieinhalb Jahre bin ich nun schon in Polen, und bald drei Jahre sitze ich an dieser Stelle. Ich darf also sagen, daß ich schon gewisse Erfahrungen an Land und Leuten gesammelt habe. Aber die alldeutsche Presse weiß es besser. Da werden so weitgehende Annexionen verlangt, daß sie einer neuen Teilung Polens gleichkommen. Ja, was will man denn damit erreichen? Die Russen haben wir zurückgedrängt und sie hoffentlich auf Jahrzehnte hinaus in den Osten gebannt. Wir haben Randstaaten um sie gebildet. Aber den Kern dieser Randstaaten bilden doch die Polen, die man mit einer Bevölkerung von zwanzig Millionen nicht einfach vergewaltigen und in eine dauernde Feindschaft zu uns bringen darf.

Ich bedauere in diesem Zusammenhange auch

Digitized by Google

die Reden meiner Kollegen im preußischen Herrenhause und kann mir die widerspruchsvollen Erklärungen der beiden Minister von Eisenhart-Rothe und Doktor Drews nicht erklären. Man spricht von Annexionen und will es dann doch hinterher nicht wahrhaben. Ich bin nachgerade während dreier Jahre an diese Politik gewöhnt. Heute so, morgen so und übermorgen wieder anders.

Zum großen Teil ist das auf die verschiedenartigen Auffassungen in der Heeres- und in der Zivilverwaltung zurückzuführen. Aber noch andere Dinge spielen da mit. Sehen Sie zum Beispiel auf die Herren in Ober-Ost. Da wird eine ganz ausgesprochene alldeutsche und antipolnische Politik getrieben. Das gibt fortwährend Reibungen. Und dann vor allem die Konflikte mit den Österreichern. Dabei muß ich auch Herrn von Bethmann Hollweg berühren. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich verehre ihn als klugen und feinsinnigen Politiker. Aber das Letzte, was erst die Größe eines Staatsmannes ausmacht, fehlte ihm. Wenn Österreich seine polnischen Wünsche zum Ausdruck brachte, dann wich er meist aus, um sich nicht Unbequemlichkeiten zu schaffen, statt einmal mit der Faust auf den Tisch zu schlagen. An Österreichs Sonderwünschen krankt überhaupt die ganze Politik gegenüber Polen. Was haben wir denn noch von Österreich? Früher haben wir es vielleicht gelegentlich als Unterstützung nötig gehabt. Aber haben wir es denn nicht immer wieder militärisch heraushauen müssen?

Digitized by Google

Es wird wirklich Zeit, daß wir die polnische Frage lösen, damit man weiß, woran man ist. Dabei wird man aber alle Rücksichten auf Österreich fallen lassen müssen.

Eine andere Sache. Wir haben hier im Generalgouvernement bereits die Staatsfinanzen saniert. Die Steuern gehen wider Erwarten gut ein, da wir allerdings sehr hinter her sind. Es ist überraschend viel Geld im Lande. Das letzte Budget hat bereits mit einem Überschuß geschlossen. Und im österreichischen Okkupationsgebiet? Dort wird die Defizit-Wirtschaft aus der österreichischen Staatskasse bestritten, und die Polen werden sich wundern, wenn Österreich ihnen nachher eine Milliardenrechnung zur Rückerstattung präsentiert. Um eine Beteiligung Polens an der Kriegsentschädigung werden wir nicht herumkommen. Es wird sich um einige Milliarden handeln. Die Polen haben mir gegenüber manchmal über die Opfer, die ihnen aufgebürdet seien, geklagt. Dann habe ich ihnen erwidert, daß wir Deutschen neunzigtausend Kriegergräber im Generalgouvernement hätten, und sie gefragt, ob das nicht mehr bedeute, als die materiellen Lasten, die sie zu tragen hätten. Ich bin der Ansicht, daß nur ein selbständiges Polen politisch und wirtschaftlich einen Wert für uns hat. Wir müssen es wirtschaftlich mit uns verketten und so die Grundlage für eine gegenseitige dauernde Verständigung schaffen. Von einem großen Rassen-, von einem Kulturunterschiede zwischen Deutschen und Polen kann nicht die Rede sein. Ich habe dreißig Jahre

Digitized by Google

n Brandenburg und in Berlin gelebt und kann nur sagen, daß hier wie dort die Menschen nicht anders sind. Die Polen gehören der westlichen Kultur an, während die Russen der östlichen tatarisch-moskowitischen zuzurechnen sind. Aber manche Kreise sind eifrig bemüht, einen künstlichen Gegensatz zwischen Polen und Deutschland zu schaffen. Auch unter den Polen, deren Politiker oft einen femininen Eindruck machen. Die Minister des gegenwärtigen Kabinetts Steczkowski scheinen aber durchaus nüchtern und real an ihre Aufgaben heranzutreten. Die deutsch-polnischen Nationaldemokraten, die Abgeordneten von Trampzynski, Seyda, Korfanty und so fort schaden der polnischen Sache außerordentlich. Aber es ist sehr erfreulich, daß sie von einem großen Teile der kongreßpolnischen Bevölkerung politisch abgeschüttelt werden. Es war gewiß nicht leicht, ein Jahr lang mit dem Provisorischen Staatsrat zu regieren, der uns so viel Schwierigkeiten bereitet hat, doch muß ich zugeben, daß sich auch unter seinen Mitgliedern eine Reihe politisch klardenkender Männer befunden hat. Gewiß beherrscht noch viele Polen die Vorstellung von der Wiederaufrichtung eines Polens von Meer zu Meer. Aber sie vergessen, daß es sich damals in der Vergangenheit um ein Polen mit lauter fremden Randstaaten gehandelt hat. Eine Angliederung dieser Fremdvölker an Polen ist heute nicht mehr möglich. Ferner will man die Teilung Polens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht vergessen. Aber konnte Friedrich der Große es zulassen,

Digitized by Google

daß Rußland allein Polen einsteckte und sich dann mit seinem Machtbereich weit zwischen die Provinzen Pommern und Schlesien in das Herz Preußens hineinschob?

Endlich noch ein paar Worte zur Heeresfrage. Andere Staaten hätten sich darum gerissen, ihr Heer von uns militärisch ausgebildet und organisiert zu bekommen. Bei den Polen scheiterte diese Frage zunächst an der Eidesleistung. Aber konnten wir als erfahrene Militärs dazu jasagen, daß zweierlei Eide geleistet wurden, einer vom polnischen Kontingent im Okkupationsgebiet und einer von den polnischen Landsturm-Legionären in Österreich? Jetzt endlich geht die Sache vorwärts. Das ist nicht zuletzt das Verdienst des Generals Barth."

Die Unterredung war zu Ende. Der Generalgouverneur lud mich ein, mir doch auch die Feste Nowo Georgiewsk anzusehen, deren Erstürmung den Fall Warschaus ermöglicht habe. Ein Dampfer fährt mich auf der Weichsel abwärts. Nach mehrstündiger, mühsamer Fahrt durch die Wasserrinne, die von den zahlreichen Sandbänken gelassen war, leuchten auf dem erhöhten Ufer die weißen, eintönigen Kasernements des Riesenforts, einer reinen Soldatenstadt, auf. Beseler hatte hier, zum zweiten Male in dem Völkerkriege, sich als Meister der Festungseroberung erwiesen. Erst im Westen Antwerpen, dann im Osten Modlin. Alle seine militärischen Erfolge hatte er lediglich seiner eigenen Tüchtigkeit zu verdanken. Über die Garde hatte er nicht

Digitized by Google

Karriere gemacht. Als Pionier hatte er sich heraufgearbeitet. Als Pionier und Bürgerlicher dazu. Schlieffen schätzte ihn sehr und kettete ihn als Oberquartiermeister im Generalstab an sich. Er war ein gerader und offener Charakter, und sein Pflichtgefühl ließ ihn oft Dinge sagen, die anderen, höheren, in ihrer Selbstsicherheit nicht angenehm waren. Ein Korps erhielt er unter diesen Umständen nicht. Als Inspekteur des Ingenieur- und Pionierkorps schob man ihn beiseite und verabschiedete ihn schließlich wegen einer Lappalie, wegen der Alimentengeschichte eines Generals, der einst als Kommandeur eines Pionierbataillons ihm unterstellt gewesen war. Als der Krieg ausbrach, meldete er sich freiwillig, bekam das dritte brandenburgische Reservekorps, belagerte und eroberte Antwerpen, ging dann zur vierten Armee Flandern über, wurde, als unbequemer Herr, nach dem Osten dirigiert, feierte in Nowo Georgiewsk einen neuen militärischen Triumph und wurde dann in Warschau als Generalgouverneur feierlichst beigesetzt.

*

Um elf Uhr vormittags ward ich zur Audienz beim polnischen Regentschaftsrat geladen. Der Wagen rollt vor das Portal des alten Königsschlosses an der Weichsel. Zwei Legionäre in feldgrauer Uniform, stramme Polen, stehen davor und salutieren. Aber die eigentlichen Posten vor diesem stolzen Bau sind doch, ringsherum, die alten Pappeln, die wie riesige Grenadiere aus der kurzen

Digitized by Google

napoleonischen Zeit sich schirmend vor das Schloß postiert haben. Zu all dem, was im Verlaufe von Jahrhunderten sich vor ihnen abgespielt hat: prunkendes Bürgertum, klirrender Waffenlärm, verhängnisvoller Adelsübermut, nationale Demütigung, blutige Revolution und allmähliches Wiederauferstehen des Staates, zu alledem haben sie immer nur stumm die Wipfel schütteln dürfen. In ihren Blätterkronen rauscht und raunt es so, Tag und Nacht, von vergangenen Zeiten. An meinem geistigen Auge huschen die Bilder Canalettos vom polnischen Hofleben im achtzehnten Jahrhundert vorüber.

Ein Offizier empfängt und geleitet mich über breite Treppen durch mehrere goldglitzernde Säle in den Vorraum zum Empfangssaale. Wiederum grüßen beim Vorübergehen wachthabende Legionäre. Der Offizier meldet meine Ankunft. Die Tür zum Audienzsaal wird weit geöffnet, der Chef des Zivilkabinetts erscheint im Rahmen und streckt mir beide Hände freundlich zum Gruße hin. Der Prälat von Chelmicki ist ein Mann von feinsten Umgangsformen, der Deutsch wie seine Muttersprache spricht. Ein Geistlicher in schwarzem Gewande, dessen kleine Pelerine von einem schmalen karmoisinroten Streifen eingefaßt ist. Ein scharfgeschnittenes Gesicht, das von leiblichen und geistigen Genüssen erzählte, blickte mich verbindlich lächelnd an. Eine leicht gebogene Nase und zwei flink in schmal geschlitzten Öffnungen herumeilende Pupillen geben ihm ein besonderes Gepräge. Er hätte ein Abbé aus dem

Digitized by Google

achtzehnten, aus dem Rokokojahrhundert sein können, als Galanterie und Delikatesse, als geistvolle Konversation auch vom Klerus am polnischen Hofe geschätzt und gepflegt wurde. Der Prälat stellte mich dann, sehr steif und zeremoniell, dem augenblicklich allein in Warschau anwesenden Regentschaftsmitgliede, Grafen von Ostrowski, vor. Ein Grandseigneur von vornehmen Umgangsformen stand vor mir, ein Weltmann, der trotz seines vorgerückten Alters überaus lebhaft, deutsch oder französisch, zu plaudern wußte. Schlank und hochgewachsen, weißes Haar auf dem Haupte und über der Oberlippe. Wir sprachen vom Krieg und vom Frieden, von der Zeit, die später kommen wird, von der Zukunft Polens, von Völkerverständigung und Völkerbund, und als nach etwa einer halben Stunde das Gespräch sich seinem Ende zuneigte, stand er auf, trat ganz dicht auf mich zu und flüsterte mir die Frage ins Ohr: ‚Und nun sagen Sie, wie stehts mit der Verpflegung in Berlin? Denken Sie nur, auch ich habe recht erhebliche Schwierigkeiten damit.“ Und darauf erzählte er, mit einem leichten lamentierenden Unterton, von seinen Gütern, seiner sorgenden Wirtschaftsdame, von Butter, Brot und Eiern...

Die Audienz war beendet. Der Regentschaftsrat, das Dreimänner-Kollegium des Erzbischofs Kakowski, des Fürsten Lubomirski und des Grafen von Ostrowski, verschwand im Nu in der Versenkung, als die deutsche Revolution auch in Polen ganz neue Verhältnisse schuf.

Digitized by Google

Der Traum eines neuen polnischen Königtums war nur kurz gewesen.

*

Die beiden feurigen Pferde des leichten Jagdwagens zogen an, und fort ging es zum Kronenburgpalais, wo der Ministerpräsident residierte. Herr Steczkowski hatte, im März 1918, nachdem Herr von Kurarzewski nach der Abtretung des Cholmer Landes an die Ukraine im Brester Frieden, zurückgetreten war, die Leitung eines neuen Kabinetts übernommen. Ein Advokat aus Lemberg, der erst in der galizischen Petroleumindustrie, dann im Finanzwesen eine nicht geringe Rolle gespielt und zuletzt im Aufsichtsrate der Warschauer Handelsbank gesessen hatte. Ende der Fünfziger. Ein geistiger Arbeiter, dem die Mühen und Sorgen seines Berufes auf dem Gesicht geschrieben standen. Zuerst vorsichtig, wenn nicht mißtrauisch im Gespräch. Wir unterhielten uns über die politische und die wirtschaftliche Lage: „So lange der Staat noch im Werden und so lange die Regierung, während der Okkupation, noch nicht Herr im eigenen Lande ist, kann man nicht streng nach demokratischen Grundsätzen regieren. Noch ist die politische Vorbildung der Bevölkerung ungenügend. Es mangelt an Verwaltungspersonal. Gewisse absolutistische Maßnahmen werden notwendig sein, um überhaupt erst einmal stabile Verhältnisse zu schaffen und den Staat auf feste Füße zu stellen."

Die weitere Unterhaltung zog sich eine halbe

Digitized by Google

Stunde hin. Ich wollte schließlich aufbrechen, als eine kleine Pause eintrat. Aber der Ministerpräsident forderte mich mit einer Handbewegung auf, noch zu bleiben, reichte mir eine Zigarette, und nun trat er mehr aus sich heraus, und das Gespräch begann weniger offiziell zu werden. Herr Steczkowski streifte mit wenigen Worten die trüben Erfahrungen, die er bei der Zusammenarbeit mit den deutschen und österreichischen Okkupationsbehörden gemacht habe. Wohl wisse er, daß die eigentlichen Regierungsbehörden, sowohl in Warschau wie auch in Berlin, nicht an der zunehmenden Verschärfung der Gegensätze schuld seien. Der Pole sei überaus leicht zu nehmen, wenn man ihm nur in einer höflichen und freundlichen Form begegne. Die maßgebenden deutschen Organe, das heißt, die Militärs, aber liebten es, der polnischen Regierung stets sofort in der schroffsten Form ihre Weisungen zugehen zu lassen, und hätten auf alle Vorstellungen immer nur ein „Nein, nein, nein". Das müsse verstimmen. Wenn selbst er, ein so nüchtern und geschäftsmäßig denkender Mensch, der die Politik stets nur von den realsten Gesichtspunkten aus betrachte, wenn selbst er sich in seinen Gefühlen durch ein solches Vorgehen schwer verletzt fühle, so könne man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wie die Stimmung in den weitesten Kreisen Polens, die politisch nicht geschult seien, gegenüber Deutschland sei. Als er seinerzeit nicht gewillt gewesen sei, das Amt zu übernehmen, habe der Generalgouverneur von Beseler persön-

Digitized by Google

lich einen Brief an ihn geschrieben, doch um Gottes willen an die Spitze des Kabinetts zu treten, er dürfe auch seiner weitestgehenden Unterstützung versichert sein. Und nun sei doch alles anders gekommen. Er habe sich den Brief Beselers in seinem Schreibtisch als ein wertvolles psychologisches Dokument aufbewahrt, um zur gegebenen Zeit öffentlich darauf hinzuweisen.

„Hier, hier liegt er", und der Ministerpräsident öffnete seinen Schreibtisch, um seine Worte zu erhärten.

Von ihm wurde ich dann noch zum Minister des Auswärtigen, dem Prinzen Janusz von Radziwill, geleitet, einem Kavalier von bezwingenden Formen, um hier die politische Unterhaltung fortzusetzen.

*

Am neunzehnten August neunzehnhundertachtzehn suchte ich den Grafen Ronikier, den polnischen Gesandten in Berlin, im Hotel Adlon auf. Der Graf, ein graziös lächelnder Herr, war gerade damit beschäftigt, die Besprechungen, die er zusammen mit dem Prinzen Radziwill im Großen Hauptquartier gehabt hatte, in sein Journal einzutragen. Er erstattete mir sofort einen eingehenden Bericht über die ganzen Vorgänge.

Die Aufnahme im Großen Hauptquartier, wo sie Gäste des Reichskanzlers gewesen waren, sei überraschend herzlich gewesen. Sie hätten Gelegenheit gehabt, mit allen leitenden Faktoren eingehende

Digitized by Google

Rücksprache zu nehmen, mit dem Reichskanzler, mit dem Staatssekretär des Auswärtigen von Hintze, mit dem General Ludendorff und ganz besonders mit dem Kaiser. Während der frühere Staatssekretär, Herr von Kühlmann, ihm gegenüber meist den Standpunkt vertreten habe, die polnische Sache interessiere ihn nicht, oder ob er ihm zumuten wolle, die polnischen Wünsche vor den militärischen Stellen zu vertreten, habe Herr von Hintze ihm und dem Prinzen Radziwill sofort ein ernsthaftes Entgegenkommen bewiesen. Er habe daraus den Eindruck gewonnen, daß man nunmehr ernstlich an die endgültige Lösung der polnischen Frage herantreten wolle. Auch der Reichskanzler Graf Hertling, der bisher durch allerhand freundliche Redensarten einer klaren Stellungnahme aus dem Wege gegangen sei, habe sich jetzt sachlich mit der ganzen Frage auseinandergesetzt. Mit dem Prinzen Radziwill habe er verabredet, den Herren von vornherein reinen Wein einzuschenken und sie über nichts im Unklaren zu lassen. Sie hätten von der zunehmenden passivistischen Stimmung in Polen berichtet, von den Requisitionen, von der Arbeiterfrage und so weiter und hätten gefunden, daß die Herren, wie übrigens auch der Kaiser, sehr genau über all das unterrichtet gewesen seien. Das hätte ihnen ihre Arbeit sehr erleichtert. Bevor man an die Königsfrage herantreten könne, müßte man vier Vorfragen erledigen: die Festsetzung der Grenzen im Sinne der Integrität nach dem Westen hin und im Sinne der Erweiterung nach

Digitized by Google

dem Osten hin, die Regelung der ökonomischen Fragen, die Übernahme der Requisitionen durch die polnischen Behörden, die Einräumung eines Freihafens in Danzig und damit den Zugang zum Meer, die Lösung der Arbeiter- und Gefangenenfrage, die Überweisung der Verwaltung an die Polen und endlich die Unversehrtheit Galiziens, das heißt Verzicht auf die den Ukrainern zugesagte Zweiteilung des Landes.

Am nächsten Morgen hätte er schon früh eine Einladung des Reichskanzlers zum Frühstück bekommen, aber schon eine Stunde später sei ihm mitgeteilt worden, daß der Kaiser sie als Gäste bei sich sehen wolle. An der Tafel, an der etwa achtzehn Personen teilgenommen hätten, seien ihm und dem Prinzen Radziwill die Plätze neben dem Monarchen eingeräumt worden. Der Kaiser sei sehr aufgeräumt gewesen und habe ihn nach der Tafel in ein Gespräch gezogen, das etwa eine halbe Stunde gedauert habe. Dabei sei auch die Thronfrage besprochen worden. Von einer Hohenzollernkandidatur sei dabei die Rede gewesen, die aber schon aus konfessionellen Gründen nicht in Betracht kommen könne. Dann habe man eingehend über den Erzherzog Karl Stephan gesprochen, und der Kaiser habe sich sehr sympathisch dazu geäußert, aber ausdrücklich erklärt, daß den Polen völlig allein die Initiative in dieser Frage überlassen werden müsse. Man müsse alle diese Dinge schließlich auch von dem Gesichtspunkte der späteren Friedensverhandlungen bewerten. Im übrigen schien der Kaiser den Wün-

Digitized by Google

schen der Polen durchaus Verständnis entgegenzubringen. Während der Unterhaltung trat der Kronprinz hinzu. Alsdann habe er noch mit General Ludendorff konferiert, der, trotz einer gewissen Zurückhaltung, doch erklärt habe, wenn der Kaiser und die politischen Faktoren bestimmte Ansichten über die Frage der Grenzführungen geäußert hätten, er dieses Moment in seinen militärischen Erwägungen natürlich berücksichtigen werde.

Ehe dann Kaiser Karl und Graf Burian, der österreichisch-ungarische Außenminister, im Großen Hauptquartier eingetroffen seien, hätte er und Prinz Radziwill, im Einverständnis mit Herrn von Hintze, die Rückreise angetreten, um in keiner Weise die bevorstehenden deutsch-österreichischen Verhandlungen zu stören.

Graf Ronikier fuhr dann fort: Die Dinge werden sich nun wahrscheinlich sehr rasch weiter entwickeln. Das Argument, daß man dem polnischen Volke einen König und feste staatsrechtliche Verhältnisse geben müsse, wenn man der zunehmenden Gefahr des Passivismus und des Bolschewismus begegnen wolle, habe auf die deutschen Politiker im Hauptquartier einen starken Eindruck gemacht. Er werde jetzt mit dem Prinzen Radziwill zu weiteren Beratungen nach Wien reisen und gedenke darauf nach Warschau zu fahren, zur Berichterstattung über die vorbereitenden Vereinbarungen, die er im Anschluß an die Besprechungen im Hauptquartier mit Herrn von Hintze in Berlin pflegen werde. Man werde jetzt an die Aufstellung

Digitized by Google

der Militär=, der Zoll=, der Münz=, der Eisenbahn=verträge herantreten.

Die Dinge würden sich ziemlich automatisch weiter abrollen. Der Regentschaftsrat werde den sämtlichen Parteiführern die Königsfrage vorlegen, der Staatsrat werde hoffentlich einstimmig für Karl Stephan votieren, und wenn der König gekrönt sein werde, würde das Ministerium seine Demission einreichen und dem König freie Hand lassen, entweder das Kabinett im Amte zu bestätigen oder einen Politiker mit der Neubildung eines Ministeriums betrauen. Sodann würde der Monarch in den einzelnen Landesbezirken die traditionellen Wojewoden einsetzen, die von den deutschen und österreichischen Kreisverwaltungen die Geschäfte übernehmen würden, und würde zur allgemeinen Rekrutierung schreiten, um die Armee zu bilden. —

Am Tage darauf wohnte ich im Auswärtigen Amte einer Konferenz bei, in der Staatssekretär von Hintze die Gründe darlegte, aus denen sich Deutschland veranlaßt gesehen habe, gegen die sogenannte austro=polnische Lösung Stellung zu nehmen.

Nach drei Monaten waren alle diese Illusionen im Sturm der Revolution verflogen. General=gouverneur von Beseler flüchtete, auf Anraten einiger Polenführer, mit seinem Stabe aus Warschau, und hinter ihm brach das stolze deutsche Okkupationsgebäude in Polen und, darüber hinaus, in der Ukraine zusammen.

*

Digitized by Google

Wiederum fast zwei Jahre später. In der Berliner Hohenzollernstraße ein Besuch beim polnischen Gesandten, Grafen Schebeko. Ein schlanker, hochgewachsener Herr. Über die sechzig. Ein Diplomat Pariser Pflasters. Sehr stark gelichtetes weißes Haupthaar. Beschnittenen Schnurrbart unter der ganz leicht gebogenen Nase. In Rußland geboren und groß geworden. In Paris den kulturellen und politischen Schnitt bekommen. Konservativ. Nationalist aus rückwärts gewandter Überlegung. Pazifist als greiser Lehrer, der über den Alltag hinaus die Perspektiven der Zukunft sich abheben sieht.

Der russisch-polnische Krieg tobt. Die Russen sind, nachdem sie bereits vor den Toren Warschaus erschienen waren, mit einer großen Geste zurückgeschlagen worden. In Oberschlesien ist ein offener Aufruhr ausgebrochen. Die deutsch-polnische Verstimmung, scheints, hat ihren Höhepunkt erreicht. Das gibt das Thema des Gesprächs. Alle Fragen werden durchgangen. Nirgends scheint ein Weg der Verständigung sich zu zeigen. Wenn doch erst die Volksabstimmung in Oberschlesien vorüber wäre, damit man, über alle Leidenschaften, über alle Gefühlspolitik hinweg, praktisch von Fall zu Fall auf einen Ausgleich hinarbeiten könnte! Denn letzten Endes sind Polen und Deutschland auf einander angewiesen.

„Sehen Sie", und mit einem Male hellt sich das starre Gesicht des Grafen etwas auf, „ich glaube ja, daß wir in fünfzig Jahren die Dinge ganz anders betrachten werden. Vor Jahrhunderten

Digitized by Google

haben die Konfessionen mit einander die blutigsten Kriege geführt. Heute fragt kein Mensch mehr den andern nach seinem Religionsbekenntnis. So wirds später auch mit der Nationalität sein. In fünf Jahrzehnten werden wir ein föderatives Europa haben, und dann, was sind dann noch die Nationalitäten mit ihren Sonderwünschen, mit ihrem Haß und Hader? Was werden dann noch die heutigen Streitigkeiten zwischen Deutschland und Polen zu besagen haben?"

Digitized by Google

Hugo Stinnes

Ein Schauspiel in vier, fünf Akten. Kein soziales, sondern zur Abwechslung mal ein kapitalistisches Drama. Die Fabel einer Spinne, die, nachdem sie einmal erfolgreich feine und feinste Fäden gesponnen, sich weiter und weiter tastet und über Tiefen, über Höhen, über Gründe und Schlüchte, über Kuppen und Gipfel ihr zitterndzartes Seil zu immer ferneren Ufern wirft. Ein Mann, der, kühl rechnend, kalt überlegend, eine gradezu grandiose Phantasie entwickelt, um seinen Willen in Geld, in Verdienst, in Produktion, in Macht, in Politik umzusetzen: Hugo Stinnes.

Genug der Vorrede! Entfaltet den Vorhang!

Erster Akt. Exposition: das Geschlecht der Stinnes ist nicht alt. Sein Großvater war der Gründer der Firma Matthias Stinnes Kommanditgesellschaft zu Mühlheim. Du lieber Gott, viel Geld steckte, nach heutigen Begriffen, nicht in dem Geschäft. Der Vater Hugo nannte sich, bescheiden, Kaufmann. Seine Mutter war eine geborene Adeline Coupienne. Der Junge wird ins Realgymnasium geschickt und macht, ohne Aufenthalt, die Schule durch. Nach dem Abiturium wird er zu Karl Später in Koblenz in die kaufmännische Lehre gebracht. Die Geschichte dauert nicht lange. Er hat den Kram bald weg,

Digitized by Google

und bloß besserer Laufbursche zu sein, gefällt ihm nicht. Er wird, für einige Monate, praktischer Bergmann auf der Zeche Wiethe. Über und unter Tag. Dann bezieht er, 1889, die Bergakademie in Berlin. Nach zwölf Monaten tritt er in die Firma Matthias Stinnes ein, an der seine Mutter nur noch mit einem Fünftel beteiligt ist. Kaum zwei Jahre bleibt er dabei. Darauf löst er sich vollständig von der großväterlichen Gründung los und macht, dreiundzwanzigjährig, eine eigene Firma auf: Hugo Stinnes, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Stammkapital ganze fünfzigtausend Mark.

*

Zweiter Akt. Die Sache geht. Stinnes wird Kohlenhändler, mehrfacher Zechenbesitzer. Betreibt die Kohlenaufbereitung, die Brikettfabrikation. Wird Eisen- und Stahlproduzent. Kauft Schiffe für Fluß- und Seeverkehr. Organisiert einen riesigen internationalen Kohlenhandel. Hat Niederlassungen, an dreißig, in aller Herren Länder. Die Stinnesflotte, dreizehn eigene Dampfer mittlerer Größe vermitteln den Kohlen-, Holz-, Erz- und Getreideverkehr im Mittelmeer, im Schwarzen Meer und in der Nord- und Ostsee. Die englische Kohle führt er durch seine Filialen in Newcastle und so weiter nach Hamburg, nach Rotterdam, wo er auch ein großes Komptoir hat, das während des Krieges auf die „Schwarze Liste" kam, nach Genua, nach Stettin, Königsberg, nach Odessa. Ein Großindustrieller, ein Großhändler, ein Großreeder, dessen Vermögen, sehr

Digitized by Google

vorsichtig, auf Vierzig Millionen Goldmark, schon vor dem Kriege, geschätzt wird. Ein Mann, der bereits seit 1903 eine führende Stellung im rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat einnahm, vor dem unter dem alten System, der preußische Handelsminister und der Staatssekretär des Inneren ein wenig zitterten, wenn er die Schwelle des Ministerzimmers betrat. Er ist Vorsitzender des Aufsichtsrats, der deutsch-luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktien-Gesellschaft und des Mühlheimer Bergwerkvereins, Mitglied des Aufsichtsrats aller bedeutenderen Unternehmungen im rheinisch-westfälischen Kohlengebiet, Mitglied des Grubenvorstandes von fünf großen Kohlenzechen. Bahnbrecher auf dem Gebiete des Straßenbahnwesens und der Elektrizitätsversorgung im Kohlengebiet. Alles mit einem haftenden Stammkapital, von fünfzigtausend Mark. Als der große Fusionär, Akzeptant, Debitor und Pläneschmieder lange Zeit der Schrecken der Bankwelt.

Das war die Zeit vor dem Kriege. Der Löwe hatte zwar nach allen Seiten die Tatzen ausgestreckt, aber die Krallen noch nicht gezeigt. Er war ein reicher Mann, ein kluger Kopf, ein Weitausschauender, ein vom Goldglanz Gekitzelter, ein Rastloser, aber noch nicht ein Riese, ein Trustmagnat, ein alles Niedertreter.

*

Dritter Akt. Macht euch keine falsche Vorstellung von ihm. Er ist Zeitlebens, im Aussehen,

Digitized by Google

im Habit, in seiner legeren Haltung der Obersteiger der Zeche Wiethe geblieben. Groß, aber nicht lang. Aufrecht aber nicht kerzengrade im Gang. Schlank nicht, aber auch nicht stark. Gesicht gewöhnlich. Schwarzes, kurzgeschorenes Haar. Spitzbart wie ein Oberlehrer. Gesicht gelblich. Augen etwas geschlitzt. Verschmitzt. Schlau. Wechselnd. Ohne Tiefe. Eher stechend. Ein vollendeter Bonhomme auf den ersten Blick. Kein Redner. Eher Beobachter. Wenn er aber spricht, kein Wort zuviel. Alles aufs Sachliche gestellt. Eine Rechenmaschine. Weiß jeden mit seiner ruhigen, kalten, überlegenen Sachlichkeit für den Augenblick zu erdrücken. Sein Sprechen ist ein scheinbar müdes Flüstern, Murmeln. Auch am öffentlichen Platz. Sein Riesenwerk, das sich über ganz Europa erstreckte, ist in seinem Kopfe gleichsam auf eine einzige mathematische Formel gebracht, von der er alles (X = 4, 5, 20, 100, 500 Millionen) ableitet: sein Interesse, seiner Arbeiter Interesse, seines Vaterlands Interesse: mein Interesse ist auch euer Interesse.

Wenn er früher, vor dem Kriege, seine Unternehmungen besuchte, überliefs die Direktoren eiskalt. Ein Blick, eine Frage, ein Stich in die winzigsten Details, die er alle souverän beherrschte, und wehe, wenn ihm keine Antwort, kein Aufschluß gegeben werden konnte. Er verzog das Gesicht, konnte auch herrisch grob werden, und neben ihm sank der Direktor wie eine Leiche vom Sattel. Ei, er hatte seine Leute im Zuge. Das mußte man ihm lassen. Seine Geschäftsbriefe

Digitized by Google

waren oft allgemeineren Inhalts: Gefrorene Vorlesungen über wirtschaftliche Fragen. Ich kenne ein solches Schreiben aus der Zeit vor dem Kriege, da er sich ausläßt über die Konjunkturperioden, deren Dauer sich immer mehr abkürze . . .

Vervielfältigt gingen diese Briefe an sämtliche Filialen.

*

Vierter Akt. Im Kriege fing dieser Mann, der vom Glück beispiellos begünstigt war, über sich selbst hinauszuwachsen an. Seine Kisten und Kasten waren, als das Unwetter hereinbrach, schon mit seinem Vermögen bis zum Rande gestrichen voll. Und nun kamen, wie eine Springflut, die Kriegsgewinne, die Valutaverdienste, aus dem Export an Kohlen in die neutralen Länder hinzu. Zwar wurden seine Auslandsunternehmungen unter Sequester gestellt. Aber daheim wuchs das Geschäft ins Riesengroße. Als die deutschen Heere Belgien und Nordfrankreich eroberten, als man die dortigen Kohlen- und Erzgruben in Verwaltung nahm, als das Hindenburg-Programm die Kriegsproduktion ins Ungemessene wachsen ließ, wurde Stinnes häufiger Gast im Großen Hauptquartier, wurde als „Sachverständiger" herangezogen, und schon damals begann seine ganz unkontrollierbare Tätigkeit hinter den Kulissen der großen Politik. Und immer höher und höher schwoll die Flut seiner Gewinne an. Die Kriegsgewinnsteuer? Ein Pappenstiel. Wieviel Geld lag allein in neutralen Banken? Wieviel mußte neu untergebracht werden? Er konnte es

Digitized by Google

schließlich nicht auf die Sparkasse legen: Geld mußte, in unheimlich steigernder Progression, immer wieder Geld erzeugen. Und mit dem Gelde wuchs der Einfluß auf das Wirtschaftsleben, auf die gesamte Politik. Nur eins mochte er nicht: nur ja nicht viel Wesens davon machen. Er wollte sein Glück, seine Macht wie eine kalte Hochzeitsschüssel genießen, unbeobachtet von lärmenden und neugierigen Gästen, nur für sich selbst und sich an sich und über sich selbst still berauschen.

1916 dringt er nach Hamburg vor und kauft Eduard Woermann auf. Erwirbt dessen Besitz an Aktien der Woermann- und der Deutsch-Ostafrikanischen Linie. An der Transaktion werden die Hamburg-Amerika Linie und der Norddeutsche Lloyd beteiligt. Denn das ist das Charakteristische an allen seinen geschäftlichen Unternehmungen, er macht sie meist nicht allein. Die kolossale Bürde würden seine Schultern vielleicht nicht aushalten. Er zieht andere mitherein, oder läßt die alten Inhaber zu einem Teil noch drin, aber die Zügel: die nimmt er in die Hand. Der Wagen muß, über Stock und Stein, so laufen, wie er es will. Nun hat er sich an der Wasserkante, an der Elbe eingenistet. Ein Jahr später wird die altrenommierte Kohlenfirma H. W. Heidmann, die schon 1848 in Hamburg bestand, mit allen ihren Dampfern und Anlagen verschluckt. Vorher besaß Stinnes in Harburg eine weniger bedeutende Niederlassung und hatte dann in Hamburg die Westfälische Einfuhrfirma und das kleinere Geschäft von Franz D. Kaeler über-

Digitized by Google

nommen. Jetzt hatte er seine Hamburger Sphäre gewaltig erweitert. Albert Ballin erklärte entgegenkommend: „Die Hamburg-Amerika Linie folgt dem Wunsche, ihre Interessen in Zukunft noch mehr und entschiedener als bisher in den kapitalistischen Kreisen unserer Großindustrie und Großbanken zu verankern. Nach weiteren sechs Monaten — Januar 1918 — wird in das Hamburger Handelsregister eine „Aktiengesellschaft Hugo Stinnes für Seeschiffahrt und Überseehandel" eingetragen. Den Aufsichtsrat bilden Hugo, Vater und Sohn, und der Oberregisseur der Stinnesschen Unternehmungen, Amtsrichter a. D. Hermann Thomas. Elf Dampfer werden für Rechnung Stinnes' auf deutschen Werften auf Kiel gelegt. Er plant, seinen ganzen Überseeverkehr mit eigenen Dampfern zu pflegen, um sich nach dem Kriege von den Schwankungen des internationalen Frachtenverkehrs völlig unabhängig zu machen. In Flensburg wird die Ostseereederei angekauft. Zwischenein laufen Erwerbungen weiterer Kohlenhandelsfirmen in Königsberg, Hamburg und Bremerhaven. In der Oberlausitz werden sieben Rittergüter auf einmal und dazu noch einige kleinere Besitzungen mit umfangreichem Waldbestand erstanden, um sich Grubenholz für seine Bergwerke zu sichern. Und so fort im Geschwindtempo. Das Grundkapital der Mühlheimer Muttergesellschaft wird endlich von fünfzigtausend Mark auf fünf Millionen erhöht.

September 1918: die Stinnesgruppe bringt die

Digitized by Google

Kuxenmehrheit der Braunkohlengewerkschaft Neurath und Prinzessin Viktoria in Grevenbroich an sich. Wenige Wochen vor dem Zusammenbruch Deutschlands. Was aber nun, da die Revolution all diese Werte, Unternehmungen, Projekte, wie ein Kartenhaus umzupusten droht? Ballin verzweifelte am neunten November und schied aus dem Leben. Stinnes?

*

Fünfter Akt: Stinnes wartete ab, bis sich die revolutionäre Flut verlaufen hatte. Nur nicht umsinken, nur nicht kleinmütig werden. Höchstens sich ein bißchen umstellen. Er entdeckt sein demokratisches Herz und wendet sich, durch einen Mittelsmann, an einen demokratischen Minister, um Anschluß an die demokratische Partei zu suchen. Die Sache zieht sich hin, und mittlerweile verziehen sich die dunkelsten Revolutionswolken am Horizont. Er versucht sich mit den Arbeitern gut zu stellen. Die „Arbeitsgemeinschaften" entstehen. Warum soll ich den Arbeitern nicht höhere Löhne bewilligen? Ich akkordiere mit ihnen und schlage dabei einen noch höheren Kohlenpreis heraus. Manus manum lavat. An Absatz fehlt es nicht. Mir wird jeder Preis bezahlt. Aus den Kriegsgewinnen werden Revolutionsgewinne. Stinnes erhält auch Riesenziffern als Entschädigung für seine im Ausland liquidierten Unternehmungen, für seine Schiffe, und der größte Goldregen wird ihm aus dem gewaltigen Valutagewinn beim Export von Kohle und so weiter.

Digitized by Google

So werden zahlreiche neue Millionen flüssig, die untergebracht werden wollen: fast rastlos, scheint es, wird jetzt von Stinnes darauf los gekauft: die Loebe-Automobilwerke in Charlottenburg, das Esplanade-Hotel in Berlin, und mit einem Mal streckt er auch die Hand nach der Presse aus. Der Büxenstein-Konzern mit einer Reihe kleinerer rechtsstehender Blätter wird sein eigen: die traditionsreiche „Deutsche Allgemeine Zeitung" das halbamtliche Organ der Regierung, kommt in seinen Besitz. Zwei ostpreußische Zellstoff-fabriken weiß er an sich zu bringen und sich das Papier für seine Presseunternehmungen zu sichern. Wohin soll dieses Aufsaugen hinaus? Alle die neuen Steuern tun ihm nichts an. Weder die erhöhte Einkommensteuer, noch die Besitzsteuer, noch das Reichsnotopfer. Er scheffelt das Geld weiter und dehnt sich kapitalistisch immer weiter aus.

Allmählich sieht er alle Blicke auf sich gerichtet. Er steht im Mittelpunkt der Politik. Den Wahlkampf der Deutschen Volkspartei hat er zum größten Teile finanziert. Er wird als Kandidat aufgestellt, wird gewählt und zieht in den Reichstag ein. Er kommt in den Reichswirtschaftrat. Er wird als Sachverständiger nach Spa berufen, als um die Kohlenlieferungen an die Entente gestritten wird, und scheut sich nicht in schroffsten Worten den Lloyd Georg und Millerand seine Ansichten vom Manuskript ablesend vorzutragen. Er arbeitet auf einen Abbruch der Verhandlungen hin, will kaltblütig, das Ruhrgebiet von den Fran-

Digitized by Google

zosen besetzen lassen, da er die Deutschland aufgegebene hohe monatliche Kohlenlieferung für unerfüllbar hält. Der Vorsitzende der Konferenz, der belgische Ministerpräsident De la Croix, greift ein und ersucht ihn, einen anderen Ton anzuschlagen, da man sich doch im Frieden befände und verhandeln wolle.

Stinnes versucht auch in einer Zwiesprache mit Millerand etwas zu erreichen und macht den Vorschlag einer Interessengemeinschaft der französischen Industrie mit ihm und seinen Unternehmungen in der Kohlenfrage. Vergebens. Er trachtet, aus Spa zurückkehrend, danach, die öffentliche Meinung in seinem Sinne zu beeinflussen: im Reichswirtschaftsrat, im Automobilklub, vor den führenden Persönlichkeiten der Presse. Aber er macht, klug genug, auch positive Vorschläge, wie man schließlich doch versuchen müsse das Kohlenabkommen zu erfüllen.

Er ist erst fünfzig Jahre alt. Zahlreiche Wege stehen ihm noch offen. Er ist, das muß man ihm lassen, ein Tatenmensch gegenüber tausend Redemenschen, ein Willensstarker, ein Mensch mit einer kühlen Phantasie, ein Mensch mit Zahlen, die aber leben. Er ist sogar sozial — sofern er dabei nur selbst verdienen kann. Wenn ich schon sozial bin, dann will ich dabei auch an mich denken.

Das Drama ist mit dem fünften Akt noch nicht aus. Bleibt da, Zuschauer, und wartet, bis sich der Vorhang von neuem hebt.

Digitized by Google

Ernst Däumig

Ein Fanatiker auf der Drehbühne des öffentlichen Lebens? Ein Mann mit dunkelglänzenden, starr-stechenden Augen, mit kühngelocktem Haar auf dem schmalen Schädel, mit einem genial gekräuselten Spitzbart am Kinn, mit weißlichen Vegetarierbacken? Mit dem Antialkohol-, Antinikotin-, Esperanto-, Naturheilfimmel?

Nein — so dürft Ihr Euch Ernst Däumig nicht vorstellen. Er sieht aus wie ein Vorturner der unabhängig-sozialistischen Riege. Der leuchtende Schillerkragen läßt den Hals frei. Das reiche blonde, ein bißchen schon weiß gewordene Haar liegt, in der Mitte gescheitelt, dick auf dem runden Haupt. Der flotte blonde Schnurrbart gibt dem Gesicht einen freundlichen Anstrich. Kein Kneifer wippt auf der Nase. Nichts stört die ruhige Gleichmäßigkeit des Gesichtes. Alles in allem: ein netter Kerl. Frisch, frei, fromm und — vergnügt.

Kein himmelstürmender Geist. Du lieber Himmel, nur das nicht. Eine weichliche Natur, die, wenn sie von der Rampe wieder hinter die Kulissen zurücktritt, mit sich reden läßt, ohne daß er darum seine Prinzipien verriete. Kein rollendes R auf der Rednertribüne. Eher ein Dozent. Kein Pathetiker. Eher ein Plätscherer. Kein Maulaufreißer. Eher ein Hersager. Auch kein Schriftsteller von Format. Eher ein Sätzeschreiber. Kein Ideentürmer. Sondern einer, der sein Leben

Digitized by Google

lang damit auskommt, an einem einzigen Knochen zu nagen und ihm immer neue Seiten abzugewinnen. Einer aber, der sich selbst furchtbar ernst nimmt, der sich selbst eine Rolle zuweist und sie nun partout spielen will. Kein Wunder, daß er sich selbst wieder und wieder hinaussteckt, denn man will doch schließlich nicht immer der Däumling der Partei bleiben.

An einem trüben Novembertage erblickte er im Jahre des preußisch-österreichischen Krieges zu Merseburg, natürlich konfessionslos, das Licht dieser Welt. Der Himmel hatte unter diesen Umständen nur ein Interesse zweiten Ranges an ihm. Nach der Bürgerschule kam er auf das Gymnasium der (quietistischen) Franke-Stiftung in Halle. Elf Jahre trug er dann die Uniform, das heißt als Fremdenlegionär unter der glühenden Sonne Algiers. Sein Buch „Moderne Landsknechte" erzählt manche Einzelheiten darüber. Darauf schlug er die sozialdemokratische Parteikarriere ein. In Gera fing er als Redakteur an der „Reußischen Tribüne" an, in dem Textilwahlkreise Emanuel Wurms, in dem hügeligen und schlotreichen Lande der reußischen Heinriche. Von Gera wurde er nach Halle und von da nach Erfurt versetzt. Er blieb also, auf allen drei Stationen, in der radikalen Schule der „Leipziger Volkszeitung", die unter Mehring und Rosa Luxemburg das ganze mitteldeutsche Terrain geistig beherrschte. 1911 berief man ihn an den Berliner „Vorwärts": Militärtechnische, Arbeiterbildungsfragen — das war sein Gebiet.

Digitized by Google

1916 spalteten sich die Unabgängigen von dem Gros der Partei. Er, als Wortradikaler, spaltete sich mit und mußte, gleich seinen unabhängigen Gesinnungsgenossen auf ein Machtwort des Herrn von Kessel, des Oberbefehlshabers in den Marken, die Redaktion des „Vorwärts" räumen. Von nun an gab er das Großberliner Mitteilungsblatt der unabhängigen Sozialdemokratie heraus. Eifernd, geifernd, scheltend, polternd. Nummer für Nummer auf den Sozialpatriotismus der Rechtssozialisten einhackend. Und über all der brausenden Limonade leuchtete das steinerne Antlitz des Zensors.

Immerhin, mit dem bloßen Wort, mit dem bloßen Buchstaben begnügte er sich nicht. Mit Emil Barth war er einer der „Propagandisten der Tat" für die Revolution. Zuerst hielt Däumig allerdings, als militärische Kapazität, eine Niederlage der deutschen Armee für ausgeschlossen. Im April 1918, als Barth, im vertrauten Kreise, zum ersten Male einen fertigen Revolutionsplan vorlegte, sträubte sich Däumig mit Händen und Füßen dagegen: Barths Ideen sind eine Utopie. Dann kam aber die zweite Marneschlacht. Die deutsche Front im Westen begann zu wanken. Ludendorff ließ die Heimatfront „auskämmen". In Scharen drangen radikale Elemente in die Front ein. Die Unterminierung des an sich schon, nach den ungeheuren Strapazen, schwer erschütterten Heeres setzte ein. In Berlin bildete sich insgeheim ein Ausschuß der revolutionären Obleute, die in den einzelnen Großbetrieben Stoßtrupps bilden

Digitized by Google

sollten. Schwierig war die Waffenversorgung. Die meiste Sorge machte die Beschaffung von Handgranaten. Schließlich gelang auch das. Die Revolution war vorbereitet. Nur über das, was nachher geschehen sollte, war man sich nicht klar geworden. Am 11. November 1918 sollte sie Sache losgehen. Das Parteibüro der Unabhängigen auf dem Schiffbauerdamm wurde bespitzelt. Am Freitag, dem achten November, wurde Däumig vor dem Hause plötzlich verhaftet. Das war das Signal zum sofortigen Losschlagen. Am Tage darauf kam der Stein ins Rollen. Die Revolution war in Berlin ausgebrochen.

Däumig wurde sofort aus dem Gefängnis befreit. Man hatte, in dem allgemeinen Wirrwarr, auch gleich eine Position für ihn. Er als alter Militär sollte an Stelle Scheuchs Kriegsminister werden, wollte aber nicht: „Ich lasse mich nicht im Kriegsministerium begraben". Er wollte weiter revolutionieren . . .

Der Rätegedanke hatte es ihm angetan. Das war der Knochen, an dem er sich hinfort festbeißen sollte. Schon im Januar 1919 gab er eine Zeitschrift „Der Arbeiterrat" heraus. Niveau: mäßig. Dann kamen die Betriebsräte an die Reihe. Haben die Gewerkschaften überhaupt noch eine Existenzberechtigung? fragte er. „Der Kampf gegen die alte verknöcherte Gewerkschaftsbürokratie würde nach den Erfahrungen, die die Arbeiterschaft im Laufe der Revolution hat machen können, kein allzu schwerer sein, schrieb er. Aber er täuschte sich. Die Gewerkschaften zeigten Hörner und

Digitized by Google

Zähne, und die Unabhängigen schlossen ein Kompromiß mit ihnen.

Mitte Januar 1920, nach dem Blutbade vor dem Reichstagsgebäude, wird er verhaftet, da man neben anderen auch ihn für die planlosen Riesenkundgebungen der Arbeiterschaft vor dem Parlament bei der Beratung des Betriebsrätegesetzes verantwortlich macht. Nach anderthalb Monaten wird er wieder frei gelassen, da der Verdacht sich als unbegründet erweist. In der Partei vertritt er gegen Haase, den Kompromißler, den reinen Rätegedanken, die Diktatur des Proletariats. Dringt aber zunächst nicht durch. Mit den Russen steht er in dauernder Verbindung. Er ist ihr Vertrauensmann in der Unabhängigen Sozialdemokratie. Bald kristallisiert sich eine Gruppe um ihn, die immer stärker anwächst. Er wird, zusammen mit Richard Müller, dem „Leichenmüller", und Stöcker, der Führer des linken, kommunistisch gerichteten Flügels. Der Besuch des zweiten Kongresses der dritten Internationale in Moskau wird für den Kampf Däumigs und seines Anhanges gegen die Rechte seiner Partei, gegen die Crispien, Dittmann und Genossen, entscheidend. Noch ehe es zu einer Sprengung der Partei kommt, begründet er eine kommunistische Zeitschrift, die fast ausschließlich gegen die Politik seiner eigenen Parteifreunde von rechten Flügel gerichtet ist. Die Auflösung der Organisation ist in vollem Gange. In Halle, auf dem Parteitage, war die Spaltung formell vollzogen.

Däumig hat sein Ziel erreicht.

Digitized by Google

Albert Einstein

Da, wo sich die hohen, altmodisch frisierten Häuserfassaden des Bayrischen Viertels Berlins zu beinahe engen Gassen zusammenschieben, wo gar ein Brunnen mit einem güldenen Ritter darauf plätschernd die langweiligen Stunden zählt, ist, vier Treppen hoch, die Berliner Wohnung Albert Einsteins. Wir saßen, bei der Zigarre plaudernd, auf dem Balkon, die Blicke streiften mitunter über die Blumenwand hinweg das in der Morgensonne flimmernde Häusermeer, und wir vertieften uns in politische, soziale und philosophische Probleme. Das war, bei Einstein, nicht mehr ein Ringen mit diesen Dingen, ein heftig explodierendes Auseinandersetzen mit den Grundfragen des menschlichen Denkens und Sinnens. Das war nur noch ein gelassenes Rückwärtsschauen auf überwundene Bergesgipfel, ein Schreiten über die Probleme hinweg, ein Gleiten über Wellen, die für ihn keine Wogen mehr waren. Humes Erkenntniskritik wird berührt. Die empirische Methode dieses englischen Vorläufers Kants ist ihm wesensverwandt. Kant? Der Raum- und der Zeitbegriff, den Kant als etwas der menschlichen Vorstellung a priori Gegebenes festlegt, wird zergliedert. Vaihingers Philosophie des „Als ob" wird gestreift.

„Die Philosophen arbeiten eben mit Fik-

Digitized by Google

tionen. Die Mathematik und die Physik hat es mit absoluten Werten zu tun. Nur die Beziehungen der einzelnen Erscheinungen zu einander, wie zum Beispiel die Bewegung, sind relativ."

Einstein steuert auf einen relativistischen Positivismus hin, zu dem der alte Grieche Protagoras schon die ersten, von Plato und Aristoteles dann verschütteten Samen gestreut hatte: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, daß sie sind, der nicht seienden, daß sie nicht sind." Machs Name blitzt auf: Wir sind beim Relativitätsprinzip angekommen.

Der in einem legeren Lehnstuhl mir gegenübersitzt, ist ein schlanker Mensch. Anfang der Vierziger. Der schwarze Rock ist, fast wie bei einem Seelsorger, bis oben zugeknöpft und gestattet der schlichten Kravatte nur eben einen kleinen Auslug in die Welt. Aus dem Kragen wächst schmal und zart ein Kopf heraus, der, wenn man ihn einmal gesehen, einem unvergeßlich bleibt. Das durchgeistigte Antlitz eines Gelehrten? Nein, eines Künstlers und Esoterikers. Weißlich die Gesichtsfarbe, die von vielen Nächten geistigen Ringens erzählt. Dunkelbraun die klugen, nachdenklichen Augen. Das Haar schon leicht ergraut, bauschig die hohe Stirn fliehend. Ein breiter schwarzer Schnurrbart ohne Spitzen unter der kleinen Nase. Immer hat man den Eindruck, als ob dieser Mensch wie ein Fakir gar nicht nach außen, sondern nach innen blickt und hier, auch beim gemütvollen Gespräch, dem geheimnisvollen Sprudeln seiner Seele lauscht.

Digitized by Google

„Sehn Sie, schließlich blüht auch die Arbeit des forschenden Gelehrten auf dem Acker der Phantasie. Wenn ich so zurückdenke, wie meine Entdeckungen entstanden und sich formten: hundertmal rennt man mit dem Kopf gegen die Wand, um das, was einem, aus einem unklaren Gefühl heraus, vorschwebt, festzuhalten, zu definieren, in ein System zu bringen, kurz, den letzten Gipfel zu erreichen. Vergebens. Und dann kommt einem wohl mal, vielleicht blitzartig, der erlösende Gedanke und die unendlich mühsame Arbeit des Auf- und Ausbaues des Systems beginnt. Anders geht es auch einem Künstler nicht. Die Konzentration und der lange Wille, die jahrelange Ausdauer schaffen dann das Werk. Das ist eine Temperamentssache. Denn mit der bloßen Intuition ist es auch nicht getan."

„In meinem Leben spielt das künstlerisch Ahnungsvolle eine nicht geringe Rolle. Daraus ist auch meine große Liebe für die Musik zu erklären. Ich habe nie eigentlichen Musikunterricht genossen. Aber der Flügel und die Geige sind meine getreuesten Lebensbegleiter. In allen Arbeitspausen fühle ich hier meine Erholung. Bach und Mozart, zu denen kehre ich immer wieder zurück. Mozarts abgeklärte, himmlisch architektonische Weisen haben mir's angetan . . ."

„Er vergißt dann", fiel seine Gattin ein, „wohl seine ganze Umwelt und phantasiert selbst auf dem Instrument und weilt in den Gefilden der Seligen."

Weiche, leichte Klänge klingen an mein Ohr.

Digitized by Google

Aus dem munteren Sprudeln der Töne hebt sich allmählich, fein gegliedert, eine zarte Melodie heraus, verliert sich auf Irrwegen der Variation und kommt dann, wenn man sie längst schon verloren glaubt, freundlich lächelnd wieder hervor, um, tändelnd und tänzelnd, den vorher abgerissenen Faden wieder aufzunehmen.

Man wird, versunken, selbst ein Träumer. Wie ist die Künstler- und Gelehrtennatur geworden? Wie ward diese seltsame menschliche Synthese? Man schließt, während die Musik einen freundlich-müde streichelt, die Augen, und langsam bildet sich im Geiste das Porträt:

Am vierzehnten März 1879 wurde Albert Einstein in Ulm an der Donau geboren. Aber nur sechs Wochen blieb er in Württemberg. Dann verzogen die Eltern nach München. Der Vater übernahm dort eine elektrotechnische Fabrik. Der Junge erhielt hier die ersten praktisch-physikalischen Anregungen. Die Eltern befanden sich damals in gutbürgerlichen Verhältnissen. Der Vater war ein gebildeter, feiner Mann mit starken kulturellen Bedürfnissen und hatte, in dieser Hinsicht, manches von dem Großvater Alberts geerbt, der als ein besonders kluger Mensch galt. Die Mutter war eine energische, lebensbejahende Frau. Das Haus war von einem großen Garten eingerahmt, in dem die Kinder ihre erste Jugend verbrachten.

Als Albert fünfzehn Jahre alt war, fiel ein tiefer Schatten in das behaglich-gemütvolle Dasein der Familie. Das Geschäft prosperierte nicht mehr.

Digitized by Google

Die Eltern zogen nach Mailand, und für den Jungen begann ein Leben der Mühe, der Sorge und der Arbeit. Albert wanderte in die Schweiz aus, die später sein Wahlvaterland wurde, besuchte die Cantonsschule in Aarau, eine Art Realgymnasium, und ragte hier schon bald in der Mathematik und Physik durch seine besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten hervor. Bereits mit fünfzehn Jahren (noch in München) hatte ihm der Lehrer ins Zeugnis geschrieben, daß auf diesen Gebieten sein Können die Reife für die Universität habe. In den Sprachen, im Latein vor allem, war er ein Durchschnittsschüler. Sitzen blieb er nicht. Von Aarau ging er nach dem Schlußexamen, nach Zürich, um Mathematik und Physik an der Technischen Hochschule zu studieren. Seine Doktorarbeit beschäftigte sich mit einem physikalischen Problem. 1902 nahm er, um sich rasch einen Lebensverdienst zu schaffen und eine Studiengenossin zu heiraten, eine Position als Ingenieur am Patentamt in Bern an. Dort hatte er genügend Zeit, um, in seinen Mußestunden, ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Damals, eigentlich schon in seinem sechzehnten Lebensjahre, keimte in ihm die Gedankenreihe der speziellen Relativitätstheorie. Sieben Jahre später, nach den ersten Publikationen über dieses Problem, wurde er als außerordentlicher Professor nach Zürich berufen. 1911 sah ihn bereits die deutsche Universität in Prag als ordentlichen Professor und Ordinarius. Wiederum zweimal zwölf Monate danach kehrte er in gleicher Eigenschaft an das

Digitized by Google

Züricher Polytechnikum zurück. Im Frühjahr 1914, wurde er, noch vor Ausbruch des Krieges, nach Berlin als Nachfolger van t'Hoffs an die Preußische Akademie der Wissenschaften geholt und auch zum Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik ernannt. Freiwillig las er nebenbei an der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität. Das Werk über die allgemeine Relativitätstheorie entstand. Zahlreiche Vortragsreisen führten ihn ins Ausland. Sein Ruhm wuchs über die ganze Welt. Die Leydener Universität bot ihm einen Lehrstuhl an. Die holländische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede.

Und sein Lehrgebäude, seine Relativitätstheorie? Wir sind da auf dem Punkt, wo der Mensch über sich selbst hinausgewachsen ist. Wo Anschauung und Vorstellungskraft aufhören, aber der mathematische Verstand seine logische Brücke weiterbaut. Die Brücke in den Abgrund hinaus, den wir nie überbrücken werden. Ganz neue Denkformen sind von Einstein geschaffen. Auf dem Papier, mit Differential- und Integralzeichen, stellen diese Dinge sich höchst einfach und natürlich dar. Aber der Mensch, der am sinnlich Vorstellbaren, an den Seh- und Greiferfahrungen des Säuglingsalters klebt, kann sein eigenes Werk nicht mehr begreifen. Einstein selber ist vierzehn Tage krank gewesen, ehe er das, was in seinen Formeln stand, zu glauben wagte. Man kann seine Theorie eigentlich ohne höhere Mathematik überhaupt nicht exakt darstellen. Man kann sie nur wiedergeben, wie ein Bild eine Land-

Digitized by Google

schaft. Man sieht wohl manches darauf, ahnt auch Zusammenhänge, aber der innere Aufbau von Berg und Tal bleibt verborgen. Mehr als die Skizze eines solchen Bildes der Theorie kann hier nicht gegeben werden.

Einstein hat die Physik aus einem Dilemma gerettet. Man mußte bisher aus gewissen Experimenten folgen, daß der Lichtäther sich mit der bewegten Materie mitbewegt, aus anderen Experimenten, daß er ruht. Beides ist natürlich nach unserer erfahrungsmäßigen Raum- und Zeitauffassung unvereinbar. Und was tut Einstein? Er stößt diese Auffassungen einfach über den Haufen. Mit ungeheurer Abstraktionskraft macht er sich los von allen gewohnten „selbstverständlichen" Grundbegriffen. Wir sind gewöhnt, alles, was uns umgibt, an der Zeit zu messen, deren Ablauf als einen unabänderlichen, absoluten Maßstab zu betrachten, ein Schema, an dem sich die bunten Perlen des räumlichen Seins aufreihen zu einer Perlenschnur, die wir „Leben" oder „Geschichte" nennen. Diese eine, absolute Zeit entthront Einstein brüsk. Es geht davon ans, daß der Begriff „Bewegung" kein absoluter ist, sondern nur denkbar mit Bezug auf irgend einen Körper, von dem aus wir beobachten. Seine exakte Analyse des Begriffs der Gleichzeitigkeit ergibt dann, daß jeder bewegte Körper seine eigene Zeit hat, die, wenn ich sie mit einer Uhr vergleiche, desto „langsamer" zu gehen scheint, je schneller der Körper sich an mir vorbei bewegt. Die Uhr des Fußgängers geht, von einem Fenster aus gesehen, schneller als die

Digitized by Google

des Fliegers. Eine Stunde im Kaffeehaus ist kürzer als eine Stunde in der Untergrundbahn, die Zeit des fahrenden Wagens läuft eben langsamer ab. Bei den geringen Geschwindigkeiten, die in diesen Beispielen auftreten, ist der Unterschied allerdings unendlich klein. Wenn aber ein Körper Lichtgeschwindigkeit (300 000 Kilometer pro Sekunde) hätte, so hört seine Zeit für den Beobachter überhaupt auf, seine Uhr bleibt stehen. Einstein sagt in seinem Kolleg: „Wenn man einen Menschen mit Lichtgeschwindigkeit von der Erde fortschleuderte und ihn von einem Punkte an mit derselben Geschwindigkeit zurückkehren läßt, so ist er inzwischen keine Sekunde älter geworden, und wenn die Zeit der Erde um tausend Jahre weitergelaufen ist, während er unterwegs war." Ganz ähnlich wie mit der Zeit, geht es mit unseren Raummassen. Auch ihnen wird ihre absolute Gültigkeit genommen. Ein Meterstab ist nur ein Meter lang, solange er ruht. Fliegt er aber an uns vorbei, so ist er kürzer, und zwar um so kürzer, je schneller er sich bewegt. Die Folgerungen aus diesen Lehren sind revolutionär. Man hat das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Kopernikus hat die ruhende Erde zu einem kreisenden Trabanten gemacht und den kreisenden Himmel ruhen lassen. Ganz analog, aber viel weitergehend ist die Theorie Einsteins, der Raum und Zeit ins Wanken bringt. Kopernikus stürzte die absolute Ruhe der Erde, Einstein aber stürzt den Absolutismus überhaupt. Es gibt keine absolute Wahrheit, für jeden Beobachter ist

Digitized by Google

das Weltbild ein anderes, aber jeder hat recht. Man muß den Mut bewundern, eine solche Lehre aufzustellen; die Furchtlosigkeit, mit der Einstein die letzten Konsequenzen aus seinen physikalischen Hypothesen zieht. Aber die eisige Höhe, die er erklommen hat, gewährt eine herrliche Aussicht: Nicht nur ist die Frage nach der Ätherbewegung gegenstandslos geworden, nein, das gesamte Naturgeschehen ist in eine wunderbare Harmonie gebracht. Neue allgemeine, für alle gleichmäßig bewegten Systeme gültige Gesetze sind gefunden, Gesetze, zu denen die Newtonschen nur eine erste Annäherung darstellen. Und das ist noch nicht alles, es ist der erste „spezielle" Teil der Lehre. Die Frage, die Newton unbeantwortet gelassen, ja absichtlich umgangen hat, wird jetzt aufgegriffen: die Frage nach dem Wesen der Schwerkraft, die den Stein zur Erde zieht und die Himmelskörper in ihre Kreisbahnen zwingt. Jeder kennt die Kraft, die uns unliebsam an die Coupéwand drückt, wenn der Eisenbahnzug anfährt. Diese Kraft ist verursacht durch den Geschwindigkeitszuwachs des Zuges. Es war nun Einsteins genialer Gedanke, diese beiden Kräfte, Gravitation und Beschleunigung, direkt gleichzusetzen. Das grandiose Weltbild, das durch diese Auffassung entsteht, geht weit über menschliches Vorstellungsvermögen. Wir leben nicht in einem dreidimensionalen Raum, den wir nach Länge, Höhe, Breite ausmessen können und in dem zeitliche Änderungen vor sich gehen, sondern die Welt ist ein vierdimensionales Gebilde, dessen gleichberechtigte Dimen-

Digitized by Google

sionen Länge, Breite, Höhe, Zeit heißen. In diesem Raum ist jedes Ereignis ein Punkt, die Geschichte eines Stückchens Materie eine Linie. Wo aber große Anhäufungen von Materie sind, da tritt Beschleunigung auf. Das stellt sich so dar, daß der Raum dort „verkrümmt" ist, wie etwa eine Fläche sattel- oder kugelförmig gekrümmt sein kann. In diesen Gebieten gilt unsere alte Schulgeometrie nicht mehr. Die Winkelsumme im Dreieck ist nicht mehr zwei Rechte, es gibt keine Ebenen mehr, grade Linien sind krumm und so weiter. Auch die gradlinien Lichtstrahlen werden gekrümmt. Das Licht eines Sterns, das dicht an der großen Sonnenmasse vorübergegangen ist, muß daher eine Ablenkung erfahren. Das ist die richtige Beobachtung von Professor Eddington, bei der Sonnenfinsternis vom 29. Mai 1920, die die endgültige Bestätigung der ganzen Theorie brachte. Auch die Körper in solchen Gebieten werden „verbogen", ohne daß aber der darauf befindliche Beobachter das merkt, weil er eben mit verbogen wird.

Man sieht, wir bewegen uns hier weit jenseits des sinnlich Vorstellbaren. Aber es gelingt uns auf diesem Wege, die alte Frage nach der Unendlichkeit der Welt zu lösen. Man denke sich eine Kugel und auf dieser Kugel Wesen, die ganz auf die Kugeloberfläche beschränkt sind. Sie können auf ihrer Kugel herumlaufen, ohne doch je an eine Grenze zu kommen, denn die Kugelfläche ist ja geschlossen. Und doch ist diese Welt eine endliche, da sie ein ganz bestimmte Größe hat.

Digitized by Google

Ganz analog, nur um eine Dimension vermehrt hat man sich die Welt zu denken. Sie ist von sphärischer Struktur, das heißt sie läuft in sich selbst zurück, ist also unbegrenzt.

Das sind nur einige Haupttatsachen, die die Relativitätstheorie uns beschert. Sie führt uns an die höchsten Probleme menschlicher Philosophie heran und zeigt da die Lösung von einer ganz anderen Seite, als sie seit Jahrtausenden gesucht wird, von der physikalisch=mathematischen. Es ist noch nicht zu übersehen, wie groß der Schritt ist, den die Menschheit hier getan hat. Wir stehen an einem Wendepunkt in der Geschichte des Menschengeistes. Die Zukunft wird Einsteins Theorie gehören. . . .

Digitized by Google

JOHANNES FISCHART
DAS ALTE UND DAS NEUE SYSTEM

STIMMEN DES AUS- UND INLANDES

The Kansas City Star (Nordamerika): „Dies Buch ist eine Geschichtsschreibung in Blitzlichtern. Die führenden Persönlichkeiten sind in knappen Strichen gezeichnet. Menschen von Fleisch und Blut stehen vor uns. Die lebendige Gestaltung der Menschen und der Dinge und die literarische Sprache ist so glücklich wie die Heines und so malerisch wie die Carlyles." (Aus einer der zahllosen Kritiken über die englisch-amerikanische Ausgabe, die unter dem Titel: „German leaders of yesterday and to-day" bei Appleton in Newyork und London erschienen ist.)

Aftontidningen, Stockholm: „Diese einundachtzig kurzen, mit geistigem Elan und stilistischer Verve erfaßten und gezeichneten Momentbilder sind wirklich so etwas — um mit Hamlet zu reden — wie Spiegel und abgekürzte Chronik des Zeitalters. Das Fazit, das sich aus Fischarts beiden, an Material reichen und in der Darstellung immer unterhaltsamen Bänden ergibt, lautet: Deutschland hat keine Revolution erlebt. Johannes Fischart möge seine gewandte Feder bereit halten, um die Männer zu schildern, die Deutschland die wahre Revolution, die Revolution des Geistes und der Gesinnung schenken werden. Keiner wird zu ihrem Chroniqueur berufener sein."

De Tijdspiegel, Haag: „Die kurzen Sätze erinnern an Striche von Porträtskizzen. Oft hat Fischarts Arbeit viel Ähnlichkeit mit Byvancks Essys im „Nieuwe Courant". Die Tendenz des Ganzen ist scharf gegen das alte System gewandt. Wer das vertragen kann, wer das liebt, für den ist es eine glänzende Lektüre."

Basler Nationalzeitung, Basel: „Unter dem Decknamen Johannes Fischart verbirgt sich einer der bekanntesten Persönlichkeiten des geistigen Deutschlands; die scharf gezeichneten Charakterbilder erhalten ihren einzigartigen Reiz dadurch, daß der Verfasser fast alle Züge aus eigner, jahrelanger Beobachtung zusammenträgt."

Digitized by Google

Deutsche Zukunft, Prag: „Jedem dieser Porträts, deren Fischarts Buch etliche vierzig bringt, sind durchschnittlich zehn Seiten gewidmet, die nicht nur der Politiker mit Nutzen, sondern auch der Psychologe und nicht zuletzt der nur die Darstellung suchende reine Schöngeist mit hohem Genuß lesen wird."

Politiken, Kopenhagen: „Fischart hat die Ereignisse gut verfolgt und selbständig beobachtet. Er schreibt flüssig. Viele von seinen Skizzen sind b r i l l a n t u n d s c h a r f p o i n t i e r t. Seine Zeichnung von Tirpitz ist einfach glänzend, eine unbarmherzige Enthüllung mit einer tiefen Perspektive."

Neue Zürcher Zeitung: „Fischart will indirekt charakterisieren, etwa in der Art, wie sie von Herbert Eulenberg in seinen „Schattenbildern" gepflegt wird, indem er zur lebendigen Darstellung von einer Szene ausgeht, wie sie sich abgespielt hat oder haben könnte. Es muß aber festgestellt werden, daß Fischart zum Unterschied von Eulenberg überraschend genaue und richtige Kenntnisse von seinen aus ganz verschiedenen Kreisen stammenden Objekten besitzt."

Zürcher Volkszeitung: „Die einzelnen Skizzen sind, obwohl sie in ihrer Knappheit unmöglich erschöpfend sein können, so klar gesehen, daß man ein getreues Bild der betreffenden Persönlichkeit vor sich hat."

Der Bund, Bern: „Fischart gibt in teilweise sehr fesselnden, mehr oder weniger ausgezeichneten Charakterbildern einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte."

Nationalzeitung (8-Uhr-Abendblatt), Berlin: „Sicher pointierend, zeichnet Fischart die Charakterbilder der führenden politischen Köpfe Deutschlands, dem Zeichner Gulbranssson an Schärfe des Witzes, an Präzision des Ausdrucks verwandt ... Die sorgsam abwägende, nach Gerechtigkeit suchende, dabei aber sicher treffende und nicht vor verschärfter Charakteristik sich scheuende Art Fischarts, die sich mit einem glänzenden feuilletonistischen Stil verbindet, wird diesem Buche viele Freunde schaffen."

Berliner Tageblatt: „Johannes Fischart hat eine gute Idee gehabt. Denn ausgerechnet alle jene Tages- und Nachtgrößen, jene Sehenden und jene Ewigblinden unseres politischen Lebens, von denen wir, unter denen wir, über die wir täglich in den Zeitungen lasen und lesen, jene Leute zwischen die beiden Deckel eines Buches einzusperren und nun den Kinematographen spielen zu

Digitized by Google

lassen — sehr geschickt, sehr aktuell, eine Idee, würdig eines tüchtigen Journalisten...! Kurz, knapp, telegraphisch, voller Eigenart und häufig voll Witz, wird selbst dem Unkundigen ein wissenswerter Querschnitt aus dem politischen Leben Deutschlands in der Kriegszeit geboten. Was hier an biographischem und zeitgeschichtlichem Material geboten wird, ist groß. Die Arbeit, welche darin geleistet wurde, ist nicht gering, und selbst, wer mehr in dem Buche sucht als nur Unterhaltung, wird auch mehr finden: nämlich Daten, Materialien, Kenntnisse und politisches Urteil!"

Königsberger Hartung'sche Zeitung: „Die deutsche politische Literatur wird Johannes Fischart für die Fortsetzung seiner einzigartigen Schöpfung den Dank erneuern, der ihm bei dem Beginn bereitwilligst und verdientermaßen zuteil geworden ist. Was wir am Film als das Wert- und Wirkungsvolle schätzen, ist die eine der Stärken der politischen Porträts Fischarts. Sie haben die Unmittelbarkeit des Lebens und Bewegtseins und sprechen damit zu uns nicht wie Schilderungen, sondern wie Menschen voll Blut und Nerv. Eine andere Stärke der Skizzen ist die Treffsicherheit, mit der ihr Meister die Striche hinsetzt und die Farben mischt."

Berliner Börsenzeitung: „Der Grund für die günstige Aufnahme des Buches ist darin zu suchen, daß der Verfasser in die politische Publizistik eine neue Note gebracht hat. Wie Herbert Eulenberg in seinen vielgelesenen „Schattenbildern" eine Fibel für Kulturbedürftige zu geben versucht, indem er die Größen der Weltgeschichte auf dem Hintergrunde ihrer Epoche und ihres Daseinskreises zu neuem Leben beschwor, so will Fischart die Größen der Tagesgeschichte in individueller Erfassung auf dem gewaltigen Hintergrunde der ungeheuerlichen Geschichte Deutschlands erstehen lassen. Es ist ein in seiner rücksichtslosen Offenheit sehr schmerzliches Buch, aber es ist lehrreich, und sein Verfasser nimmt das Vorrecht des Arztes für sich in Anspruch, der, um zu bessern und zu heilen, die bittere Medizin nicht scheuen darf."

Die neue Generation, Berlin: „Mit meisterhaftem Geschick skizziert Johannes Fischart jeden seiner politischen Köpfe in seinem Milieu."

Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung:

Digitized by Google

„Wenn uns Fischart einen politischen Führer schildert, so wird damit gleichzeitig sein ganzes Milieu, die Geschichte seiner Partei, die Entwicklung der Ideen, denen er dient, oder die er in seinen Dienst stellt, lebendig. Es sind ernsthafte, materialreiche, durchaus zuverlässige, politische und historische Studien im Gewande flüssiger, angenehmer, erheiternder Plaudereien."

Frankfurter Zeitung: „Er schreibt geschickt, hat die Politik der letzten Jahrzehnte gründlich eingesehen und vieles mit eigenen Augen beobachtet. Im Parlament, in den Ämtern und anderswo. Die Skizzen sind von ungleichem Wert, ganz wie die Köpfe. Alles gewiß, das liegt zum großen Teil auch sicher am Stoff, denn wer in aller Welt könnte behaupten, daß die deutsche Politik in den letzten Jahren wirklich dem Porträtisten einige Dutzend interessanter Köpfe geliefert habe. Fischart hat ein gutes Herz, er setzt auch manchem traurigen Antlitz ein Denkmal."

Berliner Volks-Zeitung: „Er war denen auf den Fersen, die uns Götter dünkten, und hat auch in das Innerste des Herzens eines Karl Liebknecht geguckt. Wir sehen hier alle die Schicksalsschmiede in der Arbeit uns bis in die geheimsten Ecken der Küche zu führen, in denen an dem Volkswohl herumgekocht wurde. Willst du etwas über den ersten Fritz in der Republik erfahren, dann sagt dir Fischart nicht nur, wo geboren, wo gelernt, wo gewerkschaftet, nein, vor deinen Augen ersteht dann die ganze Umgebung, die seine Person beschattet und beleuchtet hat. Lebendige Geschichte. Politischer Anschauungsunterricht. Und jeden der Köpfe, die am Wohl oder Unwohl des Volkes doktorten, stellt uns unser Fischart nicht so trocken vor wie unsere Lesebücher uns etwa den alten Fritz oder den kurzen Pippin ... Dies Buch ist ein einziger bunter Film. In vielen Akten. Als ein einziger Film. Wer sehen will, wie er gemacht wird, der lasse ihn vor seinen Augen abrollen."

Die Frauenbewegung, Berlin: „Genug, nicht mehr will ich verraten von der wundervollen Röntgenarbeit Fischarts. Lest selbst! Betrachtet man das ganze Werk: Johannes Fischarts redliches Streben ist, Aufklärungsarbeit zu leisten. Er pflanzt Wegweiser zu jedem Einzelnen und Warnungstafeln für viele auf. Und diese Aufklärungsarbeit ist das Begrüßungswerteste, das Kostbarste an seinen Porträtskizzen. Wir sollen

Digitized by Google

wissen, welche Persönlichkeiten uns führen, von welchen Voraussetzungen, von welchen Motiven sie geleitet werden, um dann ermessen zu können, ob sie uns Führer sein dürfen. Wir sollen sehend werden! —"

Berliner Morgenzeitung: „Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die übliche lederne Porträtzeichnung, er hebt vielmehr, wie ein Künstler, die markanten Striche und Flächen, die für das Wesen der einzelnen Persönlichkeit und ihre Stellung zum System charakteristisch sind, hervor und versteht das Interesse des Lesers auch dadurch zu fesseln, daß er das Milieu der Persönlichkeit anpaßt und sie selbst durch die Darstellungsform lebendig zu machen weiß. Das kluge, inhaltreiche Buch sollten besonders diejenigen lesen, die, abhold abstrakter Theorie, sich an Hand lebendiger, unterhaltsamer Schilderung einen Überblick über die inneren politischen Zusammenhänge des Zeitgeschehens verschaffen wollen."

Oldenburger Landeszeitung: „Johannes Fischart hat die Galerie seiner politischen Porträte, die im vergangenen Jahre im In- und Auslande so großes Aufsehen erregten, fortgesetzt. Auch diesmal überrascht uns das ungewöhnliche Talent des Verfassers, ein reiches politisches und persönliches Tatsachenmaterial in künstlerisch reizvoller Form zu bieten, ohne daß diese stark subjektive Form zum Schaden der objektiven Wahrheit sich breit macht."

Literarisches Echo: „Pathos bleibt vermieden. Äußere Beobachtung ist knapp und gut und sprachlich lebendig wiedergegeben."

Breslauer Zeitung: „Der Verfasser weiß, daß Politik von Menschen gemacht wird, und als Berufspolitiker hat er sich von den führenden Persönlichkeiten ein klares Bild zu schaffen versucht, um sich aus dem Wesen der Persönlichkeiten heraus den Gang der Dinge zu erklären."

Sozialistische Monatshefte: „Das Buch wird für die politisch Interessierten eine nachdenkliche und unterhaltsame Lektüre sein."

Göttinger Zeitung: „Ein Buch, das eigentlich in keiner politischen Bibliothek fehlen dürfte. Man liest amüsiert, oft gefesselt, manches Mal erschüttert."

Karlsruher Zeitung: „Alle Skizzen sind außerordentlich lebendig geschrieben, und in allem waltet der ungestüme Drang zur Wahrheit. Einige Skizzen sind geradezu als Kabinettstückchen essayistischer Porträtierungskunst zu bezeichnen."

Digitized by Google

Allgemeine Zeitung Essen: „Das Buch hat seinen besonderen Reiz in der oft köstlichen Boshaftigkeit, mit der Fischart das Menschlich Allzumenschliche aufzeigt, das manchen unserer politischen Größen (oder solchen, die es waren) anhaftet, und in der Warmherzigkeit, mit der er dem Wollen und Wirken jener Persönlichkeiten nachgeht, bei denen der politische Kannegießer mit einem schnellfertigen Urteil bei der Hand ist, sobald nur der Name gefallen ist."

Saale-Zeitung, Halle: „Der Verfasser läßt zwanzig Jahre deutscher Politik an uns vorüberziehen, mit allen jenen Persönlichkeiten, die, als Parteiführer, Diplomaten, Minister, Generäle, Monarchen, die treibenden Faktoren deutscher Politik waren. Im ganzen 43. Von Wilhelm II. bis Liebknecht. Persönliches, Satirisches, aber keine Feuilletons, keine Interviews. Bilder von echtem Kolorit, Porträts von frappanter äußerer und innerer Prägnanz."

Sächsische Staatszeitung: „Der Verfasser ist zweifellos nicht nur über die öffentlichen Gänge der deutschen Politik und Politiker in den letzten zwei Jahrzehnten gut unterrichtet, er weiß offenbar auch dies und das, was sich hinter den Kulissen zugetragen hat."

Der Volksstaat: „Der starke Erfolg war vorauszusehen. Die Porträts unserer politischen Führer sind mit faszinierender Anschaulichkeit gezeichnet und im Rahmen der deutschen Politik der letzten zwanzig Jahre zu fesselnden Charakterstudien geworden, die stärkste Wirkung haben."

Augsburger Abendzeitung, München: „Der Verfasser weiß viel, auch solches, was nicht immer jedermann weiß, und er hat ein Tagebuch geführt. Also sind seine Darstellungen reich an Einzelheiten, pikanten und boshaften... Immer aber sind sie fesselnd in ihrem leichten Plauderstil auch für den, der sein näheres Urteil über die behandelten Personen hat und auch nicht beeinflussen lassen wird."

Westfälische Neueste Nachrichten, Bielefeld: „Nicht jedem ist das Buch, in dem ein ausgesprochen demokratischer Geist waltet, zu Gefallen geschrieben; nicht jedem kann es, nicht jedem will es gefallen. Dazu geht Fischart viel zu sehr seine eigenen Wege, unbekümmert darum, ob er hier oder da anstößt. Aber dennoch wird jeder Politiker, wird jeder, der für die Geschichte unsrer Tage Interesse hat, mit Aufmerksamkeit in dem

Digitized by Google

Werke blättern, und vielem von dem, was der Autor aus reicher Sach- und Personenkenntnis sagt, zustimmen. Vielen wird das Buch mit seinem reichen interessierenden Material ein willkommenes Nachforschungswerk sein."

Wochenausgabe des Berliner Tageblatts: „Politische Fäden, die sich Jahrzehnte hindurchspinnen, werden in diesem Buch entwickelt und entwirrt und die Kunststücke der Diplomaten, die auf falschen Wegen gegangen, aufgedeckt. Es ist ein ganz eigener Reiz, den das Werk dadurch ausübt, daß es den Leser hinter die Kulissen der sogenannten hohen und großen Politik blicken läßt. Was viele kaum geahnt vom politischen Treiben und politischen Umtrieben, wie Bündnisse zustandekommen und günstige politische Konstellation von schwachsichtigen Diplomaten nicht beachtet und ausgenutzt worden sind, das alles erkennt man klar und deutlich aus Fischarts Buch."

Mecklenburgische Zeitung: „Fischart skizziert, aber ich möchte ihn doch zu den berufenen Porträtisten zählen, weil er, wie unsere großen Karikaturisten, mit wenigen fixen Strichen die charakteristische Linie weg hat, die den besonderen Ausdruck eines Kopfes ausmacht."

Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig: „Der Deckname, entlehnt von dem alten großen Humoristen, steht dem Zeichen dieser literarischen Porträtskizzen recht gut zu Gesicht."

Berliner Hochschul-Nachrichten: „Auch der politisch Andersdenkende kann die „politischen Köpfe" getrost einmal durch die Brille des demokratischen Satirikers sehen, ohne jede Meinungsverschiedenheit gleich durch ein wütendes Fragezeichen zu markieren."

Deutsche Volkszeitung, Hannover: „Grelle Schlaglichter sind es, die er auf die einzelnen führenden Männer in Parlament und Presse, Regierung, Heer und Marine wirft, so daß porträtähnliche Skizzen entstehen, die das Wesentliche, die Hauptzüge der Männer und Ereignisse wiedergeben. Ein interessantes Buch."

Die Hilfe, Berlin: „Eine anschauliche Art, Geschichte lebendig zu machen! Dem Verfasser ist sein Versuch aufs beste gelungen."

Düsseldorfer Zeitung: „Es handelt sich um geistreiche, bisweilen auch geistreichelnde, fast immer bosshafte, stets aber fesselnde Bilder und Zerrbilder, wirklich und vermeintlich bedeutender Politiker, von einem Mann,

Digitized by Google

der mehr als andere gesehen und gehört, erspäht und erlauscht hat, vor und hinter der Schranke Bescheid weiß."

Demokratische Partei-Korrespondenz: „Wir weisen unsere Freunde im Land auf dieses Buch nachdrücklich hin."

Oberschlesische Grenzzeitung: „Satirisch ist seine Darstellung, ohne indes von der Wirklichkeit allzuviel abzuweichen."

Das demokratische Deutschland: „Es ist der erste Versuch einer Zeitgeschichte in politischen Porträts. Man muß zugestehen: der Versuch ist gelungen."

Lippische Landeszeitung, Detmold: „Überall Interieurs von großem Reiz. Zugleich verwendbar für Agitation. Was über Paul Fuhrmann, Stresemann, Reventlow gesagt ist, verdient, den weitesten Kreisen bekanntgegeben zu werden. So weisen wir unsere Freunde im Lande auf dieses Buch nachdrücklich hin."

Kölner Tageblatt: „Satirisch ist seine Darstellung, ohne indes von der Wirklichkeit allzu weit abzuweichen. Alle die Persönlichkeiten, die hinter den Vorgängen der letzten Jahre standen, werden einzeln aufgeführt und in ihren Lebensschicksalen und Motiven aufgedeckt."

Geraisches Tageblatt: „Das Buch ist geeignet, in weitestem Maße berechtigtes Interesse und Aufsehen zu erregen."

Das demokratische Steglitz: „Die führenden politischen Persönlichkeiten der letzten Jahre sind mit sicheren Strichen dargestellt."

Heidelberger Neuesten Nachrichten: „Man liest dieses Buch nicht nur mit Gewinn, sondern auch mit Vergnügen."

Groß-Lichterfelder Lokalanzeiger: „Es ist ein politischer Gewinn und ein ästhetischer Genuß zugleich, sich in die politischen Köpfe zustimmend oder auch widersprechend zu vertiefen."

Volk und Land: „Zu einem stattlichen Bande vereinigt, stellen sie nicht mehr und nicht minder als ein Stück deutscher Geschichtsschreibung dar, das den Reiz einer besonderen plastischen Lebendigkeit auch in späteren Zeiten nicht verlieren wird."

Schlesische Zeitung, Breslau: „Persönliches und Satirisches wird mit einander verbunden und gibt interessanten Lesestoff, der aber mit scharfer Kritik behandelt sein will."

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY DUPL
32101 038130975

Digitized by Google